UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Kleine Schriften zur deutschen Philologie

Hübner, Arthur

Berlin, 1940

urn:nbn:de:hbz:466:1-69607

Visual Library

Arthur Hübner

Kleine Schriften zur deutschen Philologie

Herausgegeben von

Hermann Kunisch und Ulrich Pretzel

1940

Verlag Dr. Emil Ebering, Berlin SW 68

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Arthur Hübner

Kleine Schriften zur deutschen Philologie

Herausgegeben von

Hermann Kunisch und Ulrich Pretzel

1940

Verlag Dr. Emil Ebering, Berlin SW 68

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

11
BTNH
1056+1

GESAMTHOCHSCHULBIBLIOTHEK
Wp 1
PADERBORN

03
M
57187
77/34091

Inhaltsverzeichnis

Einführung

Arthur Hübner von Hermann Kunisch 7

I. Zur Geschichte der deutschen Philologie

Antrittsrede in der Preußischen Akademie der Wissenschaften . . . 23
Jacob Grimm 26
Bericht über das Deutsche Wörterbuch 37
Franz Jostes 42
Gustav Roethe als wissenschaftlicher Organisator 52
Bespr. von Rud. Hildebrand, Briefe und Volk und Menschheit . . . 65
„ „ Konrad Burdach, Vorspiel Bd. I 68
„ „ Von Wenker zu Wrede 71

II. Zur deutschen Sprache und Volkskunde

Zur Charakteristik der Soldatensprache 77
Um das Reichsamt der deutschen Sprache 89
Der Duden und die deutsche Rechtschreibung 102
Bespr. von M. H. Jellinek, Gesch. der neuhochdtsch. Grammatik . . 110
„ „ Ew. Geißler, Erziehung zur Hochsprache, 1. Teil . . . 113
„ „ Jos. Müller, Rheinisches Wörterbuch, 1. Bd., 1. u. 2. Lief. 115
„ „ Ferd. Wrede, Deutscher Sprachatlas, 1. Lief. 120
„ „ Luise Berthold, Hess.-Nass. Volkswörterbuch, 2. Bd., 1. Lief. 126
„ „ Wilh. Peßler, Plattdeutscher Wortatlas von Nordwestdeutschland 132
„ „ „ „ , Deutsche Wortgeographie 136
Der deutsche Volkskundeatlas 140
Eine neue niederrheinisch-westfälische Liederhandschrift aus dem 16. Jh. 156

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

III. **Zur älteren deutschen Literaturgeschichte**

Frühe deutsche Lyrik 169
Alexander der Große in der deutschen Dichtung des Mittelalters . . 187
Deutsches Mittelalter und italienische Renaissance im Ackermann aus Böhmen 198
Bespr. von Th. Matthias, Die Werke Wolframs von Eschenbach erneuert 211
„ „ J. Huizinga, Herbst des Mittelalters 214
„ „ Rud. Stadelmann, Vom Geist des ausgehenden Mittelalters 217
„ „ Helmut Kißling, die Ethik Frauenlobs 222
„ „ Konrad Burdach, Die nationale Aneignung der Bibel und die Anfänge der deutschen Philologie 228
„ „ S. Singer, Die religiöse Lyrik des Mittelalters . . . 230

IV. **Zur neueren deutschen Literaturgeschichte**

Lessings Plan eines deutschen Wörterbuchs 235
Goethe der Deutsche 246
Goethe und die deutsche Sprache 254
Goethe und das deutsche Mittelalter 268

Anhang

Aus vaterländischen und politischen Reden 284

Schriftenverzeichnis

1905—1937 293
Nachrufe 303

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Einführung

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Arthur Hübner

17. September 1885 — 9. März 1937

Arthur Hübner liebte es, von der Germanistik als einer adeligen Wissenschaft zu sprechen; daß und wie sehr sie es sein kann, dafür ist er selbst ein gültiger Zeuge. Und ihm war es vergönnt, Person und Werk in eine seltene Übereinstimmung zu bringen. Das lag zutiefst daran, daß er seine Wissenschaft als Amt und Verpflichtung lebte, mit einer in der Tiefe wirkenden Kraft und sittlichen Stärke, die viele erst bei seinem frühen Tode mit Trauer verstehen lernten. Das Werk, das Arthur Hübner hinterließ, als er einundfünfzigjährig starb, ist nicht eben sehr umfangreich. Wie sein Lehrer Roethe sah er es als ein verderbliches Übel an, daß in der Wissenschaft zu viel geschrieben würde: man solle nicht jeden Einfall drucken lassen. Seine unerbittliche Strenge, die er gegen sich und andere übte, ließ ihn erst das aussprechen, was wirklich zur Darstellung reif war. Heute mag man bedauern, daß durch solche Härte die von ihm geplante Literaturgeschichte des 14. und 15. Jahrhunderts, eine der dringendsten Aufgaben der Germanistik, ungeschrieben geblieben ist. Sie sollte die Krönung seiner Arbeit bilden, und er glaubte noch Jahre dazu nötig zu haben. Viele Teile aber, so das weitausgreifende Kapitel über die mittelalterliche Mystik, hätten milderem Urteil als dem seinen schon jetzt standgehalten. In seinem Bild möchte man freilich diesen Zug der Wahrhaftigkeit und Strenge nicht missen; und es gilt das Gesetz zu achten, nach dem dieser Geist sich vollendete.

Die 'kleinen' Schriften, zum größten Teil bereits veröffentlicht, aber oft so abgelegen oder nur in Privatdrucken, daß eine Übersicht kaum zu gewinnen und eine tiefere Wirkung nicht möglich war, runden das Bild, das sich aus Hübners selbständigen größeren Arbeiten ergibt, bedeutsam ab. Ihren eigenen Reiz haben sie aber darin, daß sie den Zusammenhang und das notwendige Wachsen des Gesamtwerkes sichtbar machen: die Einheit und 'Folgerichtigkeit des allseitig verzahnten wissenschaftlichen Werkes'. So gesehen sind besonders auch die Rezensionen über ihren unmittelbaren Gegenstand hinaus bedeutsam, sie zeigen vielfach die Fäden, die das Ganze verknüpfen. Die großen Besprechungen etwa der Bücher von Huizinga und Stadelmann, beide der Münsterschen Zeit angehörend, lassen bereits die Blickrichtung und einzelne Anschauungen erkennen, die später bei den Untersuchungen zu den Geißlerliedern und dem Ackermann aus Böhmen hervortreten. Man erkennt, wie seit langem sich vorbereitende Gedanken langsam dichter und deutlicher werden. Oder die Gründe, die ihn gegenüber Burdach das Deutsche im Ackermann verteidigen lassen, sind in der rund zehn Jahre früher geschriebenen Rezension von Burdachs 'Vorspiel' sichtbar. Alle Probleme, die ihm besonders

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

nahe lagen, sind wenigstens in Andeutungen in den 'Kleinen Schriften' enthalten, so daß diese in vieler Hinsicht eine Vorstellung von der unausgeführten Literaturgeschichte zu geben vermögen.

Aufs Ganze gesehen, ist Hübners Arbeit die des Literarhistorikers, wenn auch daneben der Volkskundler und der Organisator nicht vergessen werden dürfen. Seine ersten und seine letzten Arbeiten galten der Literaturgeschichte des Mittelalters; zwischen dem 'Daniel' und dem 'Ackermann' liegen eine ganze Reihe größerer und kleinerer Darstellungen, die sich je länger desto deutlicher um sein eigentliches Anliegen, die Literaturgeschichte des 14. und 15. Jahrhunderts, gruppieren. Mehrfach verfolgte er einzelne Gestalten oder Probleme durch das ganze Mittelalter, um den Unterschied des späteren vom hohen Mittelalter greifen zu können. Die 'Kleinen Schriften' enthalten den 'Alexander', ein schönes Beispiel dieser Art. Zwei andere, besonders wichtige Arbeiten finden sich im Nachlaß, entziehen sich aber der Veröffentlichung, da sie nicht bis in Letzte ausgeführt sind: ein Vortrag über die 'Wundertiere des Mittelalters' aus dem Jahre 1921 und ein bedeutsamerer vom 'Antichristglauben des Mittelalters'. Das Schwergewicht dieses Vortrages aus den Jahren 1921/22 liegt auf den spätmittelalterlichen Dichtungen und den Wandlungen, denen die Antichristvorstellung in dieser Zeit unterworfen ist: wie das 15. Jahrhundert die Gestalt, die in den ältesten Darstellungen 'etwas über- und Außermenschliches' hat und von den 'Schauern der Endzeit' umgeben ist, immer mehr an sich heranholt, so daß sie das 'Mythisch-Entfernte' verlor, und der Antichrist 'sozusagen zu einem Zeitgenossen' wurde und in die Sphäre des Zauberers und Gauklers geriet. Zwischen diesem spätmittelalterlichen Antichrist und 'dem anderen großen Zauberer des 16. Jahrhunderts', Faust, glaubte Hübner Beziehungen zu erkennen. Der Vortrag enthält den Versuch, den Wechselwirkungen zwischen Antichrist- und Faustsage nachzugehen. Später hat sich seine Kenntnis dieses Stoffes wesentlich erweitert, und es bleibt zu bedauern, daß er nicht mehr die Zeit gefunden hat, ihn diesem Stand seines Wissens entsprechend noch einmal darzustellen. Das Eschatologische in der Mystik war damals noch nicht herangezogen. Hinterher ließ er in Münster eine Arbeit über das 'Eschatologische bei Mechthild von Magdeburg' schreiben, und in seinem Mystikkolleg, 1925 zum ersten Male gelesen, sind diese Gedanken breit entwickelt. Wir müssen uns mit den einzelnen Hinweisen in gedruckten Arbeiten, so im 'Alexander' und in den 'Geißlerliedern', begnügen.

Noch ein Weiteres aus dem Umkreis der spätmittelalterlichen Literaturgeschichte läßt sich in Ansätzen erkennen: die beiden ihn stark beschäftigenden Probleme der literarischen Schichtung, nach Hübners eigenem Wort im späten Mittelalter am deutlichsten faßbar, und des Verhältnisses von Dichtung und Wahrheit. Jenes kommt in fast allen Arbeiten zum Ausdruck, besonders reizvoll in dem Aufsatz über die Darfelder Liederhandschrift, am eindringlichsten in den 'Geißlerliedern'. Zu den schmerzlichsten Verlusten, die Hübners Tod gebracht hat, gehört der, daß wir von seinen Arbeiten über das Problem von Wahrheit und Dichtung im Mittelalter nicht viel mehr besitzen als das Wissen um seine Absicht. Von allen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Aufgaben, die er als Forscher angegriffen hat, war diese am tiefsten mit seinem Wesen verbunden. Die Frage nach dem Wirklichkeits- und Erlebnisgehalt literarischer Denkmäler hat ihn schon früh beschäftigt, nicht nur im Hinblick auf die mittelalterliche Literatur. Die Goethe-Interpretationen seines ersten Dozentensemesters sprechen schon davon. In der grundsätzlichen Einleitung mahnt er zur Vorsicht bei der biographischen Ausdeutung Goethescher Dichtungen und dichterischer Gestaltungen überhaupt. In diesem Zusammenhang wird bereits auf den Minnesang verwiesen; man fühlt sich an die spätere Einleitung zu der 'Frühen deutschen Lyrik' erinnert, die diese in Hübners verhaltenem Wesen tief begründete Scheu fast übertrieben hat. Verwandte Probleme traten ihm in der Mystik entgegen. Die reizvollsten Kapitel seines Mystikkollegs sind die über Seuse und Rulman Merswin und seinen Gottesfreund im Oberland, eben wegen der dort auftauchenden Frage nach der 'Wahrheit' ihrer Schriften, was noch einen Schritt weiter bedeutet als die Frage nach der Verfasserschaft. Seuses Vita fesselte ihn deswegen besonders, weil hier die Entscheidung über den Wirklichkeitsgehalt besonders schwierig ist und weil darüber hinaus festgestellt werden muß (und dies war ihm das Wichtigere), was es für Seuses religiösen Charakter bedeutet, wenn die Vita nicht in wörtlichem Sinne als Wahrheit zu nehmen ist, mit anderen Worten, wenn sie nicht wie eine moderne Selbstbiographie zu betrachten ist. Bei Rulman Merswin suchte er zu klären, wie weit seine Erfindung des Gottesfreundes als Fälschung zu werten ist, und was sie über die Wahrhaftigkeit und Lauterkeit dieses Mannes aussagt. Solche Einzelbeobachtungen führten ihn dazu, in dieser Frage ein für die Beurteilung des mittelalterlichen Menschen überaus Entscheidendes zu sehen und ihr in der ganzen Breite nachzuspüren. Bei beiden, Seuse und Merswin, versuchte er den Abstand, der den mittelalterlichen Menschen von uns trennt, zu erkennen und ihnen so die Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, die ihnen ein Nichtbeachten dieses tiefen Unterschiedes allzu oft vorenthalten hat. Diese Dinge waren das Letzte, das ihn beschäftigt hat, und sollten den Inhalt des Vortrages bilden, den er im März 1937 in Rom halten wollte. Es ist ein schöner Gedanke, daß gerade diesen Fragen die letzten Anstrengungen seines Geistes gegolten haben.

Der Volkskundler Hübner ist von dem Literarhistoriker nicht zu trennen, jener hat diesen, dieser jenen beeinflußt. Ein Kapitel wie das über den Stil des Volksliedes in seinem Volksliedbuch verdankt sein Bestes dem Philologen und Interpreten älterer und neuerer Dichtung. Umgekehrt hat aber der Deuter kunstmäßiger Dichtung vom Kenner volkstümlicher Literatur gelernt. Das Unterscheidende hat den Blick geweitet und vertieft. Der junge Hübner der Goethe-Interpretationen weiß noch nicht viel vom Volkslied. Bei der Erklärung von Goethes Anakreontikon 'Kleine Blumen, kleine Blätter' und dessen Fortleben ahnt man, wieviel reicher und tiefer der spätere Hübner hier gedeutet hätte — und wieviel wärmer: diese Seiten atmen fast ein wenig Kälte und Ablehnung. Hier wirkt Roethes Urteil nach. Und man erkennt, wie sehr der spätere Hübner neben Roethe als ein Eigener steht. Ebenso ist das Problem literarischer Schichtung vom Volkskundler vertieft worden. Es

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

ist schwer, im einzelnen nachzuweisen, wo sich der Literarhistoriker vom Volkskundler scheidet, um so schwerer, da beide je länger je mehr aus einem Nebeneinander zu einer inneren Einheit werden. Der Vortrag über Goethes Sprache zeigt das in besonders eigener Weise; am fruchtbarsten ist das Ineinanderwirken in den Geißlerliedern geworden.

Hübner hat nur wenige selbständige Arbeiten zur Volkskunde unternommen; außer den beiden zusammenfassenden Büchern über Volkslied und Mundart, die mehr sind als nur für einen weiteren Leserkreis berechnete allgemeine Darstellungen, eigentlich nur den anziehenden Aufsatz über die Darfelder Liederhandschrift, aus dem die ganze Freude der Münsterschen Jahre leuchtet. Nach außen hin bedeutsamer war Hübners Wirken als Volkskundler dort, wo es sich mit der Tätigkeit des wissenschaftlichen Organisators verband: in seinen Bemühungen um den Atlas der Deutschen Volkskunde und die deutsche Dialektgeographie. Das Westfälische Wörterbuch, auf Vorarbeiten von Franz Jostes ruhend, wurde von ihm dem Kreise der von der Preußischen Akademie betreuten Dialektwörterbücher angeschlossen. Die in den 'Kleinen Schriften' zusammengefaßten Rezensionen zur Dialekt- und Wortgeographie lassen die Weite seines Planens und die Wachsamkeit seines Blickes gerade auf diesem Felde erkennen. Immer ging er bei solchen Gelegenheiten über den ersten Anlaß hinaus, griff das Grundsätzliche mit sicherer Hand heraus und wies hin auf das, was noch zu tun war. Es gab wenige Forscher, die so wie Hübner beim Angreifen von Problemen und Aufgaben den untrüglichen Blick hatten für das, 'was zugleich nötig und möglich ist'. Dem Plan des großen Volkskundeatlasses widmete er die ganze Fähigkeit großzügiger Grundlegung. Allen vorschnellen und unzulänglichen Lösungen war er heftig abgeneigt; er versuchte immer von vornherein die den Notwendigkeiten des Ganzen entsprechende Form zu finden. Man beachte daraufhin in den Rezensionen seine, bei aller Anerkennung des Geleisteten, gegen Peßler und die Marburger wortgeographischen Karten mehrfach erhobene Forderung eines großen deutschen Wortatlasses. Von allen Unternehmungen lag dem Organisator Hübner das Grimmsche Wörterbuch am nächsten, für das er in jüngeren Jahren als Mitarbeiter fünf sehr gewichtige Lieferungen geschrieben hat. Sein Abweichen von dem Roetheschen aristokratischen Prinzip der freien Mitarbeiter und die Einrichtung der Arbeitsstelle bei der Preußischen Akademie war die einzige Möglichkeit, das große Werk, das schon so viele Schicksale hinter sich hatte, mit einiger Wahrscheinlichkeit zu vollenden. Hier hat sich seine sicher planende Hand am glänzendsten bewährt.

Gerade diese organisatorische Seite in Hübners Wesen, die sich nach seiner Rückkehr nach Berlin und Aufnahme in die Preußische Akademie reich zu entfalten begann, war für viele das überraschendste in seinem wissenschaftlichen Werdegang. Diese ins Große gehende, der harten und fordernden Züge nicht entbehrende Entwicklung des im stillen lebenden und arbeitenden Hübner — war in ihm doch trotz aller modernen Färbung ein Stück Romantiker lebendig; nicht von Ungefähr hat er in seiner Grimm-Rede die 'stille Bürgerlichkeit' in Jacob Grimms Leben betont — hat kaum einer vorausgesehen, als er Roethes Nachfolge in Universität und Akademie antrat.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Hübner hat sich, wie er in Gesprächen aus seiner letzten Münsterschen Zeit äußerte, trotz vielen entgegenstehenden Bedenken diese Nachfolge gewünscht. Goethe hat einmal gesagt: 'Unsere Wünsche sind Vorgefühle der Fähigkeiten, die in uns liegen, Vorboten desjenigen, was wir zu leisten imstande sind'. Ein Wort, das nur für wahrhaftige und im Inneren klare Menschen Gültigkeit haben kann. In Hübners Weg hat es eine schöne Bestätigung erfahren.

Der Literarhistoriker Hübner hat über das Gebiet der mittelalterlichen Dichtung hinausgegriffen und auch die neuere Literatur herangezogen: in seinen Studien zum Naogeorg und in seiner das ganze Leben währenden Beschäftigung mit Goethe. Nach den frühen Interpretationen Goethescher Gedichte brachte das Goethejahr 1932 seine beiden Reden 'Goethe der Deutsche', in London gehalten, und 'Goethe und die deutsche Sprache' im Rahmen der Goethe-Feiern der Berliner Universität. Diesen beiden folgte im Jahre 1936 die gehaltvollste seiner Goethe-Arbeiten, die Weimarer Rede 'Goethe und das deutsche Mittelalter', vielleicht das für Hübner bezeichnendste und bei aller Zurückhaltung am stärksten bekenntnishafte Stück seines ganzen Werkes.

Von dieser Rede aus ist man versucht zu fragen, wie Hübner zum Mittelalter stand, und wieweit seine Beschäftigung mit Goethe nur ein Wiederaufnehmen alter Berliner Übung war. Seine Weimarer Goethe-Rede verbirgt hinter der Darstellung von Goethes Ringen um das Mittelalter Hübners eigenen Kampf. Das, was diese Arbeit über die eigentlich wissenschaftliche Bedeutung hinaushebt, ist dieses Menschliche: die Auseinandersetzung eines aufrichtigen Geistes mit der Welt, der er seine Hauptarbeit verschrieben hat, die er liebt mit der Treue des Forschers, gegen die sich aber immer wieder etwas in ihm auflehnt. Man darf nicht übersehen, wie Hübner innerlich auf die Seite Goethes tritt, und es ist, wie wenn sich Unterdrücktes Raum verschafft, ein Widerstand gegen das mittelalterliche Wesen, das auch Goethes Widerstand erweckte: 'Zum Rasendwerden! schön und toll zugleich'. Es ist doch Anerkennung darin, wenn es heißt: 'Den goldenen Glanz, den die Romantik auf diese Trübe warf, konnte Goethe nicht gelten lassen, er hätte sich denn untreu werden müssen'. Und es ist eine Verteidigung Goethes gegen die Romantiker und ihre Mittelalterbegeisterung, wenn er hervorhebt, 'daß dieser einen bedächtigeren Schritt hielt, als die, die 30 oder 40 Jahre nach ihm geboren waren'. Andere Sätze sind voller Zustimmung und atmen eine ungetrübte Freude an dieser Zeit. Hübner liebte das Mittelalter, aber er ist, wie Goethe, verstimmt, wenn die Romantiker es loben. Auch sein Verhältnis zu ihm war kein von vornherein gesichertes; es mußte ihn immer wieder, wie den Dichter des zweiten Faust, 'ein Stück Mittelalter überwinden'. Diese Goethe-Rede ist für uns besonders kostbar, weil sie mit Spannungen geladen ist, von Hinneigen und geheimem Widerstreben erfüllt ist, weil es hinter ihren Worten gewittert 'in den Tiefen, wo die Entscheidungen fallen'.

In diesem Zusammenhang gewinnt die Frage, warum Hübner gerade das späte Mittelalter bevorzugt hat, besondere Bedeutung. Außer rein wissenschaftlichen und stofflichen Gründen — der Schüler des Organisators Roethe sah hier am meisten zu tun: Deutsche Texte des Mittelalters, Handschriften-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

archiv; den Literarhistoriker fesselte neben den eigenartigen dichterischen Persönlichkeiten, für deren gerechte Beurteilung uns die Maßstäbe noch fehlen, das erst im späten Mittelalter recht faßbare 'vielgestaltige literarische Leben, das uns tiefe Einblicke gestattet in die Wechselwirkung von Autor und Publikum' — neben solchen wissenschaftlichen Gründen ist es im Tiefsten ein menschlicher Grund: in diesen 'entscheidungsvollen Jahrhunderten' suchte er die 'keimenden und wachsenden Gedanken, denen die Zukunft gehörte', also eigentlich doch das, was aus dem Mittelalter hinausführt. Von hier aus gesehen ist die Beschäftigung mit Goethe mehr als ein Anknüpfen an eine bestehende Tradition, wird das verhüllte Ringen in der Weimarer Goethe-Rede menschlich bedeutsam.

Es ist wohl kein Zufall, daß es unter Hübners Schriften so viele Reden gibt. Er hatte ein feines und verletzbares Gefühl für den Unterschied der Gattungen auch in der wissenschaftlichen Arbeit. Die Rede war eine der von ihm bevorzugten Formen. Er liebte es, losgelöst von der Arbeit des Forschens und Sammelns, wenn auch auf ihrem Grunde, frei gestalten zu können. Er hatte die Gabe, die Werkstatt hinter seiner Darstellung ganz verschwinden zu lassen, leicht und durchsichtig, nach außen fast mühelos scheinend, zu schreiben, so daß das schwere wissenschaftliche Gewicht auch dieser zusammenfassenden Arbeiten wie aufgehoben ist. Daher haben sie das Unscheinbare und Schlichte. Das Geheimnis dieser Reden und Aufsätze liegt in ihrer Form, und ihr Wert zeigt sich darin, daß sie zu wachsen beginnen, je länger man mit ihnen umgeht. In ihrer äußeren Form sind die kleineren Arbeiten — manche der Rezensionen sind durchaus mit einzuschließen — von einer seltenen künstlerischen Geschlossenheit. In einem strengen Bau fügt sich Gedanke an Gedanke, das Maß der einzelnen Teile ist bewundernswert abgewogen. Damit zusammen geht eine Einheitlichkeit des Tones, die nur selten ein Schwanken der stilistischen Ebene zuläßt. In der künstlerisch geformtesten seiner Reden, der Grimm-Rede, ist an einer Stelle etwas wie eine leichte Störung. Und gerade da merkt man, wie sicher das Ganze sonst gebildet ist. Das ist der Abschnitt vom Deutschen Wörterbuch. So sehr saß dem Treuen die Not am Herzen, daß er hier aus seinem Ton schöner Gehobenheit und warmer Herzlichkeit herausfällt und sachlich-nüchtern eine Zusage gibt, bis wann das Erbe der Brüder Grimm vollendet sein dürfte.

Jede Kollegstunde versuchte Hübner als Ganzes zu formen und abzurunden. Manchmal gelang es in überraschendem Maße. Hübner ist ein Meister der Schlüsse. Niemals war es ein hergesuchter Schluß, wie ein Stück Dekoration angehängt, sondern er wuchs aus dem Ganzen heraus, nur durch den gehobenen und sich weitenden Ton, der vom besonderen Fall ins Allgemeine weist, vom Vorhergehenden unterschieden. Mit feinstem stilistischen Takt wird ein Bezug zwischen dem Sprechenden und dem dargebotenen Stoff angedeutet, oder dem Hörer und Leser das Gesagte als verpflichtend vorgestellt. Oft bestehen solche Schlüsse nur in einem Satz; dieser Satz aber ist wie ein Licht, das alles, was vorher war, in eine besondere Bedeutung hebt und dem Ganzen ein neues Gesicht gibt.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Damit stehen wir bei dem, was den eigensten Reiz Hübnerscher Form darstellt: dem Bekenntnishaften seiner Arbeiten. Hübner konnte nicht sprechen, ohne Zeugnis abzulegen. 'Ich schätze den persönlichen Einsatz des Lehrers sehr hoch'. Wie er aber seinen Gegenstand in Bezug setzte, zu sich, der Zeit, den Hörern, das verriet den Künstler. Seine Mittel waren sparsam und verhalten. Oft wußte nur, wer ihn genauer kannte, wie eine solche Stelle eigentlich gemeint sei. Wie vieles mag uns verborgen geblieben sein. Wie im Leben und Umgang war er auch in seinen gelösetesten wissenschaftlichen Arbeiten von einer Kargheit und Verschlossenheit, die mehr andeutet als offen ausspricht. Er wußte, wie schwer er sich aufschloß, und er hat es sich und denen, mit welchen er umging, nicht immer leicht gemacht. Es war das Preußische in seinem Wesen. Wenn er sich aber einmal mitteilte, dann war er von einer tiefen Güte. Wer ihn in der letzten Zeit gesprochen hat, war beglückt von der Milde und Herzlichkeit, die ihm gerade da eigen war. Wie wenn er Versäumtes nachzuholen hätte. Damals äußerte er: 'Ich war immer so spröde in diesen Dingen'.

Dieses Bekenntnishafte hat seinem Inhalt nach eigentlich nur eine Richtung, man könnte sie allgemein als 'deutsch' bezeichnen. Das häufige Vorkommen des Wortes 'deutsch' in den Titeln Hübnerscher Arbeiten hat seine tiefe Bedeutung. Man könnte auch von ihm als dem Deutschen sprechen, so wie er von Goethe dem Deutschen gesprochen hat. So bewußt er Preuße war und preußisches Wesen, namentlich dessen Pflichtbewußtsein und strenges Dienen ihm eigen war — nicht umsonst stand Lachmann seinem Herzen näher als Scherer, der ihm trotz aller Bewunderung seiner genialen Art immer ein wenig fremd geblieben ist — so sehr hat er sich als Deutscher gefühlt. E. M. Arndt war ihm deswegen lieb, weil er 'Deutscher schlechthin' war. Und Deutscher war Hübner nicht nur aus Pflichtbewußtsein, sondern recht eigentlich aus Liebe. Von dem Arndtschen Wort: 'Verflucht ist, wer von seinem Volke lässet, und elendig gerät das Werk des Mannes, welcher keine Liebe hat', sagt er, daß es auch 'unsere Stimmung heute' sei. Aus dieser Liebe hat der aus dem Kriege Heimgekehrte im Gefolge Roethes seine nationalen Reden gehalten, in denen hohe Geistigkeit und glühende Hingabe sich bezwingend mischen.

Bezeichnend für diese Liebe ist es, daß sie dort, wo er dem Deutschen in Personen oder Werken nachging, das Ganze sah, den Reichtum des scheinbar Gegensätzlichen; das Schmerzliche und das Beglückende, das Gefährliche und das Befreiende. Oft sind es gerade die schmerzvollen Züge deutschen Wesens, die er mit einer zarten Liebe umfaßte, einer Liebe freilich, die überwinden helfen möchte. So hat er vor allem auch in Goethe das Bedenkliche und Gefahrvolle seines Deutschseins verstehend gedeutet, hinter dem Goetheschen Wesen aber das Deutsche allgemein, unser Wesen. So wenn er von Goethe sagte, 'er wäre kein Deutscher, wenn ihn nicht auch etwas von der Tragik umwitterte, die dies deutsche Streben ins Allgemeine, ins Menschliche notwendig mit sich bringt'. Goethe war ihm in seinen scheinbar gegensätzlichen Zügen ein Symbol deutscher Art; aber so sehr nahm er das Gegebene als notwendig an, daß er sagen konnte: 'Wenn wir vor Goethe stehen, das ist das Be-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

glückendste, was er zu schenken hat . . ., das Bewußtsein, wie reich wir Deutschen sind'. Und bei der 'bedenkenvollen Betrachtung', wie Goethes kühle Haltung der Mittelalterbegeisterung gegenüber zu beurteilen sei, heißt es: 'Goethe ging seinen eigenrichtigen Weg zum Mittelalter, aber auch dies war ein deutscher Weg'. In solcher Haltung, die auch vor dem Rätselvollen sich die Liebe nicht trüben ließ, mischen sich zwei Seiten von Hübners Art: der Deutsche, dem deutsches Wesen ein Gegenstand immer erneuter Betrachtung und Bemühung war, und der seinen Gegenstand mit Nüchternheit und Liebe erfassende Wissenschaftler, der gelernt hat, die Dinge in ihrer Eigenart zu betrachten und gelten zu lassen; sie zu sehen, wie sie sind, und sie nicht umzufälschen.

Auch ein deutscher Zug in Hübners Bild ist die Weise, wie er sein Amt in Universität und Akademie als Würde und Verpflichtung auffaßte. Wie Burdach, der aus seinen Forschungen zum deutschen Humanismus 'Betrachtungen über unsere künftige Bildung' ableitete, fühlte er sich gedrängt, Wissenschaft als geistiges Problem, als Bildung zu begreifen. Hübners Sorge ging dabei weniger auf die allgemeine Wissenschafts- und Bildungslage, als vielmehr auf die ihm zunächst Verbundenen: die Studenten — 'meine Studenten' pflegte er zu sagen — und die Universität. Die Stellung des Gelehrten und gelehrter Bildung innerhalb des geistigen Raumes der Nation war ihm ein dauernder Anlaß zu Überlegungen und Forderungen. Das Wort 'Gelehrter' hatte in seinem Munde einen besonderen Klang; er sah darin eine Auszeichnung und einen Adelsschild. Hübners Stolz als Berliner Germanist war nicht nur der, Schüler Roethes zu sein und in der großen Berliner germanistischen Tradition zu wirken, sondern überhaupt Inhaber des Berliner Lehrstuhls als eines im Vordergrunde stehenden und Verantwortung auferlegenden zu sein. Es war sein heimliches Streben, von der Bedeutung eines solchen Amtes für die Nation nach außen hin einen Begriff zu geben. Die Festrede auf Jacob Grimm erhält ihre innere Kraft zutiefst aus dem brennenden Wunsch, einmal öffentlich zu zeigen, was es mit der Ehre und dem Adel des Gelehrtentums eigentlich auf sich habe. Bei wenigen Gelegenheiten ist er so tief von der Bedeutsamkeit der Stunde und seiner ihm zufallenden Aufgabe durchdrungen gewesen. Im Untergrund dieser meisterlich gebändigten Rede bergen sich viel verschwiegene Sorgen. Als er in den Wirth-Streit eingriff, tat er es nicht zuletzt aus dem Gedanken heraus, daß die Öffentlichkeit ein Recht habe, in solchem Augenblick, von dessen Schwere er überzeugt war, von dem Verwalter des Erbes der Grimm, Lachmann, Scherer, Roethe, ein richtungweisendes Wort zu hören. Und sein überlegenes Auftreten mag denn auch weiteren Kreisen wieder etwas von dem Gewicht solches Amtes spürbar gemacht haben. Auch bei geringeren Anlässen hat er aus dem Bewußtsein seiner verantwortlichen Stellung das Wort genommen, so wenn er zum Sprachamt, über Rechtschreibung, oder über die Einigung der deutschen Schriftsprache sich äußerte, wenn er aus Anlaß der Dichtervorlesungen an der Universität sich über den Unterschied des Dichters und des Gelehrten grundsätzlich aussprach. Schließlich sind auch seine eigentlich wissenschaftlichen Arbeiten aus diesem Boden erwachsen. Es gehört zu

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

dem Bezwingendsten in seinem Wesen, wie dieser unauffällige Mann, der so wenig aus sich machte, aus dem Grunde eines kraftvollen und tief sittlichen Bewußtseins einer wichtigen, notwendigen, adeligen Aufgabe lebte; und es waren seine größten Stunden, wenn in öffentlichen Reden dies Bewußtsein in hinreißendem Glanz sich kundtat.

Heute wissen wir, daß die Arbeitsfülle, die auf ihm lastete, über seine Kraft ging und ihn schließlich überwältigt hat. 'Ich habe im Grunde drei Ämter: Universität, Akademie und Deutsches Wörterbuch', sagte er wenige Tage vor seinem Tode, 'jedes allein wäre genug für einen Einzelnen. Ich habe in diesen Tagen überlegt, ob ich mich wie Burdach ganz auf die Akademie zurückziehen sollte. Aber ich mag meine Studenten nicht missen'. Er hat wohl auch gewußt, daß er der Last auf die Dauer nicht gewachsen sein würde; aber er ist nicht ausgewichen und hat alle Bitten, sich zu schonen, überhört und immer wieder das Äußerste von sich gefordert, bis seine Kräfte erschöpft waren.

Solcher Haltung lag eine Wissenschaftsauffassung von größter Strenge zugrunde. Hübner nannte sie selbst 'den preußischen Stil': 'Streng, treu, nüchtern — oder nüchtern scheinend (denn es kann viel gebändigte Phantasie im Hintergrunde stehen)'. Das wichtigste Merkmal dieses Stiles ist die Forderung philologischer Kleinarbeit, die sauber und gewissenhaft die Erscheinungen befragt und deutet, ehe sie darüber hinaus nach großen Zusammenhängen und Ausblicken sucht. Es ist das Erbe Lachmanns, das von Hübner in der Zeit geisteswissenschaftlicher Synthesen bewußt zur heilsamen Gegenwirkung aufgerufen wird. 'Für seine (Lachmanns) strenge Auffassung begann Wissenschaft erst da, wo die Dinge allem Subjektiven entzogen, wo sie hart und scharf beweisbar, am besten mathematisch beweisbar sind'. Damit ist nicht gemeint, daß man bei Lachmann stehen bleiben sollte, wie denn auch Hübner die Notwendigkeit und das Recht geisteswissenschaftlicher Darstellung nie bestritten hat. Er selbst hat sie mit Meisterschaft geübt. Das große Beispiel ist die 'Ackermann'-Untersuchung, die von einzelnen Stilelementen ausgehend die geistigen Wurzeln bloßlegt, aus denen diese Dichtung gewachsen ist. Was Hübner später in dem Aufsatz 'Deutsches Mittelalter und italienische Renaissance im Ackermann aus Böhmen' aussagen konnte, ist gewonnen aus langer und zäher philologischer Arbeit. Was er ablehnte, war ein leichtfertiges und gewissenloses, auf nur geahnten Tatsachen beruhendes Kombinieren und Konstruieren, das er an vielen Orten bedenklich ins Kraut schießen sah. 'Ehe etwas fein und geistvoll ist, muß es ganz einfach richtig sein', so äußerte er sich einmal zusammenfassend über eine Arbeit dieser Art. Die größte Gefahr solcher Wissenschaftshaltung lag für ihn im Ethischen. Der Anfänger sollte erzogen werden zur Aufrichtigkeit und Gewissenhaftigkeit. Das aber sah er gefährdet, wenn man den seiner Mittel noch nicht Sicheren anleitet, große Zusammenhänge und Probleme anzugreifen, zu deren Beherrschung lange und harte Übung nötig ist. Seine wahrhafte und unbestechliche Art war allem Unredlichen feind. Es war, als ob in seiner Nähe alles Unklare und Unrechte nicht gedeihen konnte, als ob er durch sein bloßes Dasein, seine bloße Gegenwart alles Trübe fernhielt.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Eine herbe, vielleicht ein wenig kühle, aber reine und klare Luft war um ihn. Immer wieder hat er die Studenten gewarnt vor einem Tun, das blendend in die Augen sticht und junger Begeisterung wie eine Befreiung aus dem hergebrachten philologischen Betrieb scheinen mußte. In seiner Einleitung in die Philologie, die er mit Absicht als erstes Kolleg bei seiner Rückkehr nach Berlin las ('Ich denke, daß es sehr eindeutig Farbe bekennen wird'), heißt es: 'Nach meiner überzeugung ist nichts so geeignet, das wissenschaftliche Gewissen zu erziehen, wie die kritisch-philologische Methode, und daß sie erzieht, das ist ja doch das Beste an aller Wissenschaft'.

Nicht immer geht die Begabung des Wissenschaftlers zusammen mit der des Lehrers. Hübner war ein Lehrer und Erzieher von vielen Gnaden. Am meisten durch die Eigenart seines Wesens, in der Mensch und Gelehrter in glücklicher Weise übereinstimmten, wodurch der Eindruck der Echtheit und Wahrhaftigkeit hervorgerufen wurde. Solche Haltung zieht allemal an und bestimmt zur Nachfolge. Hübner war aber auch im eigentlich pädagogischen Sinne ein ausgezeichneter Lehrer. Er hatte die Gabe des Wortes wie wenige. Sein Vortrag war leicht und anziehend, ob es nun sachliche und nüchterne Dinge waren, die er darlegte, oder solche, denen seine Liebe besonders gehörte, wie Wolfram von Eschenbach, Oswald von Wolkenstein oder die Mystik. Seine Einführungen ins Gotische, Althochdeutsche und Mittelhochdeutsche vermochten auch den Fernerstehenden zu fesseln. Und dabei hat er nie Schwierigkeiten übergangen oder den Tatsachen ihre Härte genommen; wer sich nicht ernsthaft bemühen wollte, fand zu ihm keinen Zugang. Aber Hübner verstand die Kunst der Auswahl, der Gliederung und der Unterscheidung. Wichtiges wußte er von Nebensächlichem zu trennen und so dem Anfänger den Weg durch neues Land leichter zu machen. Er konnte, wenn es die Zeit der einzelnen Stunde oder des Semesters erforderte, breite Stoffmassen energisch zusammenfassen und gewann dadurch Raum, sich bei den Dingen, wo es sich lohnte, länger aufzuhalten. Es waren die schönsten Augenblicke seiner Vorlesungen, wenn er an die Seite des Katheders trat, sich leicht auf dessen Kante stützend, das Gesagte noch einmal wieder aufnahm und Gedanken daran knüpfte, wie sie der Augenblick und eine plötzliche Regung ihm eingab. An solchen Haltepunkten trat er gleichsam aus einem geschlossenen Kreis heraus und verwandelte die Vermittlung gelehrten Wissens in einen intimen, tiefere Bezirke aufschließenden Umgang. Hübner hielt keine Vorlesung und keinen Vortrag ohne ein genaues und wörtliches Manuskript. Die Aufzeichnungen vor allem der Kollegs sind mit vielen Zeichen versehen, die die Vortragsweise festlegen sollten. Gleichgeordnete Gedanken sind äußerlich gekennzeichnet, ebenso hervorgehobene Stellen; lange Bogen, über die Zeilen hinweg, verbinden Abschnitte, die im Ton zusammengefaßt werden sollten. In seinem Nachlaß befinden sich rund dreißig Kollegs, die in dieser Form niedergeschrieben sind; jedes einige hundert Seiten umfassend, mit seiner feinen, eigenwilligen Schrift bedeckt. Trotz solcher Vorbereitung 'las' er nicht eigentlich, sondern er entfaltete sich im Vortrag frei. Seine Worte waren immer deutlich an die Hörer gerichtet. So konnte es geschehen, daß er, an einen Einzelnen sich wendend, sagte: 'Und wenn Sie noch so sehr mit

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

dem Kopf schütteln, es ist doch so'. Die Stunde oder der Vortrag begann meist leise und matt; ein wenig zusammengesunken, oft mit abgespannten, müden Zügen, trat er zum Katheder. Aber bald straffte sich die Gestalt, die Stimme wurde fester, der Ausdruck lebhafter, und wachsend gerieten die Hörer in den Bann seiner Rede, die sich bis zum gehobenen Ende steigerte. So wie er alle anfängliche Müdigkeit während des Sprechens überwand, kam auch der Hörer in immer stärkeres Angespanntsein. Die Erregung solcher Stunden schwang lange in ihm nach. Noch sehe ich ihn nach dem Kolleg über den mit hohen Linden bestandenen Domplatz in Münster gehen, ein wenig vornübergeneigt, Kopf und Hände leise bewegend und weiter vor sich hinsprechend.

Das Beste, das der Lehrer Hübner zu geben hatte, empfingen die, die in seinem Seminar mit ihm arbeiteten. In diesen Stunden hatte zunächst der das Wort, der seinen Textabschnitt interpretieren mußte; dann folgte die Arbeit des ganzen Seminars. Die Textherstellung, Übersetzung, die inhaltliche und stilistische Deutung wurden geprüft, wobei Hübner selbst immer das Letzte und Beste gab. Und doch nahm er jeden Hinweis ernst, und die Art, sich als gleichberechtigt behandelt zu sehen, hat manchem Schüler Vertrauen zu sich und seiner Arbeit gegeben. Freilich konnte er auch tadeln, meist mit einer kurz, leicht lächelnd hingeworfenen Bemerkung: 'Ach, ich dachte, Sie könnten Mittelhochdeutsch'. Die Auseinandersetzung über eine Textstelle konnte sehr lebhaft werden; bei einer besonders schwierigen Frage sagte Hübner einmal nach einem längeren Hin-und-Her: 'Ich gebe mich geschlagen'. Dann lehnte er sich auf seinem Stuhl zurück und ließ den Berichterstattenden weitersprechen. Bis er diesen plötzlich unterbrach: 'Ich habe doch recht'. Und dann folgte eine lange, alle Möglichkeiten ausschöpfende Interpretation der Stelle. Bis zum Schluß der Stunde hat er dann das Wort behalten. Nicht selten geschah es, daß er nach der Sitzung, wenn einzelne Seminarmitglieder noch debattierend beieinanderstanden, aus seinem Zimmer wieder hinzutrat und an der Unterhaltung teilnahm. Wenn wir Hübner auf dem Katheder bewunderten, in diesen Stunden, da er die meisten Anforderungen an uns stellte, lernten wir ihn lieben, und nie haben wir uns dankbarer als seine Schüler gefühlt.

Das Ethos der Wissenschaft ging ihm wie Roethe über alles. In der 'Einleitung in die Philologie' sagt er: 'Man muß erst den Stoff beherrschen, ehe man dazu übergeht, ihn in größere Gedankenkreise einzugruppieren; das ist keine Frage der Methode, sondern der Wahrhaftigkeit. Aber die Herrschaft über den Stoff ist eine Sache, die mühselig erkauft sein will. Es ist viel schwerer, ein schmales Gebiet wirklich zu beherrschen, als ein weites geistvoll zusammenzufassen, und weil es schwerer ist, ist es auch mehr wert'. Es kennzeichnet seine sittliche Natur tief, daß seine nächste Sorge auf die Erziehung zur härteren, strengeren Arbeit ging. Er glaubte so sehr an den Wert der Anstrengung, der Mühe, daß für ihn das schwerer Erarbeitete auch das Richtigere war. Die Wahrheit, oder einfacher gesagt, das Richtige, erschließt sich nur der angestrengten Arbeit. In einer kleinen Notiz zur Einleitung in die Philologie heißt es: 'Nicht Einfall, sondern Untersuchung; nicht Einstellung, Richtung, sondern Güte der Mache;

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

nicht der Aufwand von Geist, sondern richtig oder falsch'. Und endlich ganz deutlich: 'Nur in dem letzten Willen zur Wahrheit hat die Wissenschaft ihr Recht, das ist das adeligste an dem Handwerk, das wir treiben, daß der Kampf um den höchsten sittlichen Begriff, eben um die Wahrheit geht — auch wenn der Kampf einmal seinen Träger gegen sich selbst stellt, auch wenn die Wahrheit einmal unbequem ist'.

Hübner hat zur Bestätigung für seine Auffassung wiederholt auch auf Burdach hingewiesen, 'der als Führer auf dem neuen Felde der Geisteswissenschaft gilt, und den man wohl gelegentlich gegen eine veraltete Philologie ausgespielt hat'. Denn auch in ihm sah er 'die hohe, aber heute ins Gedränge geratene Gelehrtentugend' verkörpert, die im kleinsten Punkt die größte Kraft sammelt, und in der Verwirrung und im Streit der Meinungen sollen Burdachs Arbeiten 'in ihrer Erdenschwere auch lehren, mit welchem Ballast geisteswissenschaftlicher Flug belastet sein darf oder sein muß'.

Mit Hübners Überzeugung, daß die Wahrheit das letzte Ziel wissenschaftlicher Arbeit sei, stimmt seine Einschätzung der Sprache und des Wortes überein. Er begann seine Einleitung in die Philologie mit einem 'Bekenntnis zum geschriebenen Wort'. Das Wort war für ihn vor allem 'Sinnträger'. 'Das Wort ist Träger eines Geistigen: das Geistigste, was der Mensch in sprachliche Form bringt, bringt er in die Form der Schriftsprache'. Das bedeutet rein wissenschaftlich gesehen eine Bevorzugung des schriftsprachlichen Wortes gegenüber dem mundartlichen und dem der Volks- und Gemeinsprache, der Erzeugnisse des geistig schaffenden Einzelnen gegenüber denen des Volkes, 'eine aristokratische Orientierung, die sich nicht von selbst versteht'. In seinem Kern aber, und das ist hier wichtiger, ist dies ein für das Weltbild eines Menschen entscheidender Satz. Damit steht Hübner, mehr durch Artung als durch Bewußtsein, in der großen abendländischen Tradition, die den höchsten Wert der Sprache in ihrer Teilhabe am Reiche des Geistes, der Wahrheit und Erkenntnis sieht. Daraus erklärt sich von selbst, warum Hübner, der ein Meister der Rede und des Vortrags war — wer erinnert sich nicht mit Freude seiner Reden oder eines der Stücke, die er, freilich selten, in Kollegstunden vortrug, so des Märchens vom Machandelboom, das in seinem Munde fast noch schöner wurde — die geschriebene Sprache der gesprochenen vorzog, und dem Irrtum entgegentrat, das gesprochene Wort verdiene die gleiche oder gar mehr Pflege als das geschriebene. Das tat er mit vollem Bewußtsein und selbst auf die Gefahr hin, daß solche Haltung als 'papieren' angesehen werde. Die Besprechung des Buches von Geißler gewinnt in diesem Zusammenhang grundsätzliche Bedeutung. 'Das Höchste, was die Sprache zu leisten hat, ist doch, dem Geistigen Gestalt zu geben, und das Höchste, was Spracherziehung zu leisten vermag, ist es, den Sprechenden zu schulen, damit er dieser Aufgabe aufs angemessenste genüge'. Man muß sich solcher Sätze erinnern, um zu wissen, daß Hübners letztes Wollen dem Logos galt.

Nächst dem Geiste ist das Wort in seiner höchsten Form der Schönheit dienstbar und in ihrem Reich beheimatet. Hübners Interesse richtete sich vor allem auf das dichterische Wort, das Wort als Sinnträger nicht nur, sondern

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

das geformte, sinngeladene Wort der Dichtung. 'Die Kreuzung von Sprache und geistigem Stoff in der Sphäre der künstlerischen Form, das heißt Dichtung, ist der eigentliche Mittelpunkt der deutschen Philologie'.

Damit hängt ein Letztes zusammen, das Arthur Hübners Wissenschaftsauffassung entscheidend bestimmt: die Wertung, die er dem wissenschaftlichen und theoretischen Menschen überhaupt in dem menschlichen Gesamtdasein zukommen läßt. Er hat es immer wieder mit Sorge und starkem Nachdruck ausgesprochen, daß dem geistigen, theoretischen Menschen eine wichtige Stelle im Ganzen gebühre, daß auf die Dauer das Gefüge des Gesamtorganismus leiden muß, wenn man ihm Raum und Wirkungsmöglichkeiten nimmt. 'Der wissenschaftliche Mensch ist der theoretische Mensch. Dieser theoretische Mensch in seiner interessenlosen Forscherarbeit ist ein Wert an sich, ist eine der großen menschlichen Bestimmungen'. So hat er 1933 vor seinen Studenten geisteswissenschaftliche Arbeit und ihren Daseinswert gerechtfertigt. Wenig später wendet er den gleichen Gedanken ins Vaterländische und gibt ihm dadurch eine ernste Eindringlichkeit und Schwere: 'Zu den stärksten, eigentümlichsten und unterscheidendsten Erbanlagen des deutschen Geistes gehört die Kraft des theoretischen Denkens; nur wer an seinem Volke zweifelt, kann daran zweifeln. Mit anderen Worten: wer an sein deutsches Volk und an das "Blut", das heißt im tiefsten Sinne doch: an die innere Mitgift dieses Volkes glaubt, der muß auch an den Geist der Wissenschaft in diesem Volke glauben'. Von hier aus hat Hübner deutlich und warnend eine falsche Forderung der Lebensnähe der Wissenschaft zurückgewiesen. Lebensnähe einer Wissenschaft liegt nicht im Stoff begründet, und was den unmittelbaren Lebensnotwendigkeiten nicht entspricht, braucht darum nicht dem Leben fremd zu sein. Mit der Gewißheit des an die Wirksamkeit geistiger Anstrengung Glaubenden hat er gesagt, daß der Untergang der Geisteswissenschaften notwendig nach einiger Zeit auch den Untergang der praktischen, technischen Wissenschaften nach sich ziehen würde. 'Ein Volk braucht auch eine immer wieder keimfähig gehaltene geistige Humuserde. Sie zu schaffen und aus den mannigfachsten geistigen Subjekten und Objekten zu mischen, ist die vom Volksganzen her begriffene Aufgabe der Wissenschaft. Was bedeutet da die wissenschaftliche Materie und ihre größere oder geringere Lebensnähe?' In seiner Rede auf Roethe, seiner letzten öffentlichen Äußerung, hat er das Problem so zusammengefaßt: 'Denn wenn es keine Philosophen und Historiker mehr gibt, wird es einmal auch keine Chemiker und Physiker mehr geben'.

Daß es eine Wissenschaftskrise und auch eine Krise der Universität gäbe, hat Hübner nie geleugnet. Nur hat er davor gewarnt, deswegen die Wissenschaft an sich und den Wert theoretischen Denkens zu verwerfen. Mit Recht hat er gesagt, daß bei manchem Widerspruch gegen die Wissenschaft und ihren Geist der Grund darin liege, daß der Kritiker den Forderungen, die die Wissenschaft an seine geistige und sittliche Kraft stellte, nicht gewachsen war. 'Und nun schilt er sie statt sich'. Auf der anderen Seite aber hat er durchaus gewußt, welche Gefahren in einer Überbewertung der wissenschaftlichen Arbeit liegen. Er hat zu hoch von der Wissenschaft gedacht, als daß er nicht erkannte, daß sie mißbraucht werden könnte, und daß der, der sich ihr verschreibt,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

wachsam und treu sein muß, wenn er nicht einem Unwesen verfallen will. Hübner hat die Wissenschaft als eine Gefahr angesehen, die gewagt und bestanden werden muß. 'Es wird immer Menschen geben müssen, die diese Gefahr riskieren'. Das ist ein echt Hübnerscher Satz und gibt dem Bilde des Tapferen die rechte Größe. Er sah immer auch die gefährlichen Seiten, es war schon davon die Rede, so im deutschen Wesen, so in Wesen und Auffassung der Wissenschaft. Und die Dinge zu wagen war seine Art! Wissenschaft war für ihn überhaupt eine Sache der Starken. In seiner Verteidigungsrede für die Wissenschaft aus dem Jahre 1933 heißt es: 'Wissenschaft ist Kampf, ein Kampf, der oft genug seinen Träger aufzehrt, wie nur irgendein anderer Kampf. Glauben Sie nicht, daß Wissenschaft etwas für Zärtlinge und Schwachbrüstige sei. So wenig gewalttätig ihre Erscheinungsformen zu sein pflegen, sie verlangt ein festes, oft ein hartes Herz'.

Es gehört zu den Zeichen unserer Zeit, daß der Beruf des Gelehrten und das Daseinsrecht der Wissenschaft nicht selbstverständlich und von vornherein gerechtfertigt sind, wie es zur Zeit der Anfänge unserer germanistischen Wissenschaft noch sein mochte. Wie ungetrübt und ungeschwächt klingen uns heute Äußerungen der Gelehrten aus jenen Tagen. Wir haben es schwerer, vielleicht deswegen auch besser. Und die letzte Bedeutung Hübners außerhalb seines eigentlichen wissenschaftlichen Werkes liegt für uns eben darin, wie er das Recht und die tiefere Notwendigkeit der Wissenschaft verteidigt und das Dasein des Gelehrten trotz der Gefährdung mit Kraft, Stolz und Adel getragen hat. Ihm war die Wissenschaft ein Tiefgefährdetes, das den sie Treibenden jeden Tag von neuem in Frage stellt, so daß er der Berechtigung und der Würde seines Tuns sich immer wieder versichern muß. Und daß Arthur Hübner trotz allem 'Ja' sagte, daß er diesem Beruf und dieser Berufung treu geblieben ist bis in das Nichtmehrkönnen eines frühen Endes, das werden wir ihm immer danken.

Hermann Kunisch.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

I.

Zur Geschichte der deutschen Philologie

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Antrittsrede

am Leibniztag der Preußischen Akademie der Wissenschaften

1932

Es ist eine junge Wissenschaft, die ich als Germanist zu vertreten habe, und ihre Geschichte ist noch leicht zu überschauen. Sieht man aufs Ganze, so unterscheidet vielleicht nichts so sehr die letzte Epoche dieser Wissenschaft von ihren Vorläufern wie die Tatsache, daß neben die individuelle Arbeit die kollektive getreten ist, mehr und mehr Kräfte an sich zieht, mehr und mehr Arbeitsfelder erobert. Wo früher ein einzelner schuf, drängt das Sammelwerk sich vor, greift Institutsarbeit ein, die in manchen germanistischen Bezirken schon die Formen des wissenschaftlichen Großbetriebes angenommen hat. Teilung des Arbeitsgebietes und Begrenzung des Arbeitsraumes für den einzelnen sind die notwendige Folge. Werke wie Jacob Grimms Deutsche Grammatik, Schmellers Bayrisches Wörterbuch, Goedekes Grundriß, Gervinus' Literaturgeschichte könnten, von anderem abgesehen, auch deshalb heute nicht mehr entstehen, weil man Aufgaben solcher Spannweite grundsätzlich als Felder für Gemeinschaftsarbeit ansehen würde. Die Erfolge unserer germanistischen Arbeitsorganisationen, oder doch mancher von ihnen, sprechen für sich. Es ist nicht nur die Materialbeschaffung und damit die Sicherung von Erkenntnisfundamenten, was dem wissenschaftlichen Großbetrieb in einem Umfang möglich ist wie niemals einem einzelnen; manche unserer germanistischen Forschungsinstitute haben sich als Keimstätte neuer Erkenntnisse und Betrachtungsweisen von grundlegendster Bedeutung erwiesen, die ohne diesen Mutterboden nicht denkbar gewesen wären. Aber wie jeder Gewinn bezahlt werden muß, verlangt auch dieser neue Weg wissenschaftlicher Arbeit seine Opfer; und alle haben an ihnen teil, die in die Organisation eingespannt sind, die Leitenden wie die Geleiteten. Zeit und Raum für die freie schöpferische wissenschaftliche Arbeit wird beengt, dem einen wie den andern; eine Verbeamtung wissenschaftlicher Arbeit droht, die ihrem Wesen gar nicht gemäß ist; die Prüfung, die in eigener Aufgabenstellung liegt, die Freude eigenen Suchens und Findens, die Nötigung, ganz auf sich gestellt einen wissenschaftlichen Gedanken zu verwirklichen, der Reiz gelehrter Ausbreitung über weitere Räume, all das sind Lebenselemente wissenschaftlicher Arbeit, die in ihrer persönlichkeitsbildenden Kraft beeinträchtigt werden können, wo organisierte und geteilte Arbeit Platz greift. Es hat seine Bedeutung, daß — bei uns Germanisten wenigstens — die junge idealistische Forschungsrichtung, die eine sehr individualistische ist, mit einer gewissen Abwehr den Formen der wissenschaftlichen Großarbeit gegenübersteht, wie die vorige Generation sie geschaffen hat, eine Abwehr gewiß nicht nur aus

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

mangelndem Opfersinn, sondern aus Sorge um den wissenschaftlichen Menschen.

Es ist der Brauch der Stunde, daß ich von mir selber spreche — ich habe eben schon manches von mir selber gesagt. Wenn ich in meinen jungen Jahren schon Rückschau halten darf auf meine bisherige Arbeit, so ist dies ihr Hauptkennzeichen, daß sie sich guten Teils, nach außen hin wenig sichtbar, geführt oder führend auf den Wegen organisierter wissenschaftlicher Arbeit bewegt hat. Ich war noch Student, als mich Roethe zu seinem Gehilfen bei dem großen akademischen Quellenwerk der Deutschen Texte des Mittelalters machte, denen ich später auch in selbständiger Editionsarbeit diente. Über mehr als zehn Bände der Reihe, darunter die schwierigsten und umfänglichsten, erstreckte sich unsere gemeinsame kritische Arbeit, bei der die Korrekturbogen immer wieder hin und zurück gingen, manchmal ganz besät mit Vorschlägen, Einwänden, Erörterungen, aus denen schließlich die Textgestalt erwuchs. Diese Arbeit ist, obgleich gerade für den Anfänger eine gewaltige Belastung, philologisch meine hohe Schule geworden. Aber die Deutschen Texte des Mittelalters sind nicht das einzige Band, das mich sozusagen seit meinen wissenschaftlichen Kinderschuhen an die Akademie knüpft. Ich war noch junger Doktor, als mich Roethes Vertrauen als Mitarbeiter an das Deutsche Wörterbuch berief, kurz nachdem er ihm die neue Arbeitsform gegeben hatte, von der er hoffte, daß sie in längstens zwei Jahrzehnten das große nationale Werk zum Ende bringen werde. Nun hat nach abermaliger Reorganisation das Vertrauen der Akademie mich in die Leitung des Werkes berufen, und sie hofft mit mir, vielleicht begründeter als ehemals, daß in weniger als zwei Jahrzehnten der Schlußstein gelegt sein möge. Noch auf einem dritten Felde habe ich versucht, der organisierten Arbeit der Akademie zu dienen. Mich hat in den Bezirken der Sprachwissenschaft seit je die Mundartenkunde besonders angezogen, zumal seit ich am Deutschen Sprachatlas gelernt habe, welche Aufschlüsse sie für die deutsche Sprachgeschichte und die allgemeine Sprachwissenschaft zu geben berufen ist. Und als ich in Münster meine erste ordentliche Professur antrat als Nachfolger eines Heimatforschers vom Range Franz Jostes', sah ich es als eine meiner Hauptaufgaben an, dem Plan eines großen Westfälischen Wörterbuches, der von ihm stammt, die sachgemäße und durchführbare Gestalt zu geben, und habe das Werk dem Kreise der gleichgerichteten Unternehmungen der Akademie angeschlossen. Möchte es einmal, als exemplarisches Werk, die niederdeutsche Wortkunde würdig neben den übermächtigen Dialektwörterbüchern des deutschen Südens vertreten! In Münster habe ich zwei zusammenfassende und prinzipielle Darstellungen über Teilgebiete der Volkskunde, über die Mundart und das Volkslied geschrieben; in Westfalen war die rechte Luft dazu. Als ich nach Berlin zurückkehrte, war es wieder ein organisatorisches Werk, und nun eins von den größten Maßen, das mich stark mit Beschlag belegte, der Atlas der deutschen Volkskunde. Ich bin in dies von der Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft ins Leben gerufene Werk nicht zuletzt deshalb eingetreten, weil sich mir hier ein Weg zu öffnen schien, um zugleich einem der dringendsten Bedürfnisse der deutschen Sprachwissenschaft Genüge zu tun, dem Deutschen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Wortatlas nämlich, den schon Roethe in seinen Aufriß der großen germanistischen Gemeinschaftsarbeiten einbezogen hat. Kein Zweifel, daß die große, das gesamte deutsche Sprachgebiet bis tief ins Auslanddeutschtum hinein übergreifende Organisation des Deutschen Volkskundeatlas das gegebene Instrument ist, auch diese andere sehr empfindliche wissenschaftliche Lücke zu schließen.

Man hat mich auf Grund von solcherlei Bemühungen gelegentlich als Volkskundler abgestempelt. Aber ich habe als Literarhistoriker begonnen und denke als Literarhistoriker fortzufahren. Mein erstes Arbeitsfeld war die Dichtung des Deutschen Ordens, bald nach 1300, mein zweites die Dramen des Thomas Naogeorgus, des bedeutendsten neulateinischen Dramatikers aus Luthers Zeit. Damit sind etwa die Grenzen des Zeitalters bezeichnet, in dem ich mich wissenschaftlich angesiedelt habe, soweit der Philologe von einem festen Wohnsitz sprechen darf. In diesen Zeitraum gehört auch mein letztes größeres Buch, das an der Hand der deutschen und außerdeutschen Geißlerlieder das geistliche Volkslied des Mittelalters untersucht, soziologischen und stilkritischen Gesichtspunkten folgend, die mir besonders am Herzen liegen. Wenn ich im Organisatorischen das Werk Gustav Roethes aufzunehmen und auszubauen habe, so trete ich mit meinen eigenen Arbeiten auf einen Boden, auf dem sich meine Wege mit denen Konrad Burdachs getroffen haben und noch öfter treffen werden.

Akademien sind die gegebenen Pflanz- und Pflegestätten wissenschaftlicher Gemeinschaftsarbeit; das ist ihre zentrale Aufgabe. Ich glaube nicht zu irren, meine Herren, wenn ich annehme, daß Sie mich nicht zuletzt zu solchem Werk in ihren Kreis berufen haben. Ich danke Ihnen für diesen Ruf; als Preuße nach Blut und Glauben bin ich das Dienen gewohnt. Aber Akademien bedeuten auch die Repräsentation vorbildlicher wissenschaftlicher Persönlichkeiten, vorbildlich vor allem in der schöpferischen Leistung; und gerade die Germanistik innerhalb der Berliner Akademie repräsentiert ungeheuer viel, von ihren Gründern Jacob Grimm und Karl Lachmann her bis auf den unvergeßlichen Gustav Roethe, den ich als meinen Lehrer verehre. Es sind mancherlei Gaben und Kräfte, aber es ist e i n Geist, recht spürbar e i n Geist, den die große Berliner Germanistik geprägt hat. Ich darf mich nicht in ihre Reihe stellen, aber ich darf versichern, daß ich mir bewußt bin, welches Erbe an wissenschaftlicher Gesinnung und wissenschaftlichem Charakter ich mit zu hüten habe.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Jacob Grimm

Festvortrag in der Preußischen Akademie der Wissenschaften am 4. Januar 1935

Den Brüdern Grimm ist widerfahren, was nicht oft einem Gelehrten widerfährt: ihr Name ist ins Gedächtnis des ganzen deutschen Volkes eingegangen und wird nicht leicht untergehen. Die 'Kinder- und Hausmärchen' gehören zu den unverlierbaren Gütern des Hortes unserer nationalen Überlieferung, wenn auch der Name Grimm, der an ihnen hängt, den meisten nicht mehr ist als ein lieber, heimlicher, erinnerungsvoller Klang. Aber auch für den, der die wissenschaftliche Leistung dieses Brüderpaares kennt und ihren Ertrag für unser Volk überschlägt, hat es seinen tiefen Sinn, wenn die Anfänge dieser gemeinschaftlichen Entdeckerfahrt von einem Werke wie den Kinder- und Hausmärchen überstrahlt sind. Das gilt vor allem aufs Innere gesehen. Denn die Antriebe und Ziele dieser Sammlung, die ein Volksbuch sein wollte und zugleich ein tiefgreifender wissenschaftlicher Versuch, werfen ihren Schein auf das ganze Lebenswerk der Brüder Grimm. Es gilt aber auch, wenn man sich das Äußere dieses Lebensweges vergegenwärtigt. Wie nach einem weisen Plan, von gütiger Hand geleitet, ist in notwendigen Stufen ihr Weg zum Ziel geführt worden. Dieser Aufstieg, der aus bescheiden-bürgerlicher Enge, ja Kärglichkeit zu Glanz und Ruhm führte, ohne der Schlichtheit des Sinnes und des Lebens Abbruch tun; diese Bruderschaft, die in den Schuljahren buchstäblich Tisch und Bett teilte, und die durch ein langes Leben Schulter an Schulter blieb, in Gemeinschaft der Arbeit, des Daches und der Habe, auch zum Schluß nur durch die Wand eines Zimmers getrennt; und endlich die Wesenheit beider Brüder, namentlich des älteren, in dem sich ein stürmender Geist und ein sehr männlicher Wille verband mit der Unbefangenheit, ja Unschuld eines Kindes — über all dem liegt für uns wirklich der Zauber einer andern Welt.

Jacob Grimm ist in die Romantik hineingeboren worden; und man muß dem Wort Romantik sehr viel auch von den Gefühlstönen geben, die wir mit ihm verbinden können, wenn man ermessen will, was für Jacob Grimm und seinen Bruder das Generationsschicksal der Geburt bedeutete. Nicht alle Wegwendungen, aber gerade die frühen und ausschlaggebenden Entschlüsse im Leben Jacob Grimms stehen unter solchen Wirkungen. Er hat es in später Rückschau als entscheidend für sein Leben und für seine Wirksamkeit hingestellt, daß sein Vater ihn zur Rechtswissenschaft bestimmt hatte, und begründet das sehr eigen. Dieser väterliche Entschluß, meint er, habe ihn davon abgehalten, sich der klassischen Philologie enger anzuschließen, 'wozu wohl Trieb und Anlage in ihm gewesen wäre'; so konnte sich unvermerkt und ungehindert die

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Neigung in ihm entfalten, alle Kräfte an vaterländische Studien zu setzen. Eine Regung also, wie sie in der späteren, der Heidelberger Romantik so vielfältig sich Bahn gebrochen hat. Weiter: ein romantischer Entschluß war es, wenn Jacob Grimm als Dreißigjähriger die Laufbahn des rechtskundigen Staatsbeamten, die ihn bereits auf nicht aussichtslose Posten geführt hatte, endgültig an den Nagel hing, um sich als bescheidner Bibliothekar an der kurfürstlichen Bibliothek in Kassel in das vaterländische Altertum ungestört zu vergraben. So darf man wirklich sagen: denn der Dienst beanspruchte nur drei Stunden am Tag, und auch die gehörten gutenteils ihm selbst. Als romantischen Entschluß kann man es vielleicht auch noch bezeichnen, wenn Jacob Grimm 1816 den Ruf auf eine Professur nach Bonn ausschlug, um seiner Liebe ganz treu bleiben zu können. Es war das eine der folgenreichsten Entscheidungen im Leben Jacobs. Denn sie sicherte ihm die anderthalb schöpferischen Kasseler Jahrzehnte, in denen seine Arbeit Grund gewann und die Fundamente seines Lebenswerkes gelegt wurden. 1830 kam ja dann doch die Professur an der Göttinger Universität, belastet mit einer sehr viel anspruchsvolleren Bibliothekarstätigkeit und jäh abgebrochen durch den bekannten Protest der Göttinger Sieben. Diesem Schritt wird man, was Jacob Grimm anlangt, nicht gerecht, wenn man in ihm eine Tat des aufbegehrenden politischen Liberalismus sieht. So hat die Zeit ihn freilich verstanden und gefeiert. Aber für Jacob Grimm stand vor dem Politischen das rein Menschliche des Eid- und Treubruches; und wieder sind in seiner Rechtfertigungsschrift 'Über meine Entlassung' die romantischen Töne nicht zu überhören. Die Entlassung wurde die Schwelle zum letzten Aufstieg. Von 1841 an hat Jacob Grimm im Schoße der Preußischen Akademie der Wissenschaften gewirkt, durch mehr als zwei Jahrzehnte, von Amtspflichten nicht beschwert, nun wieder unter Schaffensbedingungen ähnlich denen der gesegneten Kasseler Jahre.

Und jeden Schicksalswechsel hat der Bruder Wilhelm treulich mit Jacob geteilt, im Range immer um eine Stufe zurück. Es wäre unrecht, und Jacob würde es kaum billigen, wenn wir nicht auch des Bruders heute gedächten. Aber trotz der Enge des äußeren Nebeneinanders, an der auch Wilhelms Eheschließung nichts änderte, man darf Wilhelm ebensowenig zu einem Genossen des Bruders machen wie zu seinem Gehilfen. Das täte ihnen beiden unrecht. Die Bezeichnung der 'Brüder Grimm', an die wir gewöhnt sind, weckt da doch falsche Bilder. Sie haben zwar eine ganze Reihe von Schriften unter diesem Verfassertitel erscheinen lassen, aber doch wesentlich in den ersten schwärmenden Jahren bis zu den 'Deutschen Sagen' von 1816. Als sich die wissenschaftliche Art bei beiden zu festigen begann, arbeitete jeder für sich. Jacob hat es gelegentlich selbst bekannt, daß ihre großen und grundlegenden Werke zwar Tisch an Tisch entstanden seien, aber ohne daß einer von des anderen Arbeit viel wußte: 'Seltsam, so lieb wir uns haben und stets in völliger Gemeinschaft leben, vereinsamen wir im Studieren und Bücherschreiben'. Ja, Jacob hat sogar eine Art von gegensätzlicher Anlage der wissenschaftlichen Persönlichkeit bei sich und dem Bruder festgestellt. Seine Art, sagt er, sei aufs Erfinden, die des Bruders auf ruhiges sicheres Insichausbilden gestellt gewesen. Den tiefen Unterschied des 'Grammatikers' und des 'Philologen' hat er in sich und dem

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Bruder beispielhaft ausgeprägt gesehen. Erst spät, beim Deutschen Wörterbuch, haben sie sich wieder zu einem gemeinsamen Werk zusammengefunden; aber sehr bezeichnend heißt es auf dem Titelblatt: 'Deutsches Wörterbuch von Jacob Grimm und Wilhelm Grimm'. Es war kein Miteinander der Arbeit, sondern ein Nebeneinander, dem es an Spannungen nicht gefehlt hat. Und trotzdem hat Jacob dem Bruder in einer Widmung gesagt, daß er all seine Bücher eigentlich nur für ihn geschrieben zu haben glaube, da kein anderer sie so rein aufnehme. Das ist es. Es lag in dieser wissenschaftlichen Bruderschaft, die in der Gelehrtengeschichte nicht ihresgleichen hat, schon etwas von der Ergänzung einer Ehe. Wilhelm Grimm, eine empfängliche und aufnehmende Natur, zart, fein, gesellig, musikalisch, in ästhetischen Dingen dem Bruder erheblich überlegen, und auf der anderen Seite auch praktisch, vorsorglich und fürs Wirtschaftliche aufkommend, bot dem schaffensmächtigen, sich ausströmenden Bruder den äußeren und vor allem den seelischen Rückhalt, den der Ehelose nötig hatte, in dessen Leben (das ist nun freilich nicht romantisch) Frauen nie eine Rolle gespielt zu haben scheinen.

Man braucht bei Jacob Grimm auch die Folie des äußeren Lebens mit seiner stillen Bürgerlichkeit, seinen Gemütstönen, seiner inneren Wärme, um sein Schaffen in seinen Gegenständen, seiner Entfaltung und (was bei ihm sehr viel bedeutet) in seiner Gefühlslage richtig zu würdigen. Der Begriff des Romantischen bekommt nun, auf die wissenschaftliche Leistung angewendet, seine tieferen Gehalte. Wir sehen die geschichtliche Leistung Jacob Grimms darin, daß er die philosophisch-spekulative, vom Allgemeinen her das Einzelne deutende Betrachtungsweise der Romantik überwand und sie ersetzte durch die historische, die den umgekehrten Weg geht. Dies Urteil ist unverrückbar, und Jacob Grimm selbst hat es bestätigt. Aber er hat sich dagegen gesträubt, daß eine scharfe Grenze zwischen idealer und realer Forschung oder gar zwischen philosophischer und historischer Schule gezogen werde, und hat von sich bekannt, daß er sich keiner von beiden allein zugehörig fühle. In der Tat, die Einheit der romantischen Persönlichkeit geht durch das ganze Lebenswerk von Jacob Grimm, mit all ihrem Glanz, aber auch mit ihrer Problematik; und das Wunder dieses Lebens liegt gerade darin, wie die Elemente sich mischten. Es geht wie in Wellenschlägen durch Jacob Grimms Werk. In seinen männlichsten und fruchtbarsten Jahrzehnten beherrscht das 'Reale' und 'Historische' die Arbeit seiner Gedanken und das äußere Bild seines Schaffens. Aber der tiefe Grund blieb unverändert, und aus ihm brach es immer wieder nach oben durch.

Jacob Grimms große Grundkonzeptionen liegen in seinen zwanziger Jahren. Sie sind durch und durch romantisch, und er ist ihnen niemals untreu geworden. Von einem kulturphilosophischen Apriori geht Jacob Grimm aus. In einer großen Dreiheit versteht er den Weltablauf, die uns unmittelbar denken läßt an jene Herderschen Ideen von der Kindheit, dem Mannes- und Greisenalter der Welt. Diese Dreiheit verwirklicht sich ihm ebenso in der Sprache wie in der Vorstellungsweise wie im gesamten Überlieferungsgut des Volkes. Mythus, Epos und Geschichte, so stuft er die Dreiheit in frühen programmatischen Äußerungen ab, wobei diese vieldeutigen Begriffe freilich

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

ihren besonderen Sinn zugewiesen erhalten. 'Mythus' ist die zeitlose Zeit der menschlichen Anfänge, jenes Uralter, in dem die Romantik die Ursprache ansiedelte und die Urmythe, in dem sich alles Sinnen und Dichten der Menschheit in der ursprünglichen gottnahen Einheit zusammenfand. Und 'Epos' ist das Zeitalter, wo die Menschheit sich in ihre Zweige zerlegte und diese Zweige in Tat und Dichtung ihre Jugend erlebten, etwa für die Griechen die Zeit Homers. Dieser Begriff des Epos ist einer der wichtigsten für das ganze Lebenswerk Jacob Grimms, freilich auch einer der schillerndsten; er hat ihn nie scharf und eindeutig bestimmt, weil er sich schwer bestimmen ließ. Diese epische Zeit der Völker ist nicht näher abgrenzbar; sie reicht bei jedem Volk so lange, wie es jugendlich bleibt, das heißt frei von Einflüssen der Kultur, der Fremde, künstlicher Bildung. Diese epische Zeit denkt sich Jacob Grimm ganz durchtränkt mit dem, was er 'Sage' nennt; darunter versteht er alles überlieferungsgut, das geformt oder als Rohstoff innerhalb des jugendlich-naturhaften Volkes hin und her gegeben wird, namenlos, herrenlos, ursprunglos. Und das ist die 'Poesie', die eigentliche Poesie, der gegenüber alle Kunstdichtung nur mehr oder minder blasse Altersformen darstellt. So ergibt sich für Jacob Grimm ein großer Dreiklang, oder sagen wir lieber ein Einklang, weil nämlich die Elemente miteinander tauschen können. Sage, das ist das ungeformtere überlieferungsgut, Epos ist das geformtere (nicht nur erzählende Dichtung, auch Lieder gehören in diesem Verstand zum Epos), und Poesie sind sie beide gleich.

Es bedarf keines Wortes, wie stark diese Ideen verflochten sind mit den Spekulationen der Romantiker und ihrer Vorläufer Hamann und Herder. Aber auch der Abstand Jacob Grimms ist deutlich. Die romantische Kulturphilosophie, die Görres, Creuzer, Kanne suchten den Mythus, Jacob Grimm suchte das Epos und hat es sein Leben lang gesucht: 'Die Poesie, das Epos ist nun gerade diese nährende Mitte, diese irdische Glückseligkeit, worin wir weben und atmen, dieses Brot des Lebens; weiter und freier als die Gegenwart (die Geschichte, eine vergangene Gegenwart), enger und eingeschränkter als die Offenbarung (der zeitlose Ursprung)'. Er hat das Epos gesucht deshalb, weil es ihn zu der starken, unschuldsvollen Jugend des eignen Volkes zurückführte. 'In der allgemeinen Sprache würde kein Dichter singen können, durch eine allgemeine Mythologie würden wir uns um unsere Lieder, sozusagen um unsere weibliche Freude am Leben bringen und sollen daher, wenn wir das Allgemeine und Ewige begründen wollen, das Besondere, Vaterländische, Häusliche in der Tat unangetastet ruhen lassen'. Das ist die zeitlich und persönlich bestimmte Ausgangsstellung Jacob Grimms, und es ist seine Grundposition geblieben.

Hinzufügen muß man, daß Jacob Grimm 'Epos' und 'Sage', nunmehr nicht als Zeitalter, sondern im gewöhnlichen Sinn als überlieferungsgut verstanden (also Homer bei den Griechen, Nibelungen bei uns) hineingreifen ließ ins Mythisch-Göttliche wie ins Geschichtlich-Menschliche; auch insofern hält Epos oder Sage eine Mitte. Und um ihnen gerecht zu werden, mußte Jacob Grimm auch in jene erste Ära hinüberlangen, wo alles Getrennte sich noch in einem zusammenfand, wo alle Sprachen zusammenrannen,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

wo, wie er einmal gefährlich gesagt hat, alle Wörter in einem einzigen aufgingen. Immer aber blieb das Unterscheidende gegenüber romantischer Phantastik ähnlichen Schlages, daß Jacob Grimm ausging vom Epos, das heißt vom Heimischen, und abzielte auf die Jugend und Poesie des eigenen Volkes.

Die schwärmenden Anfänge Jacob Grimms haben als köstlichste Frucht die 'Kinder- und Hausmärchen' getragen. Die Sammlung war und sollte sein ein Geschenk an das deutsche Volk; aber nach ihren Ursprüngen war sie ein Niederschlag romantischer Wissenschaft. Das Märchen, das war Sage und Poesie in einem, herüberhallend aus der epischen, zurückgreifend bis in die mythische Zeit. Wie Splitter eines zersprungenen Edelsteins sah Jacob Grimm das Mythische aus dem Märchen herausleuchten. Und genau so wie die Sammlung der deutschen Märchen muß ein anderes Frühwerk verstanden werden, die Sammlung der 'Deutschen Sagen'. War es bei dem Märchen mehr die mythische, so war es bei den Sagen mehr die geschichtliche Richtlinie des vielgepriesenen Epischen, die die Liebe und den Forschungsdrang anzog. Diese schwärmenden Anfänge Jacob Grimms haben aber auch sehr andere Früchte getragen, da nämlich, wo er vom bloßen Sammeln und Ausbreiten zum Deuten überging. Der ja auch heute wieder sehr zugkräftigen Irminsäule hat der junge Jacob Grimm ein kleines Buch gewidmet, das sozusagen die praktische Probe auf sein Exempel von Mythus, Epos und Geschichte machte. Hier tut sich ein ebenso verwegenes wie haltloses Kombinieren auf, das Irmin und Hermes vereinigt, das seinen Weg findet von den Irminsäulen zu den Rolandsbildern, zu den griechischen Hermen und zu den ägptischen Pyramiden, um schließlich (und keine Liebe kann dagegen helfen) zu versinken im Gewoge der mythischen Ära, nicht anders als es den Kanne und Creuzer auch ergangen war.

Es ist eine Wendung, die nur aus dem Geheimnis der Genialität verständlich wird, wenn Jacob Grimm wenige Jahre nach solchen Anfängen mit dem ersten Band seiner 'Deutschen Grammatik' hervortrat, diesem Werk, das recht eigentlich das Fundament der wissenschaftlichen Kunde vom Deutschtum geworden ist. Das Buch ist viel mehr, als der Name 'Grammatik' ahnen läßt. Es ist in Wirklichkeit die erste und bis heute grundlegende Geschichte des ganzen germanischen Sprachstammes. Schon das Äußere dieser Leistung hat etwas Märchenhaftes, die mit einem ungeheuren Sammelfleiß und einer noch viel größeren Kombinationskraft das Gefüge der germanischen Sprachen aufrüstet, von den ältesten Zeiten bis in die Gegenwart, aus einer großen Entdeckung immer in die andere fallend. Aber betroffener fast steht man vor dem menschlichen Bilde dieses Romantikers, der beinahe von heute auf morgen die Kraft und den Entschluß fand, streng, induktiv, geduldig Stein an Stein zu fügen und sich von der Beobachtung leiten zu lassen, weil ihm aufging, daß die unbeschwerte Spekulation, selbst bei richtigen Grundahnungen, unfehlbar in die Irre führen müsse. Und wenn man auch alles in Anrechnung bringt, was an Vorbild und Lehre von Savigny, was an Vorarbeiten und Anregungen von Bopp und Rask, was an kritischer Hilfe von August Wilhelm Schlegel, was an methodischem Beispiel späterhin besonders von Karl Lach-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

mann kam, es bleibt bei diesem ruckartigen Wechsel, bei diesem leidenschaftlichen Ergreifen des Historischen und Objektiven etwas von dem seelischen Wunder, in dem eben die Größe der Persönlichkeit liegt. Nun ist für Jacob Grimm der methodische Standpunkt gewonnen. Er schreibt die 'Deutschen Rechtsaltertümer', den 'Reinhart Fuchs' mit seinen Untersuchungen zur Tiersage, er schreibt vor allem seine 'Deutsche Mythologie'. Wilhelms 'Deutsche Heldensage', methodisch deutlich vom Bruder befruchtet, reiht sich an. Und fast jedes dieser Bücher bedeutet die wissenschaftliche Grundlegung eines Teilbezirkes der Germanistik. All diese wegweisenden Werke Jacob Grimms zeigen die gleiche Grundhaltung: sie spekulieren nicht mehr, uferlos, ins Blaue hinein, sondern sie öffnen Quellen, um die Dinge selber reden zu lassen. 'Sich beschränken tut jeder Arbeit wohl.' 'An der genauen Ausführung liegt jedoch eben die Hauptsache.' Das sind Bekenntnisse des neuen Jacob Grimm.

Natürlich ist mit der neuen Sehweise der alte Grund nicht verlassen; so ändert der Mensch sich nicht. Jacob Grimm bleibt der Romantiker, der er nach der Anlage seines Wesens war. Gerade das ist das große Schauspiel, wie das romantisch-ideale und das historisch-rationale Prinzip in ihm verschmolz, und wie erst aus dieser Verbindung die tiefere Fruchtbarkeit entsprang. Nicht das Objektive an sich, sondern (um ein schönes Wort Jacobs zu gebrauchen) die 'objektive Begeisterung' hat seinem Lebenswerk seine Fülle und seine Zeugekraft gegeben. Selbst die Deutsche Grammatik ist in ihren Gründen ein romantisches Werk. Denn was sie hervortrieb, war doch nicht bloß das Bedürfnis nach Ordnung, Klarheit, Sicherheit des Wissens, sondern die Lust, dem schaffenden Sprachgeist nachzuspüren, wo ihm frühere Grammatiker mit Norm und Regel Gewalt antaten. Man muß Jacob Grimms Sicht der Sprache deuten aus seiner Sicht des Epos. Wie er von dem Epos meinte, daß kein einzelner es gedichtet habe noch dichten könne, sondern daß es aus der stillen Kraft des Ganzen leise hervorgehe, genau so war ihm auch die Sprache die lebendige, selbwachsene, ehrfurchtswürdige, durch fremde Eingriffe nur zu verderbende Urstimme des Volkes. Es ist die romantische Andacht vor dem Werden, der Natur, dem Göttlichen, die bei diesem Werk, wie bei Jacob Grimms historischer Sehweise überhaupt, Pate gestanden hat. Aber gerade weil Jacob Grimm die Sprache so sah, wie er das Epos sah, gewann diese wundersame Grammatik auch äußerlich, was Stoffauswahl und Schwergewichtsverteilung anlangt, eine stellenweise zum Greifen romantische Gestalt. Die ganze Liebe Jacob Grimms liegt bei der alten Sprache, das heißt bei der jugendlichen, schöpferischen Zeit unseres Volkes. Zwei starke Bände sind an die Wortbildung gesetzt. Das bedeutet: wie der Sprachgeist selber läßt Jacob Grimm nach den großen Gesetzen, die er gefunden hat, den Schöpfungsprozeß sich vollziehen; er tut, darf man sagen, die Schöpfungsarbeit des Sprachgeistes noch einmal. Und innerhalb der Wortbildung hat ihn nichts so gefesselt wie das, was sinnenhaft-poetisch zu fassen war, also etwa der ganze Reichtum an schwellenden Wortzusammensetzungen innerhalb der altgermanischen Dichtung. Seiten hindurch breitet er diese schönen vollen Bildungen aus, ohne sich daran zu stoßen, daß ihm die

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Grammatik unter den Händen zur Poetik wird. Vielleicht erklärt es sich von solchen Voraussetzungen aus auch, daß die Grammatik Stückwerk blieb: mit der Syntax ist Jacob Grimm nicht fertig geworden. Der tiefere Grund könnte sein, daß das logisch-konstruktive Element der Syntax Jacob Grimm nicht so lag wie das, was in der Sprache plastisch und poetisch zu greifen war. Durch diese wundersame Grammatik geht eine heimliche Musik, und es ist romantische Musik: es ist der Einklang von Volk und Sprache, Epos und Poesie, so wie Jacob Grimm die Begriffe versteht. In der Vorrede des ersten Bandes steht der Satz: 'Vor 600 Jahren hat jeder gemeine Bauer Vollkommenheiten und Feinheiten der deutschen Sprache gewußt, das heißt täglich ausgeübt, von denen sich die besten heutigen Sprachlehrer nichts mehr träumen lassen.'

Nicht anders sind, auf den seelischen Quellpunkt gesehen, die anderen grundlegenden Werke Jacob Grimms zu beurteilen. An den Rechtsaltertümern zog ihn an, daß er in diesem überlieferungsgut wieder den Einklang von Volk, Natur und Poesie hörte: 'Die Weistümer verhalten sich zu den Stadtrechten wie zu den höfischen Liedern die Lieder des Volkes'. Die Deutsche Mythologie ist methodisch ganz etwas anderes als die mythologischen Erstlinge Jacob Grimms: 'Die Mythen müßten wie die Sprachformen gestellt und untersucht werden' heißt schon 1820 das Leitwort, das fünfzehn Jahre später dem Buch hätte vorangesetzt werden können. Aber dem Triebe nach ist es noch immer ein Griff nach dem jugendlichen Volke und seiner Poesie. Und der Reinhart Fuchs zeigt am unverhülltesten das Fortleben alter Grundmeinungen. Das ist der Sinn dieser überkühnen Rekonstruktion eines weitverzweigten altgermanischen Tierepos, daß sie einen Ausschnitt aus jener Ära des 'Epos' gegenständlich vor uns auszubreiten versucht. Daß dieser gewaltige Kopf bei all der schrittweise ansteigenden, sauber beobachtenden und vergleichenden Arbeit, zu der der Mann sich geläutert hatte, seinen wissenschaftlichen Kinderglauben (so möchte man's fast nennen) nicht verlor, das gibt nicht nur seinem Bilde den bezaubernden menschlichen Reiz, sondern es gibt auch seinem Werk eine Wärme, in der eigene Triebkräfte steckten.

Es ist nicht leicht zu sagen, welches wissenschaftliche Gesicht der Altersabschnitt Jacob Grimms gewonnen haben würde, wenn ihm das freie Wachstum der früheren vergönnt geblieben wäre. Aber dieser Altersabschnitt steht ganz im Schatten eines Werkes, das von außen an Jacob Grimm herangetragen wurde und zu dem er griff, weil es ihm in der Unsicherheit, die durch die Entlassung nach dem Göttinger Protest über sein Leben kam, einen festen Halt gewähren sollte. Es ist das 'Deutsche Wörterbuch'. Im Jahre 1838 begannen die Vorarbeiten und die Sammlungen für das große Werk. 1852 erschien die erste Lieferung, und 1863 ist Jacob Grimm gestorben, über dem Worte 'Frucht'. So blieb das Wörterbuch ein Torso von drei Bänden und ist auch heute mit seinen vierzehn fertigen und ebensoviel nahezu oder halb fertigen Bänden noch nicht beendet. Dieser riesenhafte wissenschaftliche Bau, an dem in den folgenden Jahrzehnten eine Vielzahl immer neuer Hände gearbeitet hat, ist vergleichbar allein einem mittelalterlichen Dom, an dem Generationen gebaut haben, mit sich veränderndem, aber nicht immer ver-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

besserndem Geschmack und Können, immer weiter ausladend, mit immer neuem Aufwand, aber auch mit immer neuen Stockungen und Unterbrechungen. Um die Jahrhundertwende war das Wörterbuch am Erliegen. 1908 wurde endlich, leider viel zu spät, die Sorge für das Werk der Preußischen Akademie der Wissenschaften übertragen. Der Krieg und die Nachkriegszeit brachten eine neue Krise. Aber heute können wir die bestimmte Zusage geben, daß das große nationale Werk in acht Jahren vollendet ist, wenn uns die staatliche Hilfe unvermindert erhalten bleibt.

Sieht man Grimms Wörterbuch auf Anlage und Methode hin an, so ist das Zwiestrebige wieder mit Händen zu greifen; und auch die Schwächen sind nicht zu verkennen, die aus dieser Zwiestrebigkeit erwachsen mußten. Die wissenschaftliche Größe und Fruchtbarkeit des Planes lag darin, daß hier der Wortschatz unserer Sprache nicht in einer regelgebenden, sondern in einer geschichtlichen Darstellung und Betrachtung ausgebreitet werden sollte; das war die neue Sicht. Jacob Grimm aber suchte das Unterscheidende seines Wörterbuches gegenüber anderen Versuchen auch darin, daß er das 'poetische und naive Element' der Sprache ans Licht hob. Da fallen wieder die romantischen Stichwörter. Der Widerspruch ist nicht überwunden, der darin liegt, daß ein historisches Wörterbuch der neuhochdeutschen Schriftsprache solchen Leitbegriffen wie 'naiv', 'poetisch', an anderer Stelle heißt es gar 'idyllisch', folgt. Aber man wird mehr als entschädigt dadurch, daß noch einmal der ganze Reichtum, die ganze Schaukraft und die ganze Liebe dieses einzigartigen Menschen aus dem Werke spricht. Das Letzte ist das Entscheidende. Denn so muß auch das Deutsche Wörterbuch in seinen Gründen begriffen werden: als ein Werk romantischer Liebe. Das Wörterbuch sollte mehr als einem Zwecke dienen; aber gerade die Vorstellung hat Jacob Grimm, als er zu schreiben begann, das Herz warm gemacht, daß er sich sein Wörterbuch als eine Art Hausbuch dachte. Als Geschenk an das deutsche Volk empfand er das Wörterbuch, anders zwar als die Märchen, aber aus einem ähnlich gestimmten Herzen kommend. Es war eine opfervolle Arbeit, das Wörterbuchschreiben, einem freischweifenden Geist wie Jacob Grimm gar nicht gemäß. Um so ergriffner steht man vor dem Bild des alten Gelehrten, der den zaudernden, bedenkenvollen Bruder mitriß, der die Hälfte seiner sechziger und seine siebziger Jahre an Tausenden und Abertausenden von Manuskriptseiten verschrieb, unermüdet, auch als die Hoffnung auf Beendigung längst begraben war. Warum? Weil ihn Treue und Pflichtbewußtsein band an ein Werk, von dem er wußte, daß es 'einen sichtbaren und unmittelbaren Einfluß auf Gründung und Belebung unserer Nationalität hat'.

Man hat es mehr als einmal bedauert, daß ein Geist von solcher Flugkraft wie Jacob Grimm sich freiwillig in das Joch des Lexikographen schirrte; er hätte, meint man, seinem Volk noch andere und größere Gaben zu bescheren gehabt. Und manchmal hat es Jacob Grimm selbst so empfunden, als diese Arbeit, anfänglich doch nur auf eine begrenzte Reihe von Jahren bemessen, schließlich sein ganzes Leben fraß. In einem Briefe an den unablässig drängenden Verleger des Wörterbuchs vom Jahre 1857 zählt er

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

einmal auf, was alles für Pläne unter dem Wörterbuch begraben liegen. Die Liste zählt fast ein Dutzend Nummern; der Mehrzahl nach sind es Fortsetzungen und Bearbeitungen älterer Werke, aber am Eingang stehen einige ganz neue Pläne. Jacob Grimm wollte ein Buch über Ossian schreiben und hat es jahrelang mit sich herumgetragen; die ersten Stücke hat er im Jahre seines Todes noch wirklich zu Papier gebracht, das zeigt, wie sehr der Plan ihm am Herzen lag. Es sollte eine Rettung jener angeblich uralten, bis in die ersten nachchristlichen Jahrhunderte zurückreichenden keltisch-gälischen Volkslieder werden, an denen sich das spätere achtzehnte Jahrhundert berauscht hatte, die inzwischen aber längst eindeutig als junge Fälschung erkannt waren. Wenn man diese Seiten Jacob Grimms liest, man meint, sie seien fünfzig Jahre früher geschrieben: die ganze romantisch schwimmende und verklärte Vorstellungsweise von Epos und Sage, Volk und Poesie taucht wieder auf, bis in den Ausdruck hinein. Jacob Grimm wollte weiter ein Buch über die Goten und die Geten schreiben. Auch das hat er viele Jahre bei sich getragen, und wir können uns aus seinen Vorklängen in der 'Geschichte der deutschen Sprache' ein Bild machen. Dies Buch wäre ebenfalls um einen großen Irrtum herumgebaut worden, freilich einen Irrtum echt romantischen Geblüts. Jacob Grimm wollte die Goten mit den asiatischen Geten und Massageten gleichsetzen, einfach aus dem Herzenswunsch, seinem deutschen Volke Vergangenheit zu schaffen, um ein paar Jahrhunderte weiter in das Dunkel germanischer Vorzeit, oder sagen wir, um die Sache zu treffen, in das Zeitalter des 'Epos' vorzustoßen. Und bei einem dritten noch weiter gespannten Plan, einem Nibelungenbuch (das also wieder mitten in die Ära des 'Epos' hineingeführt hätte), muß man nach Jacob Grimms Andeutungen ähnliche Befürchtungen hegen. Bei einem von Jacobs Riesenplänen bedauern wir aufs tiefste, daß er nicht Gestalt gewann, das ist ein Werk über deutsche Sitte, von dem zuerst Anfang der vierziger Jahre die Rede ist, und zwar so ernsthaft, daß schon ein Verleger sich darum kümmerte. Das hätte ein Schwesterwerk werden können zur Mythologie und zu den Rechtsaltertümern, unspekulativ, rein aufnehmend, ein großes Sammelbecken des bäuerlichen und bürgerlichen Brauchtums. Es könnte sein, daß es mit der Wissenschaft der deutschen Volkskunde, die bis in unsere Tage warten mußte, ehe ihr das volle Recht wurde, einen anderen Weg genommen hätte, wenn dies Werk über deutsche Sitte zur Tat geworden wäre. Aber das Buch fehlt bezeichnenderweise in jener Überschau.

Jacob Grimm hat einmal den Zwang, den die endlose Wörterbucharbeit ihm auferlegte, abgewehrt mit dem Satz, daß man, besonders bei zu Ende neigender Lebensbahn, von vielen Einflüssen abhängig werde, 'weil zahllose längst gesponnene Faden sich wieder anknüpfen und neue Ergebnisse den meisten Reiz gewinnen'. Für ihn bedeutete das, man erkennt es sichtbarlich seit der wunderbaren 'Geschichte der deutschen Sprache' vom Jahre 1848, ein Rücklenken in die Gedankengänge, in die Seh- und Fühlweise der Jugend, nur daß alles menschlich vertieft, gesättigt, wie in alter Liebe verklärt erscheint. Der kritische Lachmann hat damals in einem Augenblick des Unmuts das Wort von der 'fahrigen Genialität' Jacob Grimms fallen lassen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Wir empfinden das anders. Wir empfinden die Ungebrochenheit im Seelischen, wir empfinden die innere Notwendigkeit des Kreislaufes in den Äußerungen dieser Genialität, die eben eine romantische war und blieb, selbst noch genährt von jenen Urkräften, die Jacob Grimm auch in seinem Volke suchte. Uns will es fast wie das Siegel unter diese Genialität in ihrer besonderen Form erscheinen, wenn sie im Alter ihre Kraftquellen wieder ungehindert rauschen läßt. Wir stehen beglückt vor den Altersgaben Jacob Grimms, namentlich manchen seiner Akademievorträge, die in ihrer Fülle, ihrer Menschlichkeit, ihrer dichterischen Kraft Gemeinbesitz des deutschen Volkes sein sollten. Aber wir können das Schicksal nicht schelten, das diesen Romantiker auch in seinem Alter noch einmal hart ins Geschirr legte, damit er seinem Volke die Fundamente eines Nationalwerkes schuf, wie so nur er sie schaffen konnte.

Man kann das Einmalige nicht zum Paradigma machen; sonst läge es nahe, an der Hand dieses Lebens der Frage nachzugehen (die auch uns heute wieder sehr bewegt), was die Wissenschaft dem Volke zu geben hat und welche Kräfte in ihr die vorwärtstreibenden und lebensspendenden sind. Wir wollen einfach die Summe ziehen und nach den Wirkungen von Jacob Grimms Lebenswerk fragen. Die breitesten Wirkungen sind die des Romantikers; sie sind von der Märchensammlung und verwandten Arbeiten ausgegangen. Die Märchen wurden bald in eine Reihe europäischer Sprachen übersetzt und haben nicht nur bei uns, sondern in aller Welt dem Sammeln von Volksüberlieferungen und allem, was damit zusammenhängt, einen mächtigen Anstoß gegeben. Die tiefsten Wirkungen sind die des Historikers; sie sind von den zusammengefaßten Werken der Jacob Grimmschen Manneszeit ausgegangen, namentlich von der Deutschen Grammatik. In ihr sieht man mit Recht eins der Werke, die die exakte historische Forschung begründet haben, die im neunzehnten Jahrhundert zu ihren großen Erfolgen schritt und deren unverlierbarer Grundsatz heißt: die letzte, die entscheidende Kraft liegt in allen Dingen bei der Wahrheit, die nicht erträumt, sondern erarbeitet wird. Dieser Jacob Grimm ist eine Gestalt von europäischer Reichweite; er ist es auch mit seinem Deutschen Wörterbuch noch, das das große Vorbild für andere Kulturvölker geworden ist, bis heute unerreicht, trotz seinen Ungleichheiten und seinem noch mangelnden Abschluß.

Aber die Wirkungen eines wissenschaftlichen Lebens unterliegen noch anderen Kategorien als breit und tief. Und der Jacob Grimm, den wir heute feiern, ist der d e u t s c h e Jacob Grimm und gilt uns am höchsten um dessentwillen, was innerhalb seines Volkes aus einer wissenschaftlichen Mitte heraus, aber schließlich weit über das Wissenschaftliche hinaus in fortgesetztem Wellenschlag aus seinem Leben entsprungen ist. Wieder muß ich sagen: man kann das Einmalige nicht zum Paradigma machen. Sonst könnte man versucht sein, beispielhafte Züge für die Weise eines deutschen Gelehrtenlebens aus diesem Bilde abzunehmen. Jacob Grimm hat in seiner Lebensführung bis an sein Ende etwas von der Eingeschlossenheit und Versponnenheit seiner Anfänge bewahrt. Man hat ihn 1848, um des großen Namens willen, in die Frankfurter Nationalversammlung geschickt, aber er hat sie vorzeitig verlassen. Er war so wenig ein politischer Mensch, wie er ein öffentlicher Mensch

war; er war nicht einmal ein Lehrer, sondern immer nur aufs Lernen bedacht. Kaum ein anderer hat so wie er das Lob des Lernens gesungen. In einer seiner wundervollen Altersreden hat er den Spruch geprägt: 'Die Wissenschaft hat kein Geheimnis und doch ihre Heimlichkeit'. Diese Heimlichkeit indes war bei ihm alles andere als beschauliche Selbstgenügsamkeit: Jacob Grimm hat mit all seiner Arbeit immer nur an sein deutsches Volk gedacht; diese Liebe ist das Herz seiner Persönlichkeit. Sie trug das Gesicht ihrer Zeit: sie war im Grunde unpolitisch, sie dachte nicht in Staaten, kaum in Stämmen, sondern in Ständen. Sie umfing das Volk mit doppelter Hingabe da, wo es seine Ursprünglichkeit, seine Natürlichkeit, seine kernhafte Tüchtigkeit am sichersten bewahrt zu haben schien, vor allem bei den Bauern. Sie ging auch in der Vergangenheit gerade dem nach, was Natur und Kern des Volkes war. Diese Liebe sah sonnenklar das politische Endziel vor sich: die Erweckung und Zusammenfassung der Kräfte deutscher Nation in einer 'ungehemmten Einheit'. Aber sie wußte: Vorbedingung zur Erreichung dieses Zieles ist, daß ein Volk das Bewußtsein seiner selbst, das Wissen um sich selbst, den Glauben an sich selbst erhält. Danach hat Jacob Grimm gehandelt, mit jedem Satz, den er schrieb; das ist die fruchtbarste seiner Wirkungen. Und für sie mußte er Romantiker und Historiker in einem sein.

Es gehört, das weiß niemand so gut wie wir Deutschen, viel dazu, daß ein Volk zu einem Volke wird. Es gehört dazu auch, daß seinem geistigen Leib eine geistige Heimstatt gebaut wird aus den Mächten der Überlieferung und der Geschichte. Unter den Baumeistern des geistigen Raumes unseres Volkstums ist kein Gläubigerer und Schaffensmächtigerer gewesen als Jacob Grimm. Wir dürfen mit dankbarem Herzen in diesen Jahren einen großen Ruck in der mühseligen Geschichte der deutschen Volkwerdung erleben. Vieles ist daran sich zu verwirklichen, was die deutsche Romantik an politischen Ideen geschaffen oder gepredigt hat. Mit doppeltem Grunde feiert darum das neue Deutschland Jacob Grimm als einen der größten Wohltäter unseres Volkes.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Bericht über das Deutsche Wörterbuch

am Friedrichstag der Preußischen Akademie der Wissenschaften 1933

Das Deutsche Wörterbuch kann in diesem Jahre ein Jubiläum feiern: im Jahre 1908 wurde es von unserer Akademie übernommen; es steht jetzt also ein Vierteljahrhundert unter ihrer Obhut. Und schon darf man an ein anderes Jubiläum denken: im Frühjahr 1838 haben die Brüder Grimm mit den Verlegern Hirzel und Reimer den Vertrag über die Herausgabe eines Deutschen Wörterbuches geschlossen; es trennen uns also nur noch wenige Jahre von der Hundertjährung des Werkes. Aus einem Wörterbuch, das Jacob Grimm auf 7 Bände bemaß und mit dem er in ebensoviel Jahren fertig zu werden hoffte, ist ein säkulares Werk geworden, das seine Entwicklungsringe nicht nach Jahren, sondern nach Generationen zählt. Volle 25 Jahre hat Jacob Grimm am Wörterbuch geschaffen und mit Hilfe des Bruders Wilhelm mehr als drei starke Bände bewältigt; das war nach der Anlage, die er dem Werk gegeben hatte, etwa ein Viertel des Ganzen.

Auf des Gründers Tod folgte eine Art von Diadochentum: die noch ausstehenden Teile des Wörterbuches wurden nach ganzen Buchstaben unter eine Mehrzahl von Bearbeitern verteilt, die der Verleger anwarb; liberale Verlagsverträge sicherten ihnen eine nahezu unumschränkte Herrschaft über ihren Anteil. Bis zum Ende der 80er Jahre gedieh das Werk auf diesem Wege ganz gut, obgleich es, ein gefährliches Zeichen, von Anfang an nicht gelang, alle Buchstaben zu besetzen. In den 90er Jahren wurde die Krise, in der das Wörterbuch sich befand, akut, und um die Jahrhundertwende war deutlich, daß nur eine von stärkster Autorität getragene, tiefgreifende Reform das große nationale Werk vor dem Erliegen retten konnte. Die Gründe für das drohende Steckenbleiben lagen gutenteils in der wissenschaftlichen Situation der Zeit. Die Sprachforschung genoß um die Mitte des Jahrhunderts, wo die Eroberungen Jacob Grimms noch frisch waren und die vergleichende Sprachwissenschaft ihren Siegeszug antrat, ein Ansehen wie kein anderes Teilgebiet der Germanistik, und die junggrammatische Bewegung der 70er und 80er Jahre tat das ihre, um ihr diesen Vorsprung zu wahren. All das kam auch dem Wörterbuch zugute: die Mitarbeit galt als Leistung von Rang, und Gelehrte von Rang waren dafür zu gewinnen. Mit dem Ende des Jahrhunderts starb diese Generation aus, und der Ersatz wurde, eben wegen der veränderten Wissenschaftslage, schwierig. Ein weiterer Grund für das Stocken war ebenfalls wissenschaftlicher Natur. Jacob Grimm dachte sich sein Wörterbuch als ein Lexikon der neuhochdeutschen Schriftsprache 'von Luther bis Goethe'; wenn man sich die Rolle vergegenwärtigt, die dem Wörterbuch im Gesamtzusammenhange seiner eigenen wissenschaftlichen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Arbeit zukam, und wenn man die historische Linie bedenkt, die Linie Adelung-Campe, an die sein Wörterbuch anzuschließen ist, dann versteht man diese Selbstbeschränkung recht gut. Aber seinen Nachfolgern wandelte sich der Plan, namentlich durch das mächtige Vorbild Rudolf Hildebrands. Er steht ganz sichtlich unter dem Einfluß der vergleichenden Sprachwissenschaft, wenn ihm das Wörterbuch zu einem Compendium des neueren, ja fast des ganzen deutschen Sprachschatzes überhaupt geworden ist, das Niederdeutsche, die Mundarten miteingeschlossen. Kein Wunder, wenn er schon 1865 den Umfang des Wörterbuches auf 14 bis 15 Bände bemaß. Sein Wörterbuchziel führte naturgemäß zu einer Breite, die das Vorrücken der Arbeit mehr und mehr verlangsamen mußte. Aber zu den inneren Gründen des Stockens kam ein äußerer hinzu. Dem Werke fehlte seit dem Tode Jacob Grimms der feste Mittelpunkt; es war ein Rumpf mit vielen Gliedern, aber ohne Kopf. Es fehlte die Stelle, die mit dem Blick auf den Gesamtkörper des Werkes für das Gleichmaß der Arbeit sorgte und übertriebener Breite steuerte, die sich um den Nachschub von Mitarbeitern, um die Bereitstellung des Rohstoffes und um den Zufluß der nötigen Geldmittel kümmerte. Dieser Mangel ist um Jahrzehnte zu spät erkannt worden.

Kommende Generationen werden es, glaube ich, unserer Akademie als einen Ruhmestitel anrechnen, daß sie im Jahre 1908 das völlig verfahrene Unternehmen in ihre Obhut nahm. Gustav Roethe bot seine ganze stoßkräftige Energie auf, um die Wörterbucharbeit auf Wege zu führen, die eine Beendigung des ganzen Werkes in absehbarer Zeit ermöglichten. Mit dieser Reform vom Jahre 1908 setzt der dritte Hauptabschnitt in der Geschichte des Wörterbuches ein. Äußerlich war ihr Hauptkennzeichen die Gründung einer Zentralsammelstelle in Göttingen. Dieser Zentrale, deren Oberleitung Edward Schröder bis auf den heutigen Tag segensreich geführt hat, war vor allem die Aufgabe zugewiesen, einen neuen Fundus an Belegmaterial zu schaffen. Denn das war nach den immer erneuten Klagen der alten Mitarbeiter das größte Hemmnis, daß jeder von ihnen sich den Rohstoff für die Artikel selber aus den Quellen holen mußte. Nun stand in wenigen Jahren ein Belegmaterial von 1½ Millionen Zetteln bereit: an die Stelle des früheren Mangels trat ein Überfluß, der nicht ungefährlich war, weil er die Artikel aufschwemmte und so seinerseits wieder zu einer Arbeitshemmung werden konnte. Überhaupt ist das Hauptkennzeichen der Roetheschen Reform die neue Blutzufuhr: wie er den Arbeitsstoff gewaltig vermehrte, im Grunde neu schuf, so sicherte er dem Wörterbuch neue Geldmittel, so steigerte er die Zahl der Mitarbeiter. Sie waren im Jahre 1908 auf 5 zusammengeschmolzen, 1912 waren es dreimal so viel. Damit war die Möglichkeit gegeben, umfängliche Buchstaben zu teilen und die Arbeitsmasse für den einzelnen zu verkürzen. An der Grundform der Arbeit aber änderte Roethe nichts; sie blieb dieselbe, die sie in den Tagen der Brüder Grimm gewesen war: der einzelne Mitarbeiter bekam ein zusammenhängendes Stück Lexikon zugewiesen, das seine Arbeit auf viele Jahre hinaus festlegte. So darf man sagen: es war eine konservative Reform. Ihr Anfangserfolg war, entsprechend dem großen Krafteinsatz, recht stark, wenn der Arbeitsertrag auch von vornherein erheblich hinter Roethes Anschlägen zurückblieb, die die

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Leistung so steigern wollten, daß in anderthalb Jahrzehnten der Abschluß erreicht war. Immerhin, im Jahre 1913, fünf Jahre nach Beginn der Reform, war in allmählicher Steigerung eine Jahresleistung von 9 Lieferungen erreicht. Es ist schwer zu sagen, wie ohne die Erschütterung des Krieges die Entwicklung des Wörterbuches verlaufen wäre; aber ich glaube, daß auch ohne den Krieg Roethes Programm sich nicht entfernt hätte verwirklichen lassen. Die allgemeine Wissenschaftslage hatte sich geändert. Lexikographische Arbeit war in der Geltung gesunken. Die Zeiten waren dahin, wo Männer wie Rudolf Hildebrand, Karl Weigand, Matthias Lexer, Moriz Heyne ihre ganze Lebensarbeit ans Wörterbuchschreiben setzten und dennoch oder gerade dafür ihre Lehrstühle bekamen. So begreift es sich (um von anderen Gründen zu schweigen), wenn trotz der großen Zahl neuer Mitarbeiter, die Roethe ansetzte, die Arbeit wieder ins Stocken kam. Krieg und Nachkrieg kamen hinzu und taten das ihre. Das traurige Ergebnis war, daß sich Ende der zwanziger Jahre die Lage des Wörterbuches so trostlos gestaltet hatte, wie sie in seiner ganzen Geschichte noch nicht gewesen war: in den Jahren 1924 bis 1929 sind nur durchschnittlich etwa 2 Lieferungen im Jahr erschienen. Da noch mehr als hundert Lieferungen ausstanden, war Grund genug zur Sorge.

Die Akademie entschloß sich deshalb zu einer abermaligen Reorganisation, und so begann im Jahre 1930 der vierte und, wie ich zuversichtlich hoffe, letzte Arbeitsabschnitt des Wörterbuches. Das äußerlich sichtbarste Kennzeichen der Reform ist die Errichtung einer Arbeitsstelle hier in Berlin; ihr tieferer Sinn ist eine Verjüngung und Vermehrung der Arbeitsformen. Roethe hat das historische Verdienst, die zerfließende und verlaufende Arbeit zusammengefaßt zu haben. Er hat das Problem der Stoffbeschaffung gelöst; aber es blieb die Frage des zeitgerechten Arbeitssystems. Hier war mit Roethes aristokratischem Prinzip der Arbeitsverteilung nicht mehr durchzukommen; doch mochte er sich, als man ihm bald nach dem Kriege zu einer Änderung riet, nicht mehr auf einen neuen Weg begeben. Heute ist das starre durch ein labiles System ersetzt. Noch immer stützt sich das Wörterbuch auf einen Stab von Mitarbeitern alten Stiles, die also an einem umfänglichen Abschnitt tätig sind. Aus der stattlichen Zahl der Helfer, mit der Roethe die neue Arbeitsphase begann, sind nur vier geblieben, Rudolf Meißner, Bruno Crome, Karl Euling, Gustav Rosenhagen, denen die Akademie für ihre jahrzehntelange treue Arbeit dankt; nur zwei Mitarbeiter dieser Art sind in den zwanziger Jahren neu zu gewinnen gewesen, Hermann Teuchert und Carl Wesle: die Zeitverhältnisse erklären es, wenn der Nachschub auf diesem Wege immer schwieriger wird. Deshalb vergeben wir jetzt einzelne Artikel oder Artikelgruppen wie 'Sturm', 'Süden', 'Sünde', 'Traum', 'Tücke', 'Tugend', für die sich leichter Bearbeiter, selbst wieder ordentliche Professoren finden lassen. Das Prinzip hat überdies den Vorteil, daß man gewisse große Artikel an Gelehrte geben kann, die sich durch stoffverwandte Studien für das eine oder andere Wort besonders empfehlen. Auf diese Weise ist im Augenblick an 16 Mitarbeiter ein Stoff vergeben, der, wenn er bearbeitet vorliegen wird — und er liegt zum Teil schon vor —, 6 bis 7 Lieferungen füllen kann. Das gleiche Parzellierungsverfahren wird dem Stoff

466

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

gegenüber geübt, den die neue Berliner Arbeitsstelle zu erledigen hat. Sie trägt heute die Hauptlast der Arbeit und wird sie auch in Zukunft zu tragen haben. In ihr ist ein Kreis von meist jüngeren Gelehrten tätig, die in festen Dienststunden unter fachmännischer Anleitung und Kontrolle Wörterbuch schreiben, unterstützt von einer Handbibliothek und von Hilfsmitteln aller Art, wie sie keinem freien Mitarbeiter je zur Verfügung gestanden haben. Ihre Zahl beläuft sich im Augenblick auf 13, doch ist dabei zu bedenken, daß mehrere von ihnen nur halbtägig tätig sind und mehrere erst Anfänger. Man mag gegen diese Arbeitsform seine Bedenken haben, und wir selber empfinden ihre Nöte: starke Kräfte stehen neben schwächeren, die Lehrzeit dauert bei dem einen länger, bei dem anderen kürzer, und es kostet oft viel Mühe und Geduld, ehe ein Artikel druckreif ist. Auch das ist festzustellen, daß die Arbeitserleichterung, die mit ihrer Fülle von Hilfsmitteln die Arbeitsstelle gewährt, nicht notwendig, wie man meinen sollte, zu einer Arbeitsbeschleunigung führt, daß in dieser verbreiterten Arbeitsbasis vielmehr ähnliche Gefahren stecken wie in der riesenhaften Stoffvermehrung der Jahre 1908 bis 12. Aber trotz alledem, es ist der zeitgemäße Weg, der einzige, auf dem das Deutsche Wörterbuch zum Ziele zu führen ist; und man kann nur bedauern, daß er nicht längst beschritten wurde. Vor drei Jahren erst trat die Reorganisation in Kraft, schon heute sprechen ihre Erfolge für sich: im Jahre 1930 erschienen drei Lieferungen, im Jahre 1931 sechs, im Jahre 1932 sieben; und ich kann dafür gutsagen, daß im Jahre 1933 acht Lieferungen erscheinen werden. Denn wir gehen wesentlich besser gerüstet in dies Jahr als in das vorige; die erste Lieferung ist bereits ausgabefertig. Bei den Schicksalen, die das Grimmsche Wörterbuch hinter sich hat, gehört Mut dazu, eine Voraussage über die Zeit des Abschlusses zu machen. Aber nach der Entwicklung der letzten Jahre wage ich die Prophezeiung, mehr als das: die Zusage, daß wir in einem guten Jahrzehnt zu Ende sind.

Diese Zusage ist nur an e i n e Bedingung geknüpft, daß nämlich dem Wörterbuch die materielle Grundlage ungeschmälert erhalten bleibt, auf der es jetzt steht. Und hier kommen uns neue Befürchtungen. Die Neuordnung des Jahres 1930 erforderte nicht unerhebliche Mittel; sie sind mit verständnisvollem Entgegenkommen vom Reichsministerium des Innern, vom Preußischen Kultusministerium und von der Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft zu gleichen Teilen bereitgestellt worden und bis ins vorige Jahr in unverminderter Höhe geflossen. Die Akademie ist sich dankbarlichst bewußt, was das bedeutet in einer Zeit, wo alle Mittel für wissenschaftliche Zwecke schrumpfen. Aber sie sieht mit Sorge in die Zukunft, weil das Versiegen einer dieser Quellen oder Ausfälle bei allen dreien nicht nur eine prozentuale Verkürzung der Arbeitskräfte und der Arbeitsleistung bedingen würden, sondern eine Gefährdung des neuen Planes im ganzen.

Die Idee eines großen deutschen Wörterbuches steht an der Wiege unserer Akademie; ja wenn man an ihre Vorläufer und Vorbilder denkt, die deutschen Sprachgesellschaften des 17. Jahrhunderts, die großen romanischen Akademien, darf man sagen: sie steht an der Wiege des Akademiegedankens überhaupt. Die Idee eines großen deutschen Wörterbuches ist aber auch aufs engste verflochten mit der Erstarkung des nationalen Gedankens. Schon für

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Leibniz war das Deutsche Wörterbuch nicht bloß ein wissenschaftlicher, sondern, mit Rudolf Hildebrand zu sprechen, auch ein patriotischer Traum. Daß auch das Wachstum des Deutschen Wörterbuches im vorigen Jahrhundert vom nationalen Gedanken her seinen Auftrieb erhielt, ist ganz greifbar; ein Symptom dafür ist ein aus dem Jahre 1868 stammender, von Bismarck unterzeichneter Antrag an den Bundesrat des Norddeutschen Bundes, ‘die Unterstützung des Grimmschen Deutschen Wörterbuchs als eines bedeutsamen nationalen Unternehmens den hohen Bundesregierungen dringend zu empfehlen’. Diese seine ideelle Bedeutung hat das Deutsche Wörterbuch, neben der unerschöpflichen materiellen, auch heute noch nicht eingebüßt. Es ist wie ein Bild deutschen Schicksals, wenn man sieht, wie schwer wir mit einer nationalen wissenschaftlichen Aufgabe größten Maßes zu Rande kommen, die andere Völker Europas viel bündiger, herzhafter, schneller bewältigen, die von manchen unter ihnen als eine volkschaffende Aufgabe begriffen wurde, und die ihnen allen nicht nur als eine nationale Ehrenpflicht gilt, sondern als eine nationalpolitische Notwendigkeit. Es wäre mehr als schmerzlich, wenn das Deutsche Wörterbuch, das Vorbild aller jüngeren, aus finanziellen Gründen wieder zurückgeworfen werden sollte in einem Zeitpunkt, wo die Arbeit so gedeiht, daß man sagen darf: Das Ziel der Mühen eines Jahrhunderts ist in Sichtweite.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Franz Jostes

Rede bei der Trauerfeier am 27. Mai 1925

Der Mann, dessen Andenken diese Stunde geweiht sein soll, kann für sich den Ruhm in Anspruch nehmen, ein Leben gelebt zu haben, das an innerer und äußerer Geschlossenheit und Selbstsicherheit nicht leicht seinesgleichen findet, und den andern Ruhm, ein Werk hinterlassen zu haben, in dem mit derselben Sicherheit und Notwendigkeit ein Ring um den andern sich legt. Der Mann und das Werk aus einem Guß, auch in den Zacken und Kanten, die dem einen wie dem andern nicht fehlten, und zwischen beidem ein Ein- und Gleichklang, eine letzte Harmonie, die dem Gesamtbilde dieses Mannes einen Stil gab, wie ihn in so starken und eignen Linien zu gestalten heute doch nur noch wenigen vergönnt ist. Vielleicht muß man aus Bauernblut kommen und aus einem Lande wie Westfalen stammen, um ein Leben von so geschlossener Form und so gedrungener Kraft zu gewinnen, wie es dem Verblichenen beschieden war. Das jedenfalls ist sicher, daß es der zäh und treu gewahrte Zusammenhang mit der bäuerlichen westfälischen Heimaterde war, der dieser ungewöhnlichen Persönlichkeit ihre Stärke, ihre Farbe und ihren Zauber gab.

Franz Ludwig Jostes ist am 12. Juli 1858 in Glandorf im Osnabrückischen geboren worden, oder, wie er selbst es in der seiner Dissertation beigegebenen Vita formulierte, 'zu Glandorf im damaligen Königreiche Hannover'. Er verlor früh beide Eltern und wuchs in ländlicher Abgeschiedenheit unter der Obhut bejahrter weiblicher Anverwandten heran. Er lernte auf diese Weise, wie er gern und mit einem gewissen Stolz erzählte, ein Westfälisch, das um zwei Generationen älter war als die Mundart seiner Altersgenossen, und er hat den lieben Lauten des heimatlichen Dialekts zeitlebens die Treue bewahrt, auch wenn er vom Katheder sprach. Bis zu seinem vierzehnten Jahre besuchte er die Elementarschule seiner Heimat, um dann erst in die Quarta des Gymnasiums in Warendorf einzutreten. 1878 bezog er, zusammen mit seinem Freunde Caspar von Hatzfeld und von ihm bewogen, die Universität Freiburg i. Br., nicht als Philologe, sondern als Student der Medizin. Freilich hat er später selbst bekannt, daß er schon in Freiburg, statt medizinische Collegia zu besuchen, sich viel lieber in die deutsche Literatur und Literaturgeschichte versenkte. Bereits nach dem ersten Semester sattelte er um und ging nach Berlin, um in der Schule Karl Müllenhoffs und Wilhelm Scherers Germanistik zu studieren. Durch Müllenhoff erhielt seine Interesse und seine Arbeit den entscheidenden Anstoß in der Richtung auf die deutsche Altertumskunde, und man glaubt auch in der Form und Haltung seiner wissenschaftlichen Arbeiten die Nachwirkung dieses ebenso selbständigen und weitausgreifenden wie mannhaften und streitbaren Gelehrten zu spüren.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Nach einem Straßburger Semester, das ihn zu den Füßen von Ernst Martin sah, beendete Jostes seine Studien in Leipzig, wo er bei Friedrich Zarncke 1882 promovierte. Ihm verdankte er den Hinweis auf die ältere niederdeutsche Literatur, und es soll ein Zeichen dieses Dankes sein, wenn er ihm seine Dissertation und das Buch, das sie einleitete, gewidmet hat.

Gleich dies erste Buch atmet Heimatluft. Es zieht einen niederdeutschen Prediger ans Licht, Johannes Veghe, der mehr als zwei Jahrzehnte im ausgehenden fünfzehnten Jahrhundert in einem Münsterschen Schwesternhause gewirkt hat, einen milden, liebenswürdigen, mystisch angehauchten Mann, in dem sich eine zarte Frömmigkeit ganz eigen mengt mit niederdeutschem Schrot und Korn. Mit dieser sehr gediegenen Arbeit, die weitausholend ihren Mann hineinstellt in das allgemeine religiöse Leben seiner Zeit, betritt Jostes den Kreis, der anderthalb Jahrzehnte hindurch seine Arbeit fesselt. Und dieser Kreis umzirkt die religiösen Strömungen des ausgehenden Mittelalters, zumal solche, die sich an der Peripherie des kirchlichen Lebens bewegen, bis in die Reformationszeit hinein. Auch die Lehrtätigkeit, die der 1884 an der damaligen Königlichen Akademie in Münster habilitierte Privatdozent nunmehr begann, läßt in der Auswahl der Collegia deutlich erkennen, auf welchem Felde der junge Gelehrte sich damals am liebsten bewegte. Im Sommer 1885 las er eine 'Geschichte der deutschen Predigt im Mittelalter mit besonderer Berücksichtigung der deutschen Mystik': das ist die Linie Johannes Veghe. Im folgenden Semester las er eine 'Geschichte der deutschen Literatur im Zeitalter der Reformation': das weist schon den Weg zu seinem nächsten großen Buch, dem Daniel von Soest, 1888 erschienen. Auch dies Buch ist aus heimatlicher Erde entsprungen. Es erneuert zwei pseudonyme Satiren, die aus den Kämpfen herausgewachsen waren, die die Einführung der Reformation in Soest zur Folge hatte; es bietet wieder ein minutiös ausgeführtes Zeitgemälde und zeigt, eindrücklicher noch als der Veghe, wie stark in Jostes von Anfang an der Historiker neben dem Germanisten war. Im Sommersemester 1887 las er eine 'Geschichte der deutschen Bibelübersetzung im Mittelalter', und das weist auf den großen Plan, der in diesen Jahren und aus diesem Interessenkreise heraus in ihm erwuchs, und es weist zugleich auf den ersten wissenschaftlichen Strauß, den er mit Repliken und Dupliken durchgefochten hat — es sind ihm später ja noch manche gefolgt.

Diese literarische Fehde, in der es um den Ursprung des Codex Teplensis ging, einer um 1400 entstandenen deutschen Bibelübersetzung, ist so bezeichnend für Jostes' wissenschaftliche Art, daß es sich lohnt, mit zwei Worten darauf einzugehen. Jostes suchte die Feuerlinie; es reizte ihn, in wissenschaftliche Streitfragen einzugreifen, die im Augenblick vielerörtert waren und im Mittelpunkt des Interesses standen. Und es freute ihn, wenn er eine Stellung einnehmen und verfechten konnte, die sich schroff gegen die herrschende Meinung kehrte oder geeignet war, der Erörterung eine ganz neue überraschende Wendung zu geben. Es steckte in ihm ein stets waches Mißtrauen, bekanntlich eine große wissenschaftliche Tugend; aber es steckte in ihm auch etwas von grundsätzlicher Opposition, einer Opposition, die fast der Meinung huldigte, daß etwas, was alle glauben, schon deshalb nicht richtig

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

sein könne. Es ist ein Genuß, Jostessche Streitschriften zu lesen, da offenbart sich seine harsche Männlichkeit am schönsten; man glaubt, gerade auch in dem stark Persönlichen, das diese Fehden in Angriff und Abwehr bisweilen annehmen, die Luft Müllenhoffscher Nibelungenkämpfe zu atmen, nur daß bei Jostes sein schlagfertiger und nie verlegener Humor dem Kampf im allgemeinen doch die letzte Schärfe benimmt. So fuhr er also, als 1885 die These allgemeinen Beifall fand, daß die Tepler Bibel waldensischen Ursprungs sei, daß die deutsche Bibelübersetzung des Mittelalters überhaupt nicht aus orthodoxen, sondern aus häretischen Kreisen hervorgegangen sei, mit einer Broschüre dazwischen, die jeden Zusammenhang zwischen dem Codex Teplensis und den Waldensern leugnete. Die Folgezeit vermochte bei dieser starren Ablehnung nicht zu verharren; für Jostes selbst bedeutet die an diese Schrift sich anschließende Fehde den Boden für den Plan, der ihn nunmehr eine Reihe von Jahren festgehalten hat und mit dem eine nicht geringe Zahl größerer und kleinerer Arbeiten aus der Folgezeit im Zusammenhang steht, ein Plan, der nichts Geringeres im Auge hatte, als eine umfassende Geschichte der deutschen Bibelübersetzung im Mittelalter. Und dieser Plan nahm alsbald so feste Gestalt in ihm an, daß er ihn in einer der obgedachten Streitschriften, in der er um Material und Unterstützung bat, schon öffentlich vorzutragen und zu umreißen wagte.

Dann kam jener Ruf, der seinem Leben und seiner Arbeit eine neue Wendung gab. Im Jahre 1889 reiste im katholischen Deutschland der schweizerische Nationalrat Decurtins umher und warb Professoren für seine Schöpfung, die neugegründete Internationale katholische Universität Freiburg i. d. Schweiz, wie sie sich offiziell nannte. Auch Jostes folgte mit manchem Münsterschen Kollegen diesem Ruf, der lockend genug war, und er hat das nicht bereut. Denn nun begann das Jahrzehnt, das er selbst später das schönste seines Lebens genannt hat, jenes Jahrzehnt, das man als die heroische Zeit seines Lebens bezeichnen kann. Man fragt sich verwundert: Wie war es möglich, daß dieser Niedersachse sich so trefflich mit jenen Hochalemannen verstand, schon rein äußerlich? Was die Brücke schlug, das war sein bodenfestes deutsches Bauerntum. Denn so wandte sich ihm seine Aufgabe alsbald: er sah es als seine Mission an, das Deutschtum und Deutschbewußtsein nicht nur in der Stadt Freiburg, die damals zu zwei Dritteln französisch sprach, sondern im ganzen Kanton aufzurütteln und zu stärken. Alle, die ihn aus jener Zeit kennen, sind der Bewunderung voll für das, was er damals auf hundert Wegen im Dienste dieser Sache geleistet hat. Er hat zwar nie einen Berg bestiegen, aber er ging aufs Land hinaus, um zu reden und zu werben, er setzte sich mit den Großräten um den Tisch, wenn sie in die Kantonshauptstadt kamen, er gründete einen deutschen Männerverein, er kämpfte auch mit der Feder unter dem Motto 'ab initio non erat sic' für die Wiederbelebung des deutschen Gottesdienstes, der deutschen Seelsorge. Es muß etwas Bezwingendes, Hinreißendes in seiner Persönlichkeit gewesen sein, das Professoren und Studenten ebenso packte wie die Großräte, die Landgeistlichen und die Bauern. Es hat damals nicht viel daran gefehlt, daß man ihn selbst zum kantonalen Großrat wählte. Und wenn man sich Bilder aus jener Zeit

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

ansieht — eine markige, schöne Erscheinung mit mächtigen Augen — und diesen Mann sich in einer französelnden Umgebung denkt, dann ahnt man etwas von den Quellen, aus denen seine Wirkung floß, und man glaubt es, daß unter den Bürgern und Bauern des Kantons sein Andenken noch heute lebendig ist als das eines großen deutschen Volksmannes, der den deutschen Schweizern sagen mußte, was ein deutscher Schweizer ist. Und die gleiche faszinierende Wirkung übte er innerhalb der Universität. Manch Schweizer, der heute einen klangvollen Namen trägt, hat damals zu seinen Füßen gesessen, so der Dichter Heinrich Federer. Mit so andersartigen Naturen wie dem Historiker Reinhardt und dem feinen Franzosen Bédier verband ihn herzliche Freundschaft. Und lauter als alles spricht ja die Tatsache, daß man ihn zum ersten Rektor der neuen Universität gemacht hat.

Es ist begreiflich, daß bei einer so neuartigen und vielfältigen Tätigkeit die wissenschaftliche Produktion zunächst in den Hintergrund trat. Das einzige größere Werk, das Jostes in den Freiburger Jahren veröffentlicht hat, gehört noch in den ersten Ring seiner Arbeiten und schließt sich an die Stoffe und Probleme, die ihn seit seiner Promotion beschäftigten. 1895 erschien unter den Freiburger Universitätsschriften ein starker Band von Jostes mit dem Titel 'Meister Eckhart und seine Jünger', der als wesentlichen Inhalt den Text einer unbekannten Eckhart-Handschrift bot, die Jostes auf der Suche nach Evangelienübersetzungen durch einen Zufall in der Nürnberger Stadtbibliothek fand — wieder eine durch den fein ausgeführten historischen Rahmen ausgezeichnete Leistung.

Es ist schade, und Jostes hat es selber später bedauert, daß die schönen Freiburger Jahre mit einem Mißklang enden sollten. Schwenkungen im Kurs der Universität und Mißhelligkeiten persönlicher Natur, die Jostes später sehr viel gelassener beurteilte, veranlaßten ihn mit einer Reihe anderer deutscher Professoren im Jahre 1898 der Universität den Rücken zu kehren, die zu einem Teil auch seine Schöpfung war, und bei seiner Natur und seinem Temperament war es nicht anders möglich, als daß sich sein Scheiden unter Donner und Blitz vollzog. Er suchte nun wieder Anschluß an seine heimatliche Hochschule und lehrte an ihr zunächst noch einmal als Privatdozent. Aber schon Ende 1899 erfolgte seine Ernennung zum außerordentlichen, Ende 1902 die zum ordentlichen Professor. Und nun setzt sich breit und stark der zweite Ring an seine wissenschaftliche Lebensarbeit an. In Jostes' ersten Freiburger Jahren war das monumentale Werk von Wilhelm Walther 'Die deutsche Bibelübersetzung des Mittelalters' erschienen, und damit war die Arbeit geleistet, die Jostes Jahre hindurch als hohes Ziel vorgeschwebt hatte. Er sah sich also, als er 1899 die Münstersche Privatdozentur von neuem übernahm, einem zwiefachen Neubeginn gegenüber. Ihm selber mag es eine herbe Enttäuschung gewesen sein, daß ein anderer ihm die Geschichte der Bibelübersetzung aus der Hand gewunden hatte — uns scheint es ein Segen, daß auf diese Weise seine ganze Kraft frei wurde für die Aufgaben, die in der Heimat seiner warteten. Denn westfälische Volks-, Landes- und Altertumskunde im weitesten Sinne, das ist der Inhalt dieses zweiten Ringes. Zwar brachten schon die achtziger und neunziger Jahre gelegentlich Arbeiten, die in diesen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Kreis gehören, so die Untersuchungen über die vorchristlichen Altertümer im Kreise Süderberge oder die schöne Studie über den Rattenfänger von Hameln aus dem Jahre 1895, nicht nur ein Kabinettstück von Sagenforschung, sondern in dem Behagen und dem Eifer, mit dem hier ein angeblich dem 17. Jahrhundert entstammender lateinischer Rattenfängerroman als Fälschung erwiesen wird, auch ein menschlich recht bezeichnendes Stück aus dem Kreise seiner kleineren Werke. Aber diese Schriften sind doch nur Vorläufer; erst seit dem Jahre 1899 nimmt er das heimatliche Arbeitsfeld mit gesammelter Energie unter den Pflug.

Es ist kaum möglich, eine Vorstellung zu geben von der Fülle nicht nur, sondern auch von der Vielseitigkeit der Arbeit, die Jostes auf diesem Gebiet geleistet hat. Wir verdanken ihm gewichtige Quellenpublikationen, vor allem die Herausgabe der Kaiser- und Königsurkunden des Osnabrücker Landes, durch die eine stattliche Reihe geschichtlich hochbedeutsamer, lange zurückgehaltener und zeitweise schon verloren gegebener Quellen der Forschung wiedererobert wurde, und zwar unter Umständen, die der Romantik nicht entbehrten. Wir verdanken ihm Studien zur Sagen- und Legendengeschichte, wie die methodisch ungemein interessante Arbeit über St. Reinhild von Riesenbeck. Weiter Studien zu den ältesten niedersächsischen Sprach- und Literaturdenkmälern, zur westfälischen Wort- und Realienkunde: das große westfälische Wörterbuch, dessen Plan ihm gehört und für das er namentlich aus den historischen Quellen Material gesammelt hat, wird davon hoffentlich noch einmal zeugen. Wir verdanken ihm auch Lebensbeschreibungen bedeutender Männer aus Westfalens Vergangenheit, des Mönches Heinrich Loder aus dem beginnenden 15. Jahrhundert, den man den Apostel Westfalens genannt hat, und seines etwas älteren Zeitgenossen, des Ritters Johann von Beveren. Es bezeichnet Jostes, und ich glaube, er würde es mir nicht verzeihen, wenn ich in diesem Zusammenhange davon schwiege, daß er auch dem westfälischen Volksmann Johann Mathias Seling, in den vierziger und fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts eine der populärsten Gestalten im nordwestlichen Deutschland, eine sehr warmherzige Biographie gewidmet hat, obgleich dieses Mannes Hauptverdienst auf dem Felde der Mäßigkeitsbewegung lag.

Wenn man all diese größeren und kleineren Arbeiten überblickt, fällt einem auf, wie sehr Jostes Historiker und als Historiker Realienforscher war, wie stark daneben das eigentlich Literarhistorische in den Hintergrund trat. Man fühlt sich an den Altmeister unserer Wissenschaft, an Jacob Grimm, erinnert, wenn man sieht, wie weit sich ihm der Begriff des Germanisten dehnte, und auch darin erinnert er an Jacob Grimm, wie er immer durchs Wort zur Sache strebte. Stil- und Formprobleme interessierten ihn nicht, sondern seine Stärke war sein Sinn fürs Tatsächliche, und zwar das Tatsächliche als ein Reales, Konkretes. Eine plastische, anschauende Form des Denkens arbeitete in ihm — man ist versucht, ein Blutserbe darin zu sehen. Zahlreiche seiner Arbeiten sind mit Abbildungen versehen; die Rolandbilder in den niederdeutschen Städten und ihr Ursprung, das ist ein Thema, dem er ein gehaltvolles Buch gewidmet hat, ein Thema, das ihn freilich auch wieder dadurch reizte, daß er die bisherige Deutung auf den Kopf stellen konnte. Es ist un-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

gemein bezeichnend, daß er in der vielumstrittenen Frage nach der Heimat des Heliand seit Jahrzehnten als erster wieder die Realien der Dichtung ins Gefecht geführt hat, und wie man auch zu seiner sehr kühnen Hypothese stehen mag, die den Heliand an das litus Saxonicum an der Loire-Mündung verlegen möchte: eins ist sicher, daß sein Grundgedanke, der nämlich, daß man den kulturellen Hintergrund der Dichtung bei Lokalisationsversuchen gebührend beachten müsse, alle Anerkennung fordert. Und auch das darf in diesem Zusammenhange betont werden, daß die einzige Gestalt aus der modernen westfälischen Literatur, mit der er sich ganz eingehend beschäftigt hat, Annette von Droste-Hülshoff, ihm nur eine selbständige Schrift abzugewinnen vermochte, das ist seine philologisch mustergültige Ausgabe des Geistlichen Jahres, und auch zu dieser Arbeit lockte ihn ein Reale, die Tatsache nämlich, daß er die Handschrift besaß und diese Handschrift den Herausgeber vor gewaltige Schwierigkeiten stellte.

Eine Aufgabe bot sich ihm auf dem Felde der westfälischen Landes- und Altertumskunde, für die Jostes berufen war wie keiner sonst, und zwar nicht zuletzt eben wegen seines Realiensinnes, wegen jener auf das Kleinste achtenden 'Beisichtigkeit', die an ihm ebenso zu rühmen ist, wie er sie an Annette gerühmt hat. Im Jahre 1901 wurde ihm der Auftrag, die westfälischen Volkstrachten aufzunehmen und darzustellen, und überraschend schnell, schon 1904, erschien sein 'Westfälisches Trachtenbuch', das Buch, das seine Meisterleistung bedeutet, ein Werk, das allein genügen sollte, ihn in Westfalen unsterblich zu machen. Das Westfälische Trachtenbuch bietet unendlich mehr, als der Titel erkennen läßt: es ist eine Darstellung der ganzen äußeren Volkskunde Westfalens, eine Darstellung, die mit den Siedlungsverhältnissen beginnt und erst bei den Kochlöffeln und Tabakspfeifen endet, eine Darstellung, die durch alle Ställe und Hausräume geht, die mit der Ernte und dem Vieh Bescheid weiß — kurz ein Buch, wie nur ein Bauernsohn es schreiben konnte, und nur ein Bauernsohn mit Jostes' Sinn und Jostes' Augen. In keinem andern seiner Bücher steckt so der ganze Mann, auf der einen Seite der Gelehrte, der aus einer souveränen Kenntnis mittelalterlicher westfälischer Quellen und Realien die gegenwärtigen Verhältnisse deuten kann, und auf der andern Seite der noch fest in Volk und Boden wurzelnde Praktikus, der selber in alten Truhen Hauben und Tücher und Röcke aufspeicherte, der selber Met zu brauen und zu trinken wußte und der selber sich dazusetzte, wenn eine Freienhäger Braut mit ihrem Hochzeitsstaat beladen wurde. Und obwohl völlig frei von allem falschen und billigen Enthusiasmus, sondern immer die Strenge eines kritischen, ja zuweilen skeptischen Urteils verratend, wie leuchtet doch das Ganze von einem heimatfrohen und heimatstolzen Sinn, der gerade auch da noch fühlbar wird, wo er allerlei offene und versteektere Humore zum Schilde nimmt. Mit welcher Genugtuung bucht Jostes etwa den Ausspruch Justus Mösers, daß in Westfalen wohl seit dem Sündenfall keine neue Mode erfunden sei, und mit welchem Behagen zitiert er einen alten Gewährsmann, der der Meinung ist, in Westfalen sei das Genie auf die Spindelseite gefallen. Wir leiden an landschaft-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

lichen Volkskunden heute ja keinen Mangel mehr. Jostes' Werk steht einsam unter seinen Genossen; es ist ein Heimatbuch, wie ich nichts Köstlicheres weiß.

Von dem, was abgeschlossen vorliegt, ist das Trachtenbuch Jostes' schönste und ausgeglichenste Leistung. Aber der alternde Stamm setzte noch einen dritten Ring an: Unter und hinter der heimatlichen Altertumskunde begann sich ihm ein Blickfeld zu öffnen, dessen Horizonte er weiter und immer weiter dehnt, innerhalb dessen er immer entlegenere und einsamere Wege ging. Zwanzig Jahre hindurch haben ihn mythologische Studien beschäftigt, und an die Niederschrift ihrer Ergebnisse hat er die letzten Jahre seines Lebens gesetzt. Diese Jostessche Mythologie war ja fast selbst schon ein Mythus geworden. Heute wissen wir, daß der erste Band des Werkes abgeschlossen ist und das weitere so gut wie abgeschlossen im Manuskript vorliegt, und wir hoffen, daß das Ganze in einer Gestalt ans Licht treten wird, wie sie der Tote und die deutsche Wissenschaft beanspruchen kann.

Es ist vorläufig nicht möglich, über den Inhalt und die wissenschaftliche Bedeutung dieses Werkes zu urteilen, das seinen Rahmen weit über das hinausspannt, was man in einer Mythologie zu finden gewöhnt ist, weil sein Verfasser schließlich alle Sage und Dichtung alter Zeit mythologisch durchsetzt sieht. Ich muß es bewenden lassen bei einigen Hindeutungen auf die grundlegenden Gedanken, die diese neue Mythologie tragen, Gedanken, wie wir sie in einigen Einzelarbeiten allmählich sich entwickeln sehen. Schon im rein Methodischen ist manches neuartig und kühn genug, vor allem das überraschende Kombinieren scheinbar durchaus unzusammengehöriger Eigennamen, das Jostes weithin übt und das er wagt auf Grund ganz besonderer Vorstellungen von Namenleben, -wandel und -ersatz. Das Wesentliche aber ist eine neue Quellenkritik: Jostes verengt auf der einen Seite und erweitert auf der andern das Gebiet der mythologischen Quellen, und nach der einen Seite hin sind seine Ansichten ebenso revolutionär wie nach der andern. Den großen Kreis der niederen Mythologie, seit Mannhardt eine der Hauptquellen für die germanische Religion, läßt er ganz beiseite, weil er darin nur Verkümmerungen von Mythologemen höheren Ursprungs findet. Er macht zu einer Quelle ersten Ranges statt dessen die Legende und Heiligengeschichte, eigentlich den ganzen Kreis kirchlicher und profaner Geschichtsüberlieferung; Fredegar und Gregor von Tours liest er mit völlig neuen Augen. Ich erinnere mich noch sehr gut, wie er im Jahre 1908 auf dem vierten internationalen Historikerkongreß zu Berlin vor einem verwundert aufhorchenden Publikum über 'Sigurd, Siegfried und Victor' sprach, und welch Kopfschütteln sein Versuch hervorrief, das Wachsen deutscher Heldensage unter den Einfluß populärer kirchlicher Heiliger zu stellen. Hand in Hand mit dieser stofflichen Verbreiterung des Quellengebiets geht eine geographische. Jostes zieht die gleichgerichtete französische und englische Literatur in den Bereich seiner Forschungen. So kommt er von den Germanen auf die Kelten. Er hat vor dem Kriege den Plan einer Reise durch Nordfrankreich erwogen, um an Ort und Stelle Bibliotheken und Archive auf Materialien zu durchsuchen. Die keltische Mythologie schiebt sich schließlich mehr und mehr in den Vordergrund seiner Studien, die germanische erscheint ihm zuletzt nur noch als Ableger von ihr.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Und die keltische Mythologie selber wird ihm immer mehr zu einem Niederschlag orientalischer, astral orientierter Religionen. Die Forschungen von Toutain über orientalische Gottheiten in Gallien und die Bücher von Cumont über die orientalischen Religionen im römischen Heidentum und über die Mysterien des Mithra haben ihn entscheidend beeinflußt. 'Die Druiden lehren orientalische Himmelsreligion', auf diese knappe Formel bringt er seine Haupterkenntnis, und von diesem Grunde aus unternimmt er kühne Streifzüge, die etwa den Mythus vom lustrierten Gott oder den Dioskurenmythus durch die gesamte keltische und germanische überlieferung verfolgen, und zwar bis ins hohe Mittelalter hinauf. Nicht nur in der deutschen Heldensage, sondern auch in der höfischen Ritterdichtung sieht er schließlich astrale Mythen gestaltet, und ein Werk wie die poetische Selbstbiographie Ulrichs von Lichtenstein konnte ihm zu einer großen Allegorie werden.

Es ist nicht meines Amtes, Wahrheit und Irrtum in solchen Spekulationen abzuwägen. Zweifellos zutreffend ist, daß man in der germanischen Mythologie mit antiken Einflüssen zu rechnen hat. Zu dieser Erkenntnis ist man heute, neben Jostes und unabhängig von ihm, auch auf ganz andern Wegen gelangt. Ein Verdienst liegt zweifellos auch darin, daß er die Mauer zwischen dem Keltischen und Germanischen niederriß, ein Verdienst, das vielleicht erst eine kommende Generation voll würdigen wird. Und ein Zug von menschlicher und wissenschaftlicher Größe liegt unter allen Umständen in der Energie, dem Mut, auch dem Lessingschen Mut zum Irren, den er auf diesen einsamen Fahrten in unwegsames Land bewährt hat. Im übrigen müssen wir in Ehrfurcht verharren vor dem menschlichen Bilde eines Mannes, dessen starker Geist mit zunehmendem Alter mehr und mehr etwas Seherisches gewann — vielleicht auch das zutiefst ein Erbe seines westfälischen Blutes. Wie wesentlich ihm gerade das astrale Element in seinen Spekulationen war, mag man daraus ersehen, daß er nur einen als kompetenten Beurteiler seiner Mythologie anerkennen wollte, nämlich den klassischen Philologen Boll, den Verfasser der 'Sphära', und es ist durchaus glaubhaft, wenn berichtet wird, daß er auch für die eigene Person sich mit astrologischen Dingen beschäftigt habe — bis in die letzte Nacht seines Lebens hinein. Der jüngere Jostes hat einmal den Satz geschrieben: 'Es ist das Eigentümliche jeder Wahrheit, daß sie einfach und nüchtern ist.' Auf den alten Jostes ist man versucht, ein tiefes Nietzsche-Wort anzuwenden: 'Unfruchtbar seid ihr, darum fehlt es euch an Glauben. Aber wer schaffen mußte, der hatte auch immer seine Wahr-Träume und Stern-Zeichen und glaubte an Glauben!'

Es ist unmöglich, im Rahmen einer kurzen Stunde ein rundes Bild von diesem starken Geiste und seinem vielfältig-reichen Schaffen zu entwerfen. Noch manchen starken Nebenschoß hat seine Arbeit getrieben. Vor allem muß wenigstens mit einem Wort der wissenschaftlichen und persönlichen Beziehungen gedacht werden, die Jostes mit den Niederländern und den Vlamen verbanden. Er hat zwar in Vorlesungen das Niederländische nicht vertreten, von gelegentlichen Texterklärungen abgesehen, griff aber nicht nur mit seinen Arbeiten ins Gebiet der niederländischen Philologie hinüber, sondern hat auch Aufsätze zur deutschen Literaturgeschichte in holländischer Sprache er-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

scheinen lassen. Einer der besten Kenner der mittelniederländischen Literatur, de Vreese, war ihm gut befreundet. Schon 1888 wurde er Mitglied der Maatschappy der Nederlandsche Letterkunde in Leiden, 1905 wählte ihn die Königliche Vlämische Akademie in Gent zum auswärtigen Ehrenmitgliede. Während des Krieges traf ihn mit andern deutschen Gelehrten das Schicksal, aus der Vlämischen Akademie ausgeschlossen zu werden. Er hat gleichmütig darauf geantwortet etwa in dem Sinne, er habe seinerzeit nicht um die Aufnahme gebeten, und so wenig wie die Aufnahme könne ihn der Ausschluß veranlassen, sich von den wissenschaftlichen Wegen zu entfernen, die er immer gegangen sei. Gerade während des Krieges aber bot sich ihm auch Gelegenheit, seine alten Beziehungen praktisch auszumünzen. Er war 1915 selber in Gent, als es galt, den Vlamen gegenüber französischen Umtrieben gerade auch von deutscher katholischer Seite die Hand zu reichen. Im Gefolge dieser Reise entstand in Düsseldorf die 'Gesellschaft zur Pflege der deutsch-vlämischen Beziehungen', deren Begründer und erster Vorsitzender er war und deren Schriftenreihe er mit zwei schönen Heften zur vlämischen Literaturgeschichte eröffnet hat. So konnte er doch noch auf seine Weise dem Wunsche genügen, dem er zu Beginn des Krieges lebhaften Ausdruck gab, auch an seinem Teile dem Vaterlande zu dienen.

Die Jostes genauer kannten, pflegten zu sagen, daß er mehr außerhalb als innerhalb der Universität gewurzelt habe, und es gehörte zu einem vollen Bilde, daß man auch dieses anderen Jostes gedächte, der jenseits des Gelehrten stand. Auch hier war er eine völlig eigene Gestalt, eine Gestalt so eigen und in ihrer Besonderheit so originell, daß sich schon die westfälische Heimatdichtung seiner bemächtigt hat (wenn auch 'de plattdütske Professer' in Wibbelts Schulte Witte nur einen schwachen Eindruck von seiner Persönlichkeit zu geben vermag), und daß schon zu seinen Lebzeiten die Legende um ihn wob. Aber wie das so geht, die Legende hängt sich an das Äußerliche, Komische, Barocke und färbt so schließlich einen Mann als ein sogenanntes Original zurecht, der auch in seinem äußeren Leben viel mehr als ein Original gewesen ist. Man muß es in diesem Zusammenhang erwähnen, daß Jostes' mittelhochdeutscher Lieblingsdichter Wolfram von Eschenbach war; immer und immer wieder hat er zumal in Übungen diesen Dichter behandelt. Und man begreift, daß eine Art innerer Verwandtschaft ihn zu diesem Manne zog, der ein gewaltiges Ingenium verband mit einem sonderbar ausgelassenen Humor und einer eigentümlich skurillen, barocken Art, die er liebevoll hegte und pflegte. Auch bei Jostes war all das sogenannte Originale nur Rankenwerk, im Grunde nur Ausdruck einer ganz überlegenen, in sich selbst ruhenden Persönlichkeit, die stark genug war, die Welt zu zwingen, sich um ihn zu drehen. Und so wollen wir ihn im Gedächtnis behalten, nicht als Original, sondern als eine souveräne, gewiß nicht immer bequeme, aber feste und charaktervolle Natur von rücksichtsloser Wahrhaftigkeit.

Aber nicht nur ein Charakter war er, sondern auch ein warmherziger und tiefempfindender Mensch, wenn er auch diese Züge seines Wesens geflissentlich hinter einer rauhen Außenseite verbarg. Was erzählt man nicht alles von seiner bärbeißigen Weiberfeindschaft, die den Frauen lange genug

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

sein Seminar sperrte. Wer seine wirkliche Stellung zu den Frauen kennen lernen will, der muß lesen, was er im Trachtenbuch auf und zwischen den Zeilen über die Westfälin sagt, und nicht nur männliche, sondern gerade auch eine große Zahl weiblicher Schüler dankt ihm heute Förderung und Unterstützung in jeglichem Belang. Jostes hat einen Spiegel hinterlassen, der tief in seine Seele blicken läßt, das ist eine schmale Auswahl aus den Gedichten des großen Vlamen Guido Gezelle, die er übersetzt hat. Ist man schon überrascht von der Leichtigkeit, mit der hier Jostes auch die zierlichsten Verse meistert, so vielleicht noch mehr von der Zartheit der Empfindung und der Milde des Herzens, die aus diesen Versen atmet. Ein warmer heller Lichtstrahl fällt von dieser Stelle aus auf die knorrige, schwere Gestalt dieses echten Westfalen.

Nun hat die heimatliche Erde ihn wieder. Er ist in Münster gestorben, aber er wollte in seinem Geburtsorte Glandorf begraben sein, und dort haben wir ihn an einem strahlenden Frühlingstage zur letzten Ruhe geleitet. Ein hoher Scheunengiebel spannte sich über den aufgebahrten Sarg, ein bäuerlicher Chor sang ihm die letzten Lieder, die Apfelbäume blühten am Wege, und Störche kreisten hoch über der Gruft. Es war ein Leichenbegängnis, wie er es sich wohl hätte gefallen lassen, ein Leichenbegängnis, bei dem die Mahnung 'memento homo' eigen zusammenklang mit dem Trostwort 'non omnis moriar'. Jostes selber hat in seine Auswahl aus Gezelle zwei Lieder eingereiht, die, als wollten sie aufeinander antworten, diese lateinischen Worte im Titel führen. Und mit solchem Zuruf wollen auch wir von ihm Abschied nehmen: non omnis morieris!

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Gustav Roethe als wissenschaftlicher Organisator

Rede am Grimm-Tage der Gesellschaft für deutsche Philologie
9. Januar 1937

Es hat seinen tiefen Sinn, wenn die Gesellschaft für deutsche Philologie ihren Geburtstag alljährlich als Jacob-Grimm-Tag begeht. Sie will damit nicht nur das Gefühl der ewig wachen Dankbarkeit und Verehrung für den Gründer der Wissenschaft vom Deutschtum zum Ausdruck bringen, sondern zugleich das Gefühl der Dankbarkeit und Verpflichtung gegenüber den großen Leistungen und Leistern unserer Wissenschaft, auch wenn sie schon in die Geschichte eingegangen sind. Gerade in Zeiten des großen Neuerns muß es auch Orte und Stunden geben, wo man sich des Alten erinnert. Das ziemt besonders der Wissenschaft; denn sie ist das am mühsamsten errungene, das am langsamsten wachsende, das am stetigsten schreitende, das bleibendste unter den ideellen Gütern des Menschen. Ihr am wenigsten steht es an, die Brücken vom Heute zum Gestern abzubrechen. Es ist ein schöner Brauch, der sich in unserer Gesellschaft in den letzten Jahren gefestigt hat, daß wir gerade unsere Feiertage dazu auserwählen, um uns eine große Gestalt aus der Geschichte unseres Faches wieder vor Augen zu rücken. Alles Feiern ruht ja, tiefer verstanden, im Bewußtsein der Tradition.

Heute gilt unser Erinnern einem Mann, dem nicht nur unsere Wissenschaft, sondern auch unsere Gesellschaft zu großem Dank verpflichtet ist. Vor zehn Jahren ist Gustav Roethe gestorben. Aber man scheut sich fast, von ihm als einem Toten zu sprechen: so unmittelbar, so lebendig fühlen wir die Strahlung seiner Persönlichkeit noch unter uns. Man wird an ihm inne, wie kurz zehn Jahre sind und doch auch wie lang. Für die meisten unseres Kreises ist er lebendigste Gegenwart, für die Studenten von heute ist er schon eine dunkle Sage. Er hat nämlich keine Handbücher geschrieben, keine Modebücher, war überhaupt kein Mann des Bücherschreibens. Sondern er war eine wissenschaftliche Persönlichkeit, vielleicht nicht so sehr der Anlage als dem Ethos nach, und diese Persönlichkeit strahlte die Wissenschaft weiter. Auch das ist eine Form der Wissenschaftspflege, und unter Umständen eine sehr fruchtbare — wie eng der Sinn, der die Wirkung eines Gelehrten nur nach seinen Büchern mißt und nichts ahnt von der werbenden und erziehenden Kraft, die von einem solchen Mann in Hunderte und Aberhunderte von Schülern fällt. Und überdies war Roethe ein wissenschaftlicher Organisator großen Stils. Neben jener anderen kaum greifbaren ist dies seine sichtbarlich bleibende Bedeutung in der Geschichte unserer Wissenschaft. Auch ein Philologe kann wie ein König bauen, und Roethe war ein königlicher Baumeister; es hat in unserer Wissenschaft noch keinen gegeben, der sich ihm darin vergleichen ließe.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Ich muß mich darauf beschränken, seine großen organisatorischen Leistungen innerhalb der Preußischen Akademie der Wissenschaften aufzuzeigen, obgleich noch manches andere daneben zu nennen wäre: etwa der Ausbau der 'Palästra', der Wiederaufbau der Gesellschaft für deutsche Philologie, seine Tätigkeit als Vorsitzender der Goethe-Gesellschaft, die mit beispielloser Hingabe geführten Rektorate in Göttingen und Berlin. Die Akademie aber hat Roethe je länger je mehr als sein eigentliches wissenschaftliches Wirkungsfeld angesehen; hier hat sein Schaffen die einheitliche große Linie gefunden.

Man müßte sehr weit ausholen, wenn man bloßlegen wollte, wo die Wurzeln seiner organisatorischen Pläne liegen. An Roethe ließe sich zeigen, wie langsam der Schritt wissenschaftlicher Gedanken ist. Im Grunde könnte man bis zu Leibniz zurückgehen; denn dieser erste Gründer der Akademie, dieser geniale Plänemacher hat sich schon mit wissenschaftlichen Entwürfen getragen, an deren Verwirklichung ernsthaft erst Roethe gedacht hat. Wenigstens hat er zuerst die deutsche Lexikographie so weiträumig gesehen und zu begründen versucht, wie es Leibniz vorschwebte, der ja auch nicht eine einfache Sammlung des deutschen Wortschatzes vor Augen hatte (das gab es längst), sondern der scheiden wollte nach Gemeinsprache, Kunstsprache und der Sprache des platten Landes.

Eine neue Stufe organisierter Gemeinarbeit an der deutschen Sprache und Literatur, an der geschichtlichen Vergangenheit unseres Volkes überhaupt bedeutet die Romantik. Es würde viel Zeit brauchen, alles aufzuzählen, was damals an gesunden und törichten Versuchen ans Licht trat, die Schätze unserer Vergangenheit in Sprache und Kultur auf dem Wege organisierter Arbeit zu bergen. An einer Stelle berührt das sogar die Geschichte oder besser die Vorgeschichte unserer Gesellschaft. Denn sie hat in der Romantik eine Vorläuferin gehabt, das war die Berlinische Gesellschaft für Deutsche Sprache, die im Jahre 1815 gegründet wurde. Bekannte Namen, Heinsius, Zeune, Jahn, finden sich unter ihren Gründern; das Ganze freilich stand unter dem Protektorat des in der Geschichte der Germanistik nicht gerade gut beleumdeten Hofrats Wolke. Hier tauchen wiederum alte Gedanken empor: ein Wörterbuch, eine Sprachlehre, eine Sprachgeschichte wollte man auf dem Wege gemeinschaftlicher Arbeit schaffen und glaubte nach der 'Gesetzurkunde' ernsthaft auf dem Wege von Vortrag und Meinungsaustausch in regelmäßigen Mitgliederversammlungen zu diesen Zielen gelangen zu können . . .

Auch auf die im Laufe des 19. Jahrhunderts mehrfach erneuten Versuche müßte man hinweisen, von der Académie Française das, was für unsere Verhältnisse brauchbar ist, zu übernehmen. An die Pforten der Berliner Akademie hat mehr als einmal und sehr vernehmlich der Wunsch geklopft, sei es in, sei es neben der Akademie eine Stätte zu schaffen, die entsprechend dem Wirken der Académie Française nichts als die Pflege des Deutschen zu ihrer Aufgabe haben sollte.

Aber ich rühre das nur eben an, um den langen Weg zu zeigen, und springe über auf die Tatsache, die die unmittelbare Voraussetzung von Roethes

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

organisatorischer Tätigkeit im Dienste des Deutschen war. Beim zweihundertjährigen Jubiläum der Akademie im Jahre 1900 wurden, gewissermaßen als Festgeschenk des Kaisers, drei neue Stellen 'vorzugsweise für deutsche Sprachwissenschaft' geschaffen. Nach im selben Jahr ließ die Akademie zwei Denkschriften ausgehen, von denen eine für das Kultusministerium, die andere für den Kaiser bestimmt war. Der greise Weinhold hat sie noch entworfen; seine Pläne ergänzte Erich Schmidt auf dem Felde der neueren Literatur. In der ersten steht der bedeutungsvolle Satz, daß die Akademie den Begriff der deutschen Sprache in dem weiten Umfange nehme, den Jacob Grimm der deutschen Sprachwissenschaft gegeben habe, 'wonach sie die Wissenschaft vom deutschen Leben ist und die Aufgabe hat, die Lebensäußerungen unseres Volksgeistes in Sprache, Literatur, in Glauben, Recht und Sitte zu erforschen und darzustellen'. Und dann werden konkrete Aufgaben genannt: eine Geschichte der neuhochdeutschen Schriftsprache; ein Thesaurus linguae Germanicae (für den das Grimmsche Wörterbuch nur als Vorarbeit zu gelten hätte), Ausgaben von Wieland, Möser, Winckelmann, Hamann wurden gefordert (auch hier spielte der Gedanke an ihre schriftsprachliche Bedeutung, die der Thesaurus einmal zu verbuchen hatte, wenigstens mit herein). Weiter verlangte die Denkschrift eine umfassende landschaftlich gegliederte Aufnahme des Sprachschatzes der sämtlichen deutschen Mundarten, und 'nicht bloß derer des Reiches'. Man erinnert sich, wie Weinhold schon in seiner Grazer Zeit sich des Mundartlichen angenommen hat. Die Denkschrift schloß mit dem stolzen Satz, 'daß wir glauben und hoffen, diese Unternehmungen werden ihren künftigen Herd in einem akademischen deutschen Institut finden, das der Mittelpunkt für die Erforschung des ganzen deutschen Lebens in Vergangenheit und Gegenwart sein wird'. Wieder hört man Weinhold sprechen, diesmal den Volkskundler.

Aber die Entwicklung des Planes ging mit akademischer Ruhe vor sich. 1902 trat Burdach, Anfang 1903 Roethe in die Akademie ein, und plötzlich kamen die Dinge in Bewegung. Bereits im Sommer des Jahres 1903 war die 'Deutsche Kommission' gegründet. Wenn man weiß, daß neue und junge Mitglieder der Akademie eine Zeit des Eingewöhnens brauchen, dann verlangt schon dies Bewunderung und zeigt die ungestüme Kraft, mit der Roethe ans Werk ging. Wir dürfen uns heute nicht darüber täuschen, daß eine akademische Kommission nicht der geeignetste Boden ist, Pläne von solcher Reichweite zu verwirklichen. Man darf sagen, für das Kind, das hier geboren werden sollte, war die Wiege von vornherein zu klein. Die innere Organisation der Akademie erschwerte für so weitgespannte Unternehmungen, wie sie hier ins Auge gefaßt waren, die freie und große Entwicklung. Das Unternehmen steckte in der Deutschen Kommission; die Kommission steckte in der historisch-philosophischen Klasse; die Klasse war die eine Hälfte der Gesamtakademie: schon rein geschäftsmäßig konnte das zu Hemmungen führen. Aber nach dem Aufbau der Akademie gab es keinen anderen Ansatzpunkt; doch auch das gehört zur Kunst des Baumeisters, daß er dem Terrain, den technischen Möglichkeiten sich anpaßt, wenn er bauen will.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Bezeichnend ist nun, daß der Plan, den Roethe sofort und mit großer Energie angriff, außerhalb des Weinholdschen Programms lag. Das war die Inventarisation sämtlicher altdeutscher Handschriften bis an die Schwelle der neuhochdeutschen Zeit. Dieser Plan ist Roethes größte, mutigste und eigenste Idee. Er hatte ihn aus Göttingen mitgebracht. Dort hatte er als jüngstes Mitglied der Gesellschaft der Wissenschaften eine Aufnahme aller alten niederdeutschen Handschriften in die Wege geleitet, die Conrad Borchling im Laufe weniger Jahre in der Hauptsache glücklich durchgeführt hat. Aber diese Aufgabe war bescheiden gegen die Riesenausmaße, die der Plan annahm, wenn man ihn auf sämtliche mittelalterlichen Handschriften erweiterte. Denn die Inventarisation sollte nicht nur erfassen, was in Deutschland an Handschriften zu finden war (und zwar bis hinunter in die Ratsarchive, Schulbibliotheken und Privatsammlungen), sondern er bezog auch das europäische Ausland mit ein, wie wir unserseits jetzt Amerika mit einbeziehen müßten. Es wird unter den mittelalterlichen Philologen keinen geben, der nicht anerkennte, daß damit die dringendste Großaufgabe der Germanistik angegriffen worden ist. Und es ist zu bewundern, wie klar Roethe die Aufgabe gesehen und durchdacht hat, im Großen wie im Kleinen. Die Richtlinien für die praktische Arbeit, die er entwarf, haben durch die Jahrzehnte hin kaum Änderungen erforderlich gemacht, und auch der Abschluß der großen Sammelarbeit stand ihm schon vor Augen: es sollte ein bändereicher 'Literarischer Grundriß' geschaffen werden, dessen Aufgabe war, als gedruckter Führer die Massen des aufgesammelten Materials nutzbar zu machen. Schon heute ist das Handschriftenarchiv trotz manchen Schwächen und trotz seiner mangelnden Vollendung ein großer (wenn auch oft anonymer) Helfer für mancherlei wissenschaftliche Arbeit an mittelalterlichen Texten. Zu bedauern ist nur, daß Roethe nicht den Mann fand, der das Zeug gehabt hätte, diese organisatorische Aufgabe so anzupacken, wie sie es verlangte. Aber wir wollen gerecht bleiben: auch Roethe selber hat sich getäuscht über das Maß und die Schwierigkeiten der zu leistenden Arbeit. Sein sieghafter Optimismus sah, wie auch sonst, das Ziel näher, als es selbst unter den glücklichsten Umständen liegen konnte. Jene Schmalheit der Plattform, auf der Roethes große Pläne standen, ist bei diesem Unternehmen am fühlbarsten. Die Aufgabe verlangt einen anderen Charakter von Öffentlichkeit, von Verpflichtung auf Seiten der Bibliotheken selbst. Diesem Werke tut die akademische Verkapselung, die es für manche Stellen zu einem halb privaten Unternehmen macht, am wenigsten gut. Auch das ist schuld daran, daß die Handschriften-Inventarisation noch immer ein Torso ist und noch lange ein Torso bleiben wird.

Hand in Hand mit der Handschriften-Inventarisation ging Roethes zweite große Schöpfung. Das sind die 'Deutschen Texte des Mittelalters', bei deren Gründung ihn wohl auch der Gedanke geleitet hat, für wertvolle Texte, die die Inventarisation neu ans Licht brachte, gleich ein Publikationsorgan bei der Hand zu haben. Die Hoffnung auf wichtige neue Funde hat sich nur in bescheidenem Maße erfüllt. Gleichwohl sind die 'Deutschen Texte' Roethes glückhafteste Schöpfung, das Unternehmen, an dem er die größte Freude erlebt hat, man darf wohl sagen, sein liebstes Kind. Auch hier ge-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

winnt nur ein alter Gedanke neue Gestalt. Schon im 18. Jahrhundert hat man es mit Textreihen mittelalterlicher deutscher Literatur versucht, und im 19. Jahrhundert ist immer wieder einmal eine Reihenausgabe alter deutscher Texte in Gang gebracht worden, am erfolgreichsten vom Literarischen Verein in Stuttgart. Aber die Massen wichtigster altdeutscher Literatur, die des Druckes harren, waren (und sind) noch lange nicht erschöpft. Kein Wunder darum, wenn auch in dem zweiten von der Akademie entworfenen Dankschreiben der Satz stand: 'So mögen denn allgemach den "Monumenta Germaniae historica" freundnachbarlich "Denkmäler der deutschen Literatur" zur Seite treten'. Aber dabei scheint man mehr an Schriftsteller vom Frühneuhochdeutschen an gedacht zu haben. So bleibt auch hier Roethe das Verdienst, eine längst gestellte Aufgabe auf seine Weise angegriffen zu haben. Der Gedanke war zeitgemäß und mutig, besonders für einen Lachmannianer, wie Roethe es seiner wissenschaftlichen Überzeugung nach war und immer geblieben ist. Denn er wollte keine kritischen Ausgaben, sondern Handschriftenabdrucke; schon das rückt sein Werk von den Monumenta ab. Und noch weniger wollte er ein 'allgemach'. Das Stürmische in Roethes Wesen, das Erträge sehen und Früchte greifen wollte, traf sich mit der Einsicht, daß die Lage der germanistischen Wissenschaft schnelle Veröffentlichungen brauchte. Der Erfolg hat ihm Recht gegeben: es sähe um die altdeutsche Literaturgeschichte etwa in den Bezirken Rudolfs von Ems oder der Deutschordensdichtung oder der Mystik anders aus als es heute aussieht, wenn die 'Deutschen Texte' fehlten. Auch die Auswahl der Texte, so zufällig sie scheint und so leicht und anpassungsfähig die Hand war, die sie traf, zeigt doch eine Linie, die man in vollem Umfang billigen muß: erst bedeutende Verstexte, dann aber spätmittelalterliche Prosa. Der Fortsetzer des Werkes kann gar nichts Besseres tun als diese Linie einzuhalten. Zu erwägen ist höchstens, ob die Serie nicht durch eine Parallelreihe zu ergänzen wäre, die ganz bedeutende mittelalterliche Autoren, auch wenn sie schon vollständig oder teilweise gedruckt sind (z. B. Mechthild von Magdeburg, Frauenlob, Heinrich von Mügeln, Michel Beheim) in kritischen und kommentierten Ausgaben für eine wissenschaftliche Benutzung wirklich zugänglich machte. Mit welcher Energie Roethes dies Unternehmen förderte, rief Überraschung im Inland und selbst im Ausland hervor. So erschienen in dem einen Jahr 1908 vier Bände, und 1913 lagen zweiundzwanzig Bände vor. Dabei steckte Roethe ein Maß eigener Arbeit in die Ausgaben hinein, von dem sich nur der eine Vorstellung machen kann, der einmal mit ihm zusammen einen Band herausgegeben hat. Er machte freilich Unterschiede. Wenn er sich auf den Herausgeber glaubte verlassen zu können, mochte es wohl vorkommen, daß er an zwei verregneten Ferientagen mit einem Text von 8000 Versen fertig wurde. Aber gerade schwierige Bände reizten ihn zu einer unnachgiebigen Fein- und Kleinarbeit. In dieser Sammlung schlägt Roethes Herz, und das war, wenigstens aufs Wissenschaftliche gesehen, ein philologisches Herz.

Fragen wir nach den Aufgaben, die Weinhold der Deutschen Kommission hinterlassen hat, so liegt auf der Hand, daß die 'Geschichte der neuhochdeutschen Schriftsprache' nur eine Verengung und zeitgemäße Umgestaltung

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

eines Planes war, der seine Wurzeln bis ins Zeitalter der Sprachgesellschaften zurücktreibt und immer wieder einmal proklamiert worden ist: es ist der Plan einer Geschichte der deutschen Sprache. Es hat seinen Reiz, der Frage nachzudenken, ob und wie Roethe an diese Aufgabe herangegangen wäre. Organisatorisch hätte sie sich damals nur in der Weise lösen lassen, daß kennzeichnende Texte verschiedener Schichtenlage in größerer Zahl veröffentlicht wurden, aus denen dann ein einzelner das geschichtliche Bild hätte gewinnen müssen. Doch dieser Eine zu sein, wäre Roethe wohl gerüstet, aber sicherlich nicht geneigt gewesen. Allein die Frage ist müßig. Um diese Aufgabe zu lösen, trat Konrad Burdach in die Akademie ein. Unter seinen Händen hat sich freilich das gegebene Forschungsziel völlig verändert.

Bleibt die Aufnahme des mundartlichen Sprachschatzes. Auch hier setzt Roethe sofort an, und zwar gewann er Johannes Franck, einen trefflichen Kenner des alten und neuen Niederfränkischen, für ein 'Niederrheinisches Idiotikon'. Auch dies kennzeichnet Roethes organisatorische Arbeit: er hatte in der Auswahl seiner Mitarbeiter einen aristokratischen Zug und nahm nicht jeden, den er haben konnte (so ist er höchstens bei den 'Deutschen Texten' vorgegangen, weil er sich sagte, daß da das beste doch ihm selber zu tun blieb). Im übrigen legte er Gewicht darauf, gerade auch bei den Mundartenwörterbüchern nur Männer anzusetzen, die auch historisch für ihr Gebiet geschult waren. Ach, wäre das doch ein Grundsatz der Dialektologie geblieben! Des weiteren ist aufschlußreich, wie er in seinen lexikalischen Unternehmungen Wenkers Spuren folgte. Roethe hatte die höchste Achtung vor dem Sprachatlas und vor Wenker persönlich, wie die Akademie überhaupt immer dem Sprachatlas die Stange gehalten hat, auch wenn man das heute nicht überall wahrhaben will. Genau wie Wenker ist er bald vorgeschritten vom Niederrhein zum ganzen Rheinland. Schon 1906 heißt der Titel schlechthin 'Rheinisches Wörterbuch'. Das hat seinen Grund auch darin, daß Joseph Müller in Trier und Paul Trense in Rheidt mit umfänglichen eignen Sammlungen zu dem Werke stießen. Der Aufbau des Rheinischen Wörterbuchs ist vorbildlich geworden, gerade auch was die äußere Organisation angeht. Es gelang, die Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde und den Provinzialverband der Rheinprovinz für das Unternehmen mobil zu machen, so daß, wie es angemessen ist, die Kosten nicht von der Akademie allein, sondern auch von den landschaftlichen Behörden und Vereinigungen getragen wurden. Damit ergab sich die Anlehnung des Mundartenwörterbuches an den geographischen Rahmen der Provinz, ein äußerliches, aber ein praktisches Prinzip. Gewiß hat auch Schmeller schon eine Anlehnung an den staatlichen Rahmen gesucht, und bei anderen oberdeutschen Mundartenwörterbüchern liegt es ähnlich. Aber das läßt sich mit den norddeutschen Verhältnissen nicht vergleichen, und wenn in Norddeutschland das Prinzip der provinziellen Aufteilung überall angenommen wurde, wenn es sich auch die volkskundliche Aufnahmearbeit aneignete, so hat man als Vorbild das Rheinische Wörterbuch anzusehen. Auch hier also hat ein organisatorischer Gedanke Roethes eine starke Zeugekraft bewiesen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Auf dem Wege der Dialektwörterbücher schritt Roethe nur langsam voran. Hier fehlte ihm die innere Beziehung zum Stoff. Er hatte weder zu den Mundarten ein rechtes Verhältnis noch zur Volkskunde, so wenig er die steigende Bedeutung dieser Fächer verkannte. Auch hier blieb er sich treu; ihm galt der Einzelne, und was er suchte, war immer der geformte Mensch und die entwickelte Form. Hinzu kam aber auch etwas Handgreiflicheres. Die Dialektwörterbücher erforderten erhebliche Zuschüsse. So wird erst 1912 das 'Hessen-Nassauische Wörterbuch' gegründet; da hört man zum erstenmal das Bedenken, die Akademie könne nur bescheidene Mittel an das Werk setzen, sie müßten von seiten der Provinz ergänzt werden. Wieder folgt Roethe den Spuren der Sprachatlasarbeit: in Wredes Händen wußte er das Wörterbuch gut aufgehoben. Im selben Jahr ist das 'Preußische Wörterbuch' auf Stapel gelegt worden, das Roethe seinem Schüler Ziesemer übertrug, einem Ostpreußen, der in der älteren Sprache des Landes zu Hause war. Hier ist es natürlich das heimattreue Herz des Graudenzers, der den Ostprovinzen gegenüber eine wissenschaftliche und nationale Pflicht zu erfüllen gedachte.

Heute ist ganz Deutschland mit einem Netz von Mundartenwörterbüchern überzogen, das kaum noch eine Lücke aufweist. Gewiß reichen die Anfänge in manchem Gebiet über die Gründung der Deutschen Kommission zurück; aber ob wir ohne Roethes Impuls so weit wären, ob ohne ihn der Gedanke sich so schnell und allgemein durchgesetzt hätte, daß man sich bei solchen Aufgaben auch in Norddeutschland am besten an die politischen Räume anlehnt, das ist eine Frage, deren Beantwortung allen denen überlassen sei, die sich heute der Früchte auch seiner Arbeit erfreuen.

Der dritte Vorschlag des Weinholdschen Planes, der nämlich eines 'Thesaurus linguae germanicae', stammt nicht eigentlich von Weinhold. Wieder kann man sagen, daß der Gedanke seine letzten Wurzeln bereits in den Sprachgesellschaften hat. Freilich übertraf er nun an Weite alles, was bis dahin in Deutschland an Wörterbüchern geschaffen oder geplant worden war. Es ist handgreiflich, schon der Name sagt es, daß der unmittelbare Anstoß von der Seite der Altertumswissenschaft gekommen sein muß. Im Jahre 1891 hatte Mommsen seine Denkschrift über den 'Thesaurus linguae latinae' verfaßt. Im Jahre 1893 war der lateinische Thesaurus begründet worden. über dem Thesaurus hat Mommsen das Kartell der deutschen Akademien geschaffen, nachdem er schon 1891 eine engere Arbeitsverbindung mit der Wiener Akademie zustande gebracht hatte. Und aus dem Ganzen ist schließlich die internationale Assoziation der Akademien hervorgegangen. So wurde der 'Thesaurus linguae latinae' geradezu das Symbol wissenschaftlicher Groß- und Gemeinarbeit auf geisteswissenschaftlichem Gebiet, und man begreift, wie sich an ihm der Gedanke entzünden konnte, für die deutsche Geistesgeschichte etwas Ähnliches ins Werk zu setzen. All die Quellen, die man neu eröffnete, die Sprache der Mundarten, die Sprache der alten Denkmäler, die Sprache der Klassikerausgaben aus dem 18. Jahrhundert, all das sollte münden in e i n e n großen Strom, und Weinhold sagte ausdrücklich, der 'Thesaurus linguae germanicae' solle kein kahles Verzeichnis werden,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

sondern 'ein Hort deutschen Denkens und Empfindens in allen Abschattungen'.

Roethe hat den Gedanken an den Thesaurus getragen wie eine stille hohe Liebe, und fast ist man versucht, den Dichter zu modeln:

Man kennt sie nicht, man hat sie kaum gesehen.
Man kennt sie nicht, was tuts, und liebt sie doch . . .

Hier tritt uns ein menschlich höchst liebenswürdiger, romantischer Zug an Roethe entgegen, wie er ihrer mehr hatte. Ich zweifle nicht, daß es auch das Hängen an diesem Thesaurus-Plan war, das ihm den Entschluß schwer machte, die Vollendung des Grimmschen Wörterbuches in den Rahmen der Deutschen Kommission einzubeziehen, wie im Jahre 1908 das Reichsamt des Inneren es wünschte. Denn natürlich stand diese unglückselige Ruine dem Thesaurus im Wege, und für einen aus dem Vollen und Frischen schaffenden Geist war es ein undankbares Geschäft, das völlig verfahrene Werk wieder auf den Weg zu bringen. Es ist nicht ohne sachlichen, aber auch nicht ohne persönlichen Grund, wenn er bei der Leitung des Grimmschen Wörterbuchs sofort Edward Schröder herangezogen hat. Gleichwohl ging er selbst alsbald mit großem Eifer ans Werk. Er schuf die grundlegende Organisation: die Errichtung der Zentralsammelstelle, die große Offensive zur Gewinnung des nötigen Belegmaterials, die schwierigen Verhandlungen mit den bisher selbständigen Mitarbeitern, die kaum leichteren zur Gewinnung der nötigen Mittel, all das ist sein Werk. Und bis zum Kriege wies die Reorganisation schöne Erfolge auf; es ging für das erste halbe Dutzend Jahre gut mit dem Wörterbuch voran. Aber das Grimmsche Wörterbuch erschien ihm doch nur als eine Vorstufe für den Thesaurus. Ob er je daran gedacht hat, noch selbst die Grundlagen für dies Riesenwerk zu legen? Möglich ist es schon. Denn bei der Neuordnung des Deutschen Wörterbuches ging sein Anschlag dahin, daß das Werk 1920 bis 1922 beendet sein würde, eine Kalkulation, die wieder nur temperamentvoller Wille, aber nicht nüchternes Rechnen aufstellen konnte.

Roethe hat öfter vom Thesaurus gesprochen und geschrieben, ohne daß der Gedanke feste Umrisse hatte, so wenig wie die Hofmannsthalsche Traumliebste. Er spricht von Millionen Zetteln, wo man für das Grimmsche Wörterbuch nur mit Hunderttausenden rechne. Die Mundartenwörterbücher sieht er als Trittstufen. Er hat neben der Schriftsprache und Mundart als drittes eine umfassende Aufnahme der Umgangssprache gefordert. Und all das sollte nur Teilwerk und Vorstufe sein. Auch in der wortgeographischen Aufnahme unseres Wortbestandes sah er einen Grundstein. Und dann griff er den Leibnizschen Gedanken von den Kunstwörtern auf. Er dachte an ein historisches Wörterbuch der wissenschaftlichen, zumal der philosophischen Termini, an ein Wörterbuch zur Sprache der Medizin — und über allem das große Dach des Thesaurus, der den gesamten Sprachschatz in sich aufzunehmen hatte. Auf der andern Seite aber sagt er vom Deutschen Rechtswörterbuch, daß es den Thesaurus entlasten könne. Er dachte offenbar an ein ungeheures Archiv, vor dem ein gedrucktes Werk stehen sollte, wie vor dem

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Handschriftenarchiv der 'Literarische Grundriß'. Aber es wäre immer noch ein Werk geworden, dessen Bände, nach laufenden Metern berechnet, das Grimmsche Wörterbuch um ein sehr Beträchtliches hinter sich gelassen hätten. Ich gestehe, daß ich den Gedanken in dieser Form für utopisch halte. Die deutsche Lexikographie hat noch riesenhafte Aufgaben; aber nur auf dem Wege gesunder Arbeitsteilung sind sie zu bewältigen.

Roethe hat im Jahre 1913, als er auf der Höhe seines Lebens und Schaffens stand, einen Aufsatz geschrieben über 'Die Deutsche Kommission der Königlich-Preußischen Akademie der Wissenschaften, ihre Vorgeschichte, ihre Arbeiten und Ziele'. Dieser Aufsatz ist ein hinreißendes Dokument einer tat- und glaubensfrohen, phantasievollen Schöpferpersönlichkeit. Da wird ein Programm entwickelt, an dem Generationen von Germanisten zu schaffen hätten. Manches ist sehr nüchtern gesehen und klar und scharf entwickelt, zum Beispiel die Forderung einer deutschen Wortgeographie, die uns die Dialektologen schon zu lange schuldig sind; denn die kleinen Abschlagszahlungen, die wir bislang erhalten haben, weisen die Lücke mehr auf, als daß sie sie auch nur notdürftig füllten. Anderes in dem Aufsatz ist mehr als Forderung hingeworfen, so eine Aufnahme der Umgangssprache, ein großes mittelhochdeutsches Wörterbuch, ein frühneuhochdeutsches Wörterbuch. Aber das Ganze gipfelt wieder im Thesaurus; und das 'Deutsche Institut', das schon Weinhold gefordert hatte, das die Akademie schon 1900 kommen sah, erschien Roethe nicht zuletzt als Bauhütte für den Thesaurus, wenn er auch hoffte, daß es einmal einen dauernden Mittelpunkt bilden werde für die Erforschung des ganzen deutschen Lebens in Vergangenheit und Gegenwart.

Dann kamen der Krieg und die Nachkriegszeit, die Roethes Leben und Wirken eine andere Richtung gaben. Ich erinnere mich noch, wie wir ihm 1919 in seiner Wohnung zu seinem sechzigsten Geburtstag gratulierten, und wie seine Dankesworte fast in einer Entschuldigung gipfelten: jetzt müßten wir es ihm zugute halten, wenn er die wissenschaftliche Produktion in den Hintergrund treten lasse, denn jetzt gelte es größere Aufgaben. Roethe war schon vor dem Kriege Sekretar der Akademie geworden, und in der Führung der Akademie hat er seine vornehmste Aufgabe gesehen. Man darf wohl sagen, daß er die Akademie geführt hat, mit ähnlichem Recht, wie man es von Mommsen sagte. Wir erinnern uns noch heute, mit welchem Stolz und welcher Würde er, obgleich an sich nicht zum Repräsentieren geschaffen, bei den feierlichen Sitzungen der Akademie zu repräsentieren verstand. Nur der Eingeweihte weiß, was Roethe als Sekretar der Akademie geleistet hat. Aber an den Ausbau seiner organisatorischen Schöpfungen hat er nicht mehr gedacht. Im Handschriftenarchiv ließ er die Zügel schleifen. Im Deutschen Wörterbuch trat eine neue schwere Stockung ein. Den Mundartenwörterbüchern ist nur e i n neues zugewachsen, und zwar das 'Westfälische Provinzial-Wörterbuch', das den rhein-hessischen Raum wünschenswert abrundete; aber die Initiative ging diesmal nicht von Roethe aus, sondern der Vorschlag wurde von außen an ihn herangetragen. Nur den 'Deutschen Texten des Mittelalters' hat er seine Liebe bewahrt. Aber auch hier verlangsamte

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

sich das Tempo, und wenn von 1904 bis 1913 zweiundzwanzig Bände erschienen, so erschienen von 1914 bis 1926 nur noch acht.

Man überlegt sich wohl, wie es mit der Deutschen Kommission und Roethes organisatorischen Leistungen weitergegangen wäre, wenn er sich nicht anderen und damals wichtigeren Aufgaben zugewandt hätte. Gewiß hätte seine organisatorische Energie nicht geruht. Aber ich möchte meinen, es hätte sich doch allgemach herausgestellt, daß die Deutsche Kommission als Rahmen, auch nur als vorbereitender Rahmen für das Gebilde zu eng war, das Roethe letztlich vorschwebte, nämlich ein Institut, das über den Thesaurus hinweg der Erforschung des ganzen deutschen geschichtlichen Lebens geweiht sein sollte. Die Akademie besitzt heute in ihrem Wörterbuch-Institut ja das, was Roethe eine 'Bauhütte' nannte. Aber diese Bauhütte hat sich nur deshalb so entwickeln können, wie sie heute entwickelt ist, weil sie sich organisatorisch und geschäftsmäßig halbwegs als ein Sonderkörper innerhalb der Deutschen Kommission entfalten konnte — dank der Einsicht des Vorsitzenden der Kommission. Es ist gewiß ein wundervoller Gedanke, ein Institut für deutsche Sprache zu schaffen als Kristallisierungspunkt für alle möglichen ähnlich gerichteten wissenschaftlichen, vielleicht auch praktischen Bestrebungen auf diesem Felde; ein Gedanke zudem, der durchaus im Bereiche des Möglichen bleibt. Aber seine Verwirklichung müßte auf dem Wege gesucht werden, daß dies Institut sich auf eignem Grund in eigner Form gestaltet, was selbstverständlich nicht ausschließt, daß es mit der Akademie verbunden bleibt. Denn das ist ja gerade die Forderung der Zeit an die Akademien, daß sie nicht nur wissenschaftliche Einzelunternehmungen, auch wenn es Großunternehmungen sind, fördern, sondern daß sie selbständige wissenschaftliche Arbeitskörper aus sich hervorbringen oder an sich heranziehen, um sie in ihrer sichernden Hut zu halten. Das sind gewiß auch die Gedankengänge Roethes gewesen, wenn er an das Deutsche Institut dachte. Denn Roethe war viel zu sehr Akademiker, als daß er einen Weg außerhalb der Akademie hätte suchen können: ein Kaiser-Wilhelm-Institut für deutsche Sprache, wie der und jener es sich schon ausgemalt hat, das wäre ihm schwerlich in den Sinn gekommen. Aber mit dem Namen Jacob-Grimm-Institut, der auch schon einem eingefallen ist, wäre er wohl einverstanden gewesen.

Indessen ist es noch etwas anderes, was in der Nachkriegszeit Roethes großen Zielgedanken im Wege stand. Man war auch an anderen Stellen nicht müßig gewesen auf den Feldern der deutschen Sprach- und Volksforschung. In Marburg war unter der Hand ein 'Zentral-Institut für deutsche Mundartenforschung' entstanden (so taufte sich 1920 die Arbeitsstätte des Deutschen Sprachatlas um), und aus ihm ging unter anderem ein loses 'Kartell der deutschen Dialektwörterbücher' hervor, das bald nachher, auf der Philologenversammlung zu Jena im Jahre 1921, gegründet wurde. Ein Teil des Thesaurus-Gedankens wird heute in Marburg verwirklicht, wo man (natürlich zunächst archivalisch) ein großes Synoptikon der deutschen Mundartenwörterbücher zurüstet. Im Jahre 1925 ist in München die sogenannte 'Deutsche Akademie' gegründet worden; dieser Untertitel ist heute zu ihrem Obertitel geworden. Eigentlich heißt sie 'Akademie zur Pflege und

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Erforschung des Deutschtums'. Es ist lange um den Namen gehadert worden, und Roethe hat sich als Sekretar der Preußischen Akademie mit Energie und gutem Grund gegen die Bezeichnung 'Deutsche Akademie' gewehrt. Wenn man die Gründungsverhandlungen verfolgt, kann man sich dem Eindruck nicht entziehen, daß diese Großgründung von Anfang an so zielunsicher war wie kaum je eine auf dem Gebiete der Deutschkunde. Und am wenigsten glücklich war es, neben die 'praktische' Abteilung eine 'wissenschaftliche' zu stellen, zumindest in der Form, wie es anfänglich geschah. Die praktische Abteilung hätte sich ein großes und dankbares Arbeitsfeld schaffen können durch die kulturelle Stärkung und Unterstützung des Auslanddeutschtums, und dieser Gedanke ist glücklicherweise in der Deutschen Akademie lebendig geblieben. Aber die wissenschaftliche Abteilung hätte entschlossen den gleichen Schritt halten müssen. Doch so wie sie an die Arbeit ging, war sie von Anfang an dadurch belastet, daß die Gefahr der Arbeitsüberschneidung mit den bestehenden wissenschaftlichen Akademien gegeben war. Das Jahrzwölft, das seit der Gründung verflossen ist, hat den Zweiflern recht gegeben.

Roethe hat die Marburger Zentrale für Deutsche Mundartenforschung stillschweigend gutgeheißen. Aber bei der Gründung der Deutschen Akademie hat er seine ganze Kraft eingesetzt, um zu verhindern, daß aus dieser groß aufgezogenen aber innerlich schwachen, weil nicht einheitlich gesehenen und voll durchdachten Gründung den wissenschaftlichen Akademien eine Konkurrenz erwachsen könnte. Und einer Grenzverwischung, einem gegenseitigen Sichaushelfen oder gar dem Abtreten schon laufender akademischer Unternehmungen an die Deutsche Akademie war er bitter feind. Er ist, obgleich vorgeschlagen, auch nicht Senator geworden, sondern hat sich damit begnügt, Beobachter in die Deutsche Akademie zu entsenden. Dieser Widerstand entsprang nicht nur der Sorge, daß die ‚Sektion für Deutsche Sprache und Literatur' in der wissenschaftlichen Abteilung der Deutschen Akademie seinen eignen organisatorischen Plänen ins Gehege kommen konnte, diesen Widerstand gab ihm vielmehr sein organisatorischer Scharfblick ein, der sah, daß aus Sektionen und Ausschüssen eines so unfesten Gebildes niemals die Schöpfungen kommen konnten, die der große Name des Unternehmens versprach.

Ein neuer wissenschaftlicher Machtfaktor wuchs in der im Jahre 1920 gegründeten 'Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft' heran, die sich 1929 in die 'Deutsche Forschungsgemeinschaft' umwandelte und nun, als sie daran ging, eigne Forschungsinstitute zu gründen, eine fühlbare Spitze gegen die Akademie bekam. Sie hat seit 1929 das eine oder andere deutschkundliche Institut geschaffen; ich erinnere nur an den 'Deutschen Volkskundeatlas', der seinem Wesen nach in den Rahmen des 'Deutschen Institutes' gehörte, wenn man seine Grenzen einmal so weit zog, wie Roethe es tat, und der gewiß unter einer rein wissenschaftlichen Leitung, wie die Akademien sie gewährleisten können, besser gefahren wäre als er, Gott sei's geklagt, gefahren ist. Roethe hat die Gründung der Notgemeinschaft begrüßt, wie damals jeder Gelehrte: in jenen Notzeiten war es die rettende Tat. Aber aus den mancherlei Ausschüssen der Notgemeinschaft, die ein wissenschaftlicher Selbstverwal-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

tungskörper sein sollte, und es doch nicht recht war, hat er sich herausgehalten — ich meine, in dem nicht unrichtigen Gefühl, daß es für den Sekretär der Berliner Akademie geraten schien, sich völlige Unabhängigkeit zu wahren. Hier griff wieder die glückliche Arbeitsteilung mit dem Schwager Edward Schröder Platz, dem wir Germanisten sehr dankbar sein müssen für das, was er innerhalb der Notgemeinschaft in anderthalb Jahrzehnten vorangebracht hat.

Die Frage ist übrig, wie weit Roethe dieser zum Teil in seine eigenen Pläne eingreifenden Entwicklung begegnet wäre, wie weit er sich ihr angepaßt hätte, wenn er sie seinen Ideen nutzbar gemacht hätte oder auch nur hätte können, wenn er nach dem Kriege noch derselbe gewesen wäre wie vorher. Genug, er blieb fortan in den Grenzen der Akademie. Nicht daß seine Energie erlahmt wäre; aber sie warf sich auf ein anderes Feld, im Familienkreise bezeichnete man es als 'Innere Mission'. Viele hunderte von Vorträgen und Reden hat Roethe damals durch das ganze Land hin gehalten für das Deutschland, das er im Herzen trug, und gegen das Deutschland, das er um sich sah. Es ist mehr als einmal vorgekommen, daß er morgens aus dem Zug stieg und um 9 Uhr auf dem Katheder stand, um seine Vorlesung zu halten. Damals hat er, von Hause aus ein Feind des Popularisierens, populäre Bücher, Heftchen, Aufsätze geschrieben, bis in kleine Vereinszeitschriften hinunter. Auch das war Organisation, und zwar Organisation des nationalen Widerstandes gegen die Novemberleute, gegen den Geist der Weimarer Demokratie. Heute darf man es ja sagen: er war auf seine Weise auch am Kapp-Putsch beteiligt. Am Tage bevor die Truppen des Generals von Lüttwitz in Berlin einmarschierten, hat ihn ein Militärwagen nach Döberitz geholt, und man mag sich ausmalen, mit welchem Zorn und welcher Zuversicht Roethes hinreißende Rede die Bataillone erfüllte, die damals zum erstenmal den Sturm gegen das Zwischenreich versuchten. Die Männer, die schließlich die Weimarer Demokratie überwunden und das Dritte Reich gebaut haben, neigen vielleicht ein wenig dazu zu unterschätzen, was für Anteil doch auch das vielgescholtene Bürgertum an der Wegbahnung für das neue Deutschland hat. Roethe ist eine der markantesten Verkörperungen dieses Bürgertums. Es hat keinen ingrimmigeren Feind des Geistes von Weimar gegeben als ihn. Wir erinnern uns noch, wie schon vor dem Kriege auf der anderen Seite ein Geheul losgebrochen war, als er seinem Abscheu gegen die drei P: Pöbel, Presse und Parlament, Ausdruck gab.

Aber lassen wir das Politische ruhen. Näher liegt uns in diesem Kreise, der von lebendigster Erinnerung an seine Persönlichkeit erfüllt ist, eine andere Wirkung Roethes, die man vielleicht auch noch als eine organisatorische bezeichnen kann. Wer in seine Einflußsphäre geriet, namentlich als ein Jüngerer, verfiel notwendig einer bestimmten Ausrichtung im Politischen, mehr noch im allgemein Weltanschaulichen, am stärksten in der Wissenschaftsauffassung, die bei ihm sehr wesentlich ethisch unterbaut war: 'Wen die Wissenschaft nicht besser macht, an dem hat sie ihren Beruf verfehlt', so sagte er wohl.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Nun stehen wir hier, zum größten Teile seine Schüler. Diese Wissenschaft zu treiben ist unser Dienst am Volke. Wie man sie auch achte, wir wissen, daß die Wissenschaft ein unentbehrliches Organ im geistigen Gesamthaushalt unseres Volkes ist, auch die Geisteswissenschaft. Denn wenn es keine Philosophen und Historiker mehr gibt, wird es einmal auch keine Chemiker und Physiker mehr geben. Wie überall, muß man wohl auch in der Wissenschaft verschiedene Stilformen der Arbeit gelten lassen. Man kann es schon preußischen Stil nennen, wie Roethe wissenschaftliche Arbeit angriff (und wie er sie lehrte), eine Arbeit streng, treu, nüchtern — oder nüchtern scheinend (denn es kann viel gebändigte Phantasie im Hintergrunde stehen), eine Arbeit, die der Sache dient, nicht der Mode, die das Kleine nicht scheut, sondern aus dem Kleinen das Große entwickelt. Man liebt diesen preußischen Stil nicht überall, auch in der Wissenschaft nicht; aber wir, Roethes Schüler, empfinden seine Stärke und erleben sie gerade auch als eine formende Kraft im Menschlichen. Und mag die Wissenschaftsgeschichte Roethe als Organisator großer Werke rühmen — uns hier bleibt er der Organisator der Herzen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Besprechungen

Rudolf Hildebrand, Briefe. Herausgegeben und erläutert von Helmut Wocke. Halle 1925.

Derselbe, Volk und Menschheit. Auswahl aus seinen Schriften nebst Tagebuchblättern und Briefen, herausgegeben von Helmut Wocke. [Bücher der Bildung. Bd. 14.] München 1925.

1. Ich habe diese Sammlung Hildebrandscher Briefe mit gespanntester Teilnahme gelesen, um nicht zu sagen verschlungen, und so wird es allen denen gehen, die heute noch dem großen Werke dienen, dem Hildebrand die Arbeit seines Lebens gewidmet hat. Nach des Herausgebers Absicht soll die Briefsammlung 'die innere Entwicklung Hildebrands und die Vielseitigkeit seines Wirkens beleuchten'; aber dann hätte die Auswahl vielleicht eine etwas andere sein müssen. Wie sie vorliegt, zeigt die Sammlung eher, wie beherrschend die eine Arbeit am Deutschen Wörterbuch im Mittelpunkt von Hildebrands wissenschaftlicher Tätigkeit, ja seines ganzen Lebens gestanden hat und wie sehr sie einem Geiste, der sich freilich nach vielen Seiten auszubreiten trachtete, die Flügel beschnitt. Denn den wesentlichen Inhalt der Sammlung machen neben dem Briefwechsel mit Jacob Grimm Hildebrands Briefe an Matthias de Vries, Reinhold Köhler, Fedor Bech und Max Rieger aus, — alles Wörterbuchfreunde. Auf diese Weise wird der Briefband zu einem Kommentar von Hildebrands Wörterbucharbeit, wie man ihn besser gar nicht wünschen kann. Für die Geschichte des Deutschen Wörterbuchs ist er eine Quelle ohnegleichen, um so wichtiger deshalb, weil er den vielleicht entscheidendsten Abschnitt und Einschnitt in der Entwicklung des nationalen Werkes beleuchtet. Denn es war eine entscheidende Wendung, die das Wörterbuch nahm, als Hildebrand das Erbe der Brüder Grimm antrat; und wie sehr er der eigentliche Erbe, der geistige Mittelpunkt des Werkes wurde und blieb, auch das zeigen die Briefe sehr deutlich.

Man hat die Arbeit Hildebrands am Deutschen Wörterbuch oft und hoch gerühmt. Nach Herman Grimms Urteil glänzt sein Anteil wie köstliches Gestein inmitten des übrigen schlichten Mauerwerkes; und ich bin der letzte, der es in Zweifel ziehen wollte, welchen Glanz und welche Höhe viele der großen Artikel durch die überschauende, geistvolle, feinfühlige Art des Bearbeiters gewonnen haben, und — doppelt anerkennenswert bei Hildebrands Veranlagung — welches Maß umständlichster, mühseligster, nimmermüder Kleinarbeit an zahllose der kleinen Artikel gesetzt ist. Aber man darf sich bei aller Bewunderung nicht darüber täuschen, daß Hildebrand es war, der das Steuer herumwarf und dem Werke eine Richtung gab, die, wenn man aufs große Ganze sieht, ihm doch gefährlich wurde. Hildebrand übernahm das Werk von Jacob Grimm als ein 'neuhochdeutsches Lexikon', das 'von

Luther bis Goethe' reichen sollte; unter seinen Händen veränderte sich Plan und Ziel auf verschiedene Weise. Er ist gegenüber der 'Zurücksetzung des Niederdeutschen durch Jacob Grimm', die man dem Meister vorgeworfen hatte, bestrebt, 'dem Niederdeutschen möglichst sein volles Recht widerfahren zu lassen'; er greift tief in die lebenden Mundarten und breitet ihre Reichtümer nicht nur im Zusammenhang mit schriftsprachlichen Wörtern, sondern auch unter eigenen Stichwörtern aus; er zieht auch die andern germanischen Sprachen und ihre Mundarten in weitester Ausdehnung heran, und er hat eine Freude daran, auf eine ganz eigene Art zu etymologisieren, indem er, oft überkühn, kreuz und quer die Verbindungslinien zwischen Wörtern, Wortstämmen und Wortfamilien zieht, bis tief in nichtgermanische Sprachen hinein. Was ihm vorschwebt, ist schließlich nicht mehr, wie die Grimms es meinten, ein Wörterbuch der neuhochdeutschen Schriftsprache, sondern ein Kompendium des neueren, ja fast des ganzen deutschen Sprachschatzes überhaupt, die Mundarten nicht ausgenommen; und es ist beinahe eine Inkonsequenz, wenn er dem Ansinnen Bechs, das Althochdeutsche und Mittelhochdeutsche mehr hervortreten zu lassen, nicht Folge gegeben hat, freilich mit dem Bemerken, daß er diesen Sachverhalt selber als einen übelstand empfinde, der durch 'die ewige Furcht vor dem grenzenlosen Anschwellen des Werkes' hervorgerufen sei. Diese Furcht hat es indes nicht zu verhindern vermocht, daß er selber Artikel schrieb, die 100 Spalten erreichten und darüber hinausgingen; er ist der Vater der berüchtigten 'Breite', deren Schuld es ist, wenn das Wörterbuch, dessen Umfang er 1865 in einem Briefe an de Vries auf 14 bis 15 Bände bemaß ('Sagen Sie es ja nicht weiter!'), heute, wo 14 Bände abgeschlossen sind, noch immer als Torso vor uns steht. Das eben ist die Kehrseite der Hildebrandschen Arbeit: wer den Rahmen so weit spannte, beschwor die Gefahr der Uferlosigkeit herauf, — ganz abgesehen davon, daß namentlich sein Bestreben, Mundartliches in das Werk hineinzuarbeiten, bei der Dürftigkeit, in der dieser Sprachstoff ihm zufloß (die Briefe zeigen seine Nöte), noch auf andere Weise anfechtbar ist. Und auch die kultur- und geistesgeschichtliche Weite, die den Ruhm so manches Hildebrandschen Artikels bildet, auch sie kann, man muß es auszusprechen wagen, dem Werke gefährlich werden, wenn man das Ganze und sein Maß und seine Möglichkeiten ins Auge faßt. Kronzeuge der Artikel geist mit seinen 120 Spalten, von dem ich bezweifle, daß ihn schon einmal jemand wirklich durchgelesen hat. Das also ist der Sachverhalt: so überlegen, so meisterlich in gewissem Belang die Hildebrandsche Wörterbucharbeit ist, sie ist durch das Verlassen der alten Grundlinie nicht ohne Schuld daran, wenn das Wörterbuch auf einen Weg geriet, auf dem es zeitweilig zu erliegen drohte.

Aber ich dachte noch etwas anderes, als ich vorhin das Wort 'gefährlich' brauchte. Es ist aus mehr als einem Grund begreiflich, wenn die Hildebrandsche Arbeitsform bei denen, die neben und nach ihm arbeiteten, bald in diesem, bald in jenem, bald mehr, bald weniger Nachfolge fand; zum mindesten mußte sich jeder Bearbeiter mit ihr auseinandersetzen. Die Folge war, da ja doch auch der alte Grimmsche Wegweiser, der zu einem Wörterbuch der neuhochdeutschen Schriftsprache wies, immer noch aufrecht stand,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

eine Unsicherheit der Zielsetzung, ein Schwanken in Umfang, Auswahl und Verarbeitung des Wortgutes, das spätere Teile des Wörterbuches nicht wenig geschädigt hat, insofern es die Schuld trägt an der starken Ungleichmäßigkeit dieser Abschnitte des Werkes. Damit soll die ehrfurchtgebietende Leistung, die Hildebrand im Dienste des Wörterbuches vollbracht hat, keineswegs heruntergesetzt werden; aber das wird doch zuzugeben sein, daß Jacob Grimm, dessen Arbeit am Wörterbuch sonst mancherlei Kritik herausfordert (sie sei 'nicht ohne großen Nachteil für die große Sache', schreibt Hildebrand gar im Jahre 1859), Weg und Ziel des Werkes doch richtiger gesehen hat als der Verwalter seines Erbes.

Der große Reiz und Wert der vorliegenden Briefsammlung besteht darin, daß sie für Hildebrands Vorgehen im Ganzen wie in vielem Einzelnen den Schlüssel liefert, — bis zu jenen kleinen äußeren Mängeln herunter, mit denen der Benutzer der Hildebrandschen Arbeit manchmal seine Mühe hat. Es wäre verlockend, das genauer auszuführen; aber die Aufgabe muß dem vorbehalten bleiben, der einmal daran geht — in 30 Jahren ist es hoffentlich soweit —, die Geschichte des Grimmschen Wörterbuches zu schreiben. Die letzte Lösung für Hildebrands Schwenkung und die Ausweitung, die er dem ursprünglichen Plane gab, liegt begreiflicherweise, jenseits aller wissenschaftlichen Überlegung, in dem Menschen, liegt in den Empfindungen und Gesinnungen dieses hochgemuten, für Volk und Vaterland begeisterten, dabei mit einem philosophischen Weit- und Tiefblick begabten Mannes, dessen Streben dahin ging, auch mit seinem Wörterbuch 'im Vaterlande eine geistige Wiedergeburt der Nation aus ihren Wurzeln heraus zu bewerkstelligen oder zu befördern'. Wir danken es dem Herausgeber der Briefe, daß er uns diese vorbildliche Persönlichkeit auch nach ihrer rein menschlichen Seite hin näher vor Augen rückt.

2. Die Auswahl aus Hildebrands Schriften schöpft in der Hauptsache aus den 'Tagebuchblättern eines Sonntagsphilosophen', daneben aus den 'Gesammelten Aufsätzen und Vorträgen', fügt auch bislang ungedruckte Aufzeichnungen aus Tagebüchern und ein paar Briefe bei. Sie wendet sich an ein weiteres Publikum und ist von diesem Gesichtspunkt aus recht glücklich zusammengestellt (nur der Aufsatz über Sachsens Anteil an der Ausbildung der neuhochdeutschen Sprache scheint mir nicht paßrecht); auch die Art, wie die doch nur schmale Sammlung einen Eindruck von Hildebrands Bedeutung, Arbeit und Wesen zu geben versucht und versteht, verrät eine feine Hand. Aber warum in aller Welt der gewichtige Titel 'Volk und Menschheit'? Er greift nicht nur der Sache nach fehl, sondern ist auch mit seinem anspruchsvollen Tone so unhildebrandisch wie möglich. In punkto Titelgebung hat Hildebrand mit seinen Herausgebern kein rechtes Glück. Die schnellen Aufzeichnungen philosophischen Inhalts, die der 'Sonntagsphilosoph', wie er sich bescheiden nannte, durchaus treffend und stilgerecht als 'Einfälle, Gedanken und Fragen' bezeichnete, hat ihr Herausgeber Berlit umtaufen zu sollen gemeint in 'Gedanken über Gott, die Welt und das Ich'. Warum das? Mir will scheinen, Rudolf Hildebrand hat es nicht nötig, daß man ihn, als Gelehrten oder als Denker, größer mache als er war.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Konrad Burdach. Vorspiel. Gesammelte Schriften zur Geschichte des deutschen Geistes. Bd. I, 1. Teil: Mittelalter; 2. Teil: Reformation und Renaissance. [Deutsche Vierteljahresschrift f. Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte, Buchreihe Bd. 1,2.] Halle 1925.

Die Sammlung seiner kleineren Schriften, die Burdach mit den vorliegenden Bänden eröffnet, bietet in ihrem ersten Teil einige neue Stücke. Unter die programmatischen Aufsätze, die unter dem Titel 'Richtlinien' das Ganze einleiten, ist die Antrittsvorlesung aufgenommen, mit der Burdach in Berlin sein Kolleg über Walther von der Vogelweide begann, ein programmatisches Stück deshalb, weil es den Begriff des Philologen, insonderheit des deutschen Philologen, neu umreißt. Dazu kommen die Ausarbeitungen von Vorträgen, die Burdach in den neunziger Jahren vor zwei Versammlungen deutscher Philologen gehalten hat. Der erste behandelt das Nachleben des griechisch-römischen Altertums in der mittelalterlichen Dichtung und Kunst und legt besonderes Gewicht auf den Nachweis, in welchem Maße künstlerische Darstellungen in der Sphäre des Literarischen sich fruchtbar zeigen, mag es sich um Einzelmotive handeln oder um durchstehende Charakteristika mittelalterlicher Literatur, wie ihren Zug zur Personifikation. Der zweite Aufsatz gibt unter dem Titel 'Die Entstehung des mittelalterlichen Romans' einen Aufriß der gesamten, in europäischem Zusammenhang gesehenen frühmittelalterlichen Epik, immer unter dem Gesichtspunkt, wieweit antike Elemente, vorab der griechische Roman, in ihr wirksam geworden sind. Im übrigen bietet der erste Teil die kleineren und größeren Arbeiten, die sich mit dem Longinusspeer und der Gralsage beschäftigen, dazu die akademische Abhandlung über den Ursprung des Minnesanges und einen älteren Aufsatz über den mythischen und den geschichtlichen Walther. Der zweite Teil, selbständig betitelt als 'Deutsche Sprache und Bildung während der Reformation und Renaissance', enthält durchweg Bekanntes: B.s Aufsätze zur Geschichte der neuhochdeutschen Schriftsprache, von der Habilitationsschrift an, vor allem die Studien zur Handschriftenkunde und die Berichte über die Bibliotheks- und Forschungsreisen, auf denen sein großes Hauptwerk 'Vom Mittelalter zur Reformation' beruht. Einige einschlägige Buchbesprechungen kommen hinzu.

Es ist ja nicht das übliche, daß ein Gelehrter von Rang seine kleineren Arbeiten selber in einer sammelnden Ausgabe vorlegt; das pflegt eine Pflicht des Dankes und der Pietät zu sein, die gewöhnlich Freunde oder Schüler üben — Burdach selber hat ihr in jungen Jahren einmal genügt. Dennoch danken wir ihm für diese Gabe, die ihr volles persönliches und sachliches Recht hat. Auf den üblichen Sammlungen 'Kleiner Schriften', wie gerade wir Germanisten sie in einer ganzen Reihe klassischer Werke vorweisen können, liegt vielfach etwas Unbefriedigendes: das Einzelne zündet, das Ganze wirkt bruchstückhaft, zerfallend — wo man dem Götzen der Vollständigkeit huldigt, wohl auch ermüdend und verstaubt. Das mag nach Lage der Dinge natürlich sein, aber um so dankbarer nimmt man eine Sammlung entgegen, die aus einem Guß ist, die nicht nur in dem, was sie bietet, sondern auch darin, wie sie es

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

bietet, eine wissenschaftliche Persönlichkeit besonderer Artung in vollen, starken Tönen zu uns sprechen läßt. Diese Sammlung gibt, äußerlich wie innerlich, kein zufälliges Nebeneinander, sondern einen Organismus; sie wirkt wie eine wissenschaftliche Selbstbiographie und soll nach des Verfassers Absicht wohl auch etwas Ähnliches sein. B.s wissenschaftliche Laufbahn und Leistung ist an sich ja gekennzeichnet durch eine ungewöhnliche Gradlinigkeit und Stetigkeit der Entwicklung. Es ist das Eigene und eigentümlich Anziehende der vorliegenden Sammlung, wie sie mit Bewußtheit und Freude den organischen Zusammenhang, die Folgerichtigkeit des allseitig verzahnten wissenschaftlichen Werkes betont, dabei auch gelegentlich Breiten und Wiederholungen nicht scheuend, und wie sie dies Werk ableitet aus wissenschaftlichen und nationalpädagogischen Glaubenssätzen, als 'Richtlinien' bedeutsam an den Eingang gestellt sind. Und fast hat es etwas Humanistisches, wie hier eine ihrer selbst und ihrer wissenschaftlichen Sonderstellung bewußte Gelehrtenpersönlichkeit ihr Werk in seinen grundlegenden Bestandteilen abrundend überblickt und zu neuer Wirkung rüstet.

Das ist das persönliche Element, das dieser Sammlung kleiner Schriften ihren Reiz und ihr Recht gibt; ihr sachliches Verdienst liegt vielleicht zutiefst darin, daß sie, in einer Krisis wissenschaftlicher Methode ans Licht tretend, klar und entschieden Stellung nimmt und Wege weist. B. ist des öfteren angegangen gegen die 'Epidemie der Unsachlichkeit', die seit Jahren unseren Wissenschaftsbetrieb bedroht, aber nirgends geißelt er mit so harten Worten den 'spekulativen Subjektivismus, der heute die geschichtliche Forschung entnerven . . . . möchte', wie in dem Vorwort dieser Sammlung, und nirgends verficht er so nachdrücklich wie hier die Rechte und die Aussichten des verlästerten 'Historismus': 'Die wahren Ziele geschichtlicher Forschung liegen noch vor ihr, und die schönsten Ernten stehen noch aus'. Burdach ist durch Amt und Leistung auf eine hohe Warte gestellt, und manchen Kreisen gilt er als Träger neuer Wissenschaftsziele und -formen; um so bedeutungsvoller, wenn er jetzt mit einer so stark bekenntnishaften Sammlung seiner Schriften auf den Plan tritt, die seine Arbeitsformen und -ziele in ihrer Entwicklung überblicken lassen.

Burdachs gelehrtes Werk ist umstritten — wozu das hier bemänteln. Gerade bei wissenschaftlichen Naturen von ausgeprägter Eigenart pflegt das am meisten der Fall zu sein. Und begreiflicherweise wird einem gerade beim fortlaufenden Lesen dieser Sammlung das menschlich Bedingte seiner wissenschaftlichen Lebensarbeit fühlbar, dieser Lebensarbeit, die nur an einer Stelle etwas wie einen seelischen Sprung oder Widerspruch zu enthüllen scheint, da nämlich, wo es gilt, Burdachs inneres Mitgehen bei der sprachlichen Befreiungstat des jungen Goethe zu vereinen mit seiner Hinneigung zu den künstlichen Formen bewußt gepflegter Schriftsprache, die sein ganzes Interesse haben. Und zwar ein tief im Menschlichen verwurzeltes Interesse. Vielleicht darf man auch hier von humanistischen Zügen der Veranlagung sprechen, die immer wieder seinen Blick ziehen auf die Künste des Stils und der Rhetorik, die ihn immer wieder führen zu den antiken Einschlägen in unserer

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

kulturellen Entwicklung, die ihn am liebsten verweilen lassen in den Kreisen gesteigerter Bildung und verfeinerter, differenzierter Kultur, wie sie in alten Zeiten am besten in der Umgebung von Fürsten gedieh. Wenn Jacob Grimm sich am wohlsten fühlte bei den deutschen Bauern der Weistümer, wie Heusler einmal sagte, so Burdach bei ihren Antipoden, den Hofleuten, Gelehrten, Juristen, mag es sich um den humanistischen Kreis Karls IV. handeln oder um den Omaijadenhof in Cordova, mag er den Ruodliebdichter in höfische Luft versetzen oder den höfischen Beziehungen Walthers von der Vogelweide nachgehen. Von der Stufenfolge von Ständen und Schichten, innerhalb derer sich in wechselseitigem Austausch die kulturelle Entwicklung vollzieht, sind es im allgemeinen nur ganz bestimmte obere Lagen, die sein Interesse fesseln; und gerade in den Bezirken, in denen seine Arbeit sich ballt, in denen uns der Weg vom Mittelalter zur Reformation gewiesen werden soll, wird diese Schicht gefährlich schmal.

Aber mögen hier auch gewisse Grenzen liegen, mag manches an einem dünnen Faden hängen, der gelegentlich vielleicht ein wenig schwach ist für die literatur- und geistesgeschichtlichen Folgerungen, die an ihn geknüpft werden, unbestreitbar ist die Fruchtbarkeit der vergleichenden Betrachtung, die Burdachs Domäne ist, wobei der Vergleich ebenso verschiedene Kulturinhalte in dem Brennspiegel des Bildungsbegriffes zusammenfaßt, wie er die Beisteuer der verschiedenen Nationen zu den Inhalten und der Ausbildung der Weltkultur zumal des Mittelalters nebeneinanderhält. Das schon einigermaßen schal gewordene wissenschaftliche Modewort der letzten Jahre heißt Synthese, Burdachs methodische Art scheint eher die Bezeichnung Synopse zu fordern: auch seine Betrachtung schlägt weite Bogen, auch sein Blick ist immer auf Kulturbewegungen im großen gerichtet, aber er gewinnt die zusammenfassende Deutung nicht durch luftiges Konstruieren, sondern durch zähe Erweiterung seines Blickfeldes, die neue Horizonte nicht bloß ahnt, sondern zu erobern trachtet. Vielleicht wirkt es heilsam, wenn in dem vorliegenden Generalbericht ein Gelehrter, der als Führer auf dem neuen Felde der Geisteswissenschaft gilt und den man wohl gelegentlich gegen eine veraltete Philologie ausgespielt hat, Rechenschaft davon ablegt, welche Wege gegangen sein wollen, ehe man geisteswissenschaftliche Synthesen gewinnt, wie sie vor allem Burdachs Buch über 'Deutsche Renaissance' bietet. Welches Maß von vielseitigster Lektüre verraten diese kleinen Schriften, welche Unermüdlichkeit im Bewältigen wissenschaftlicher Literatur, welche Unerbittlichkeit der Quellenforschung. Dieses Forschers Art ist nicht die seines Lehrers Wilhelm Scherer, der neugewonnene Bezirke mit schnellen Schritten zu durcheilen pflegte; wo Burdach seine Grenzen vorschiebt, geschieht es in einer vorsichtig schreitenden, jeden Fußbreit Bodens prüfenden, immer wieder verweilenden und allseitig Umschau haltenden Art. Die hohe, aber heute ins Gedränge geratende Gelehrtentugend, die im kleinsten Punkt die größte Kraft sammelt, bewährt er, wie wenige neben ihm, allem wissenschaftlichen Fernblick unbeschadet. Und der Mann, dem manche den Namen eines Philologen absprechen wollen, in guter oder auch in böser Meinung, zeigt eine philologische Gewissenhaftigkeit und Genauigkeit, die mit der Erweiterung und Vertiefung seiner Forschung und ihrer Ziele eher zu- als ab-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

genommen hat — vielleicht auch das irgendwie ein Ausfluß seines humanistischen Blutes. Gerade ein solches Gelehrtenwerk kann gegenwärtig seine Lehren geben, das bei allem frühen Drang zum Ganzen sich in der Rückschau doch den Titel 'Vorspiel' glaubt geben zu sollen, und das nachdrücklich die Erkenntnis predigt, wie weit und schwer gerade für den ernstesten Forscher der Weg zum Ganzen ist. Burdachs Vorspiel leitet präludierend die Buchreihe der 'Vierteljahresschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte' ein, wie er vor einigen Jahren auch diese Zeitschrift selber eingeleitet hat, um die sich heute diejenigen Gelehrten sammeln, die den methodischen Wandel in der Richtung auf eine vertiefte und zusammenfassende Betrachtung der Erscheinungen des geistigen Lebens vertreten. Wir sehen ihn gern an diesem Platze. Denn wenn seine Arbeiten auf solche Weise als programmatisch für geistesgeschichtliche Forschung in Anspruch genommen werden, wozu ihre Horizonte und Perspektiven gewiß berechtigen, dann sollen sie in ihrer Erdenschwere auch lehren, mit welchem Ballast geisteswissenschaftlicher Flug belastet sein darf oder sein muß.

Es ist ein abendliches Beginnen, wenn ein Autor, wie es hier geschieht, seine Schriften zusammenfaßt, und hie und da weht auch ein Hauch abendlicher Resignation wehmütig den Leser an. Aber dem zu Trotz wünschen wir, daß diese Sammlung von Burdachs kleinen Arbeiten erst eine vorläufige sein möge, und daß ein gnädiges Geschick es ihm vor allem vergönnen möge, das Hauptwerk seines Lebens noch zu runden.

Von Wenker zu Wrede. Dem Herausgeber des 'Deutschen Sprachatlas' Ferdinand Wrede zum siebzigsten Geburtstage von seinen Marburger Mitarbeitern. [Deutsche Dialektgeographie, Heft XXI.] Marburg 1933.

Dies Buch, das Wrede zum 70. Geburtstag begrüßt hat, ist nun ein Abschiedsgruß geworden, und nachträglich will einem scheinen, als lag von vornherein ein Hauch des Abschieds über ihm. Eine Schriftentafel macht den Schluß, vermehrt um ein Verzeichnis der 73 Dissertationen, die Wrede angeregt hat. Er ist, wenn auch auf begrenztem Felde, der fruchtbarste Schulebildner der letzten Generation gewesen, und nicht mit Unrecht pflegte er zu sagen, daß ein guter Teil seiner Lebensarbeit in den Büchern seiner Schüler stecke. Was dem genialen Wenker nicht vergönnt war, die Früchte seiner Sammelarbeit reifen zu sehen, dies Glück hat Wrede erleben dürfen. Der Aufsatz, den Luise Berthold beigesteuert hat, 'Verstöße gegen die Lautgesetze und ihre Gründe. Aus der Werkstatt des Hessen-Nassauischen Volkswörterbuches', läßt eine der Grundfragen aufleuchten, die Wenker sich gestellt und die Wrede mit seinen Schülern weithin geklärt hat. Wrede hat auch den Weg zu einer zweckmäßigen Publikationsform des Sprachatlasses eröffnet, um die Wenker länger als ein Jahrzehnt mit unerhörter Mühsal gerungen hat, — der Aufsatz von Hans Kuhn, 'Spaltung und Ausgleich in der Entwicklung

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

der deutschen Mundarten in den 6 ersten Lieferungen des Deutschen Sprachatlasses' hat wohl die tiefere Absicht, dem Jubilar vor Augen zu führen, wie auch die verkürzte Ausgabe des Sprachatlasses wissenschaftlich ausgeschöpft werden könne, ohne Rückgriff auf die Karten des Originals.

Am meisten fesselt das umfänglichste Stück des Heftes, Bernhard Martins Aufsatz 'Georg Wenkers Kampf um seinen Sprachatlas (1875—1889)', der erste Ansatz zu einer tiefer schürfenden Geschichte des Sprachatlasses. Diese Geschichte ist aus den Quellen des Sprachatlas-Archivs geschöpft; aber die genügen nicht, um ein rundes Bild zu gewinnen. Man muß vielmehr die Akten der Preußischen Akademie der Wissenschaften hinzunehmen. Es ist nämlich so, daß das Preußische Kultusministerium bis zum Jahre 1886 kaum einen Schritt in Sachen des Sprachatlasses getan hat, ohne zuvor die Meinung der Akademie einzuholen. Martin spricht mit Bitterkeit von der Akademie: 'Es ist zu bedauern, daß die Akademie, die andere Nationalwerke höchsten Ranges betreute, sich diesem Volkswerk versagt hat.' Dies Urteil läßt sich nicht halten, weil es auf halber Kenntnis beruht. Die Akademie hat von der ersten Stunde an die Bedeutung von Wenkers Arbeit erkannt und das Ministerium immer wieder zu ihrer Förderung ermuntert. Freilich entstand im Jahre 1882 ein Zwiespalt zwischen der Akademie und Wenker, aber auch er gibt keinen Grund, über die Haltung der Akademie abzuurteilen. Er hat nichts mit dem Werk an sich zu tun, sondern nur mit der Publikationsform; er konnte, die Sache von beiden Posten aus gesehen, kaum ausbleiben. Wenker hat mit einer Hingabe ohnegleichen an seinem Werke geschaffen; aber er täuschte sich über seine Dimensionen. Und wenn er mit der Herausgabe des 'Sprachatlasses von Nord- und Mitteldeutschland' in 5 bis 6 Jahren fertig zu werden hoffte, so erinnert das an Jacob Grimm, der den Umfang des Deutschen Wörterbuches anfänglich auf 7 Bände bemaß und sie in 7 Jahren bewältigen wollte. Wenkers Denken ist immer auf Veröffentlichung und Abschluß — notfalls auch bruchstückhaften — gerichtet. Sehr begreiflich bei dem Schöpfer des Unternehmens, der wirken und ernten will. Aber er machte sich nicht klar, daß das Werk Notwendigkeiten und Maße in sich selber trug, die kein Gott verkürzen konnte. Es gab nur die Wahl: eine baldige Veröffentlichung, die die Riesensammlungen nur in ausgewählten Teilen hätte sprechen lassen können, — oder erschöpfende Arbeit, die dem Material zu seinem vollen Rechte verhalf; aber sie verlangte Geduld und Zeit und schob die Veröffentlichung in die Ferne. Beides zugleich ließ sich nicht erzwingen, auch nicht durch Wenkers schier unheimliche Arbeitskraft. Was die Akademie, das heißt in diesem Fall Müllenhoff, ihm zum Vorwurf machte, war die Eigenmächtigkeit und Übereiltheit der Ausgabe von 1881 (die nebenbei auch das Ministerium verschnupfte), und es war eine Übereiltheit. Müllenhoff schrieb in einem zornigen Gutachten vom 15. Juni 1882: 'Es ward dabei (d. h. bei der akademischen Unterstützung von Wenkers Stoffsammlung gegenüber dem Ministerium) angenommen, wie auch aus den Schlußsätzen ihres (der Akademie) Gutachtens vom 25. April 1879 hinlänglich hervorgeht, daß es über die Verarbeitung und Veröffentlichung des gewonnenen Materials noch zu mannigfachen Erörterungen kommen würde und müßte, da wie vorauszusehen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

dafür die Beihilfe des Staates in Anspruch genommen werden würde'. Was Müllenhoff bei diesen Erörterungen zu sagen gedachte, hat Martin selbst aus seinen Quellen feststellen können: 'Die Veröffentlichung im Buchhandel sollte auf die wichtigsten und wertvollsten sprachlichen Ergebnisse beschränkt werden, die detaillierte Ausführung in nur wenigen Exemplaren, durch Handzeichnung vervielfältigt, für speziellere Forschungen etwa in öffentlichen Bibliotheken entleihbar deponiert werden' (S. 23). Man sieht, das ist im Kern die Form, in der der Sprachatlas schließlich nach mancherlei Irrungen Gestalt gewonnen hat, eine Form, die vom Schöpfer des Werkes Verzicht verlangte, von der Sache aus gesehen aber doch wohl die richtige war. Diese Linie hat die Akademie festgehalten, auch nach Müllenhoffs Tod; Johannes Schmidt hat sie weiter verfolgt. Scherers Rat an Wenker, er möge die Akademie um übernahme der Kosten angehen, war offenbar eine Extratour. Denn die Antwort der Akademie auf Wenkers Gesuch ist zwar von Scherer entworfen, aber anscheinend von Johannes Schmidt bestimmt. Sie ist nicht sehr freundlich im Ton, zugegeben. Aber (was bei Martin S. 26 nicht herauskommt) der springende Punkt ist doch wieder wie bei Müllenhoff, 'daß die Akademie sich nicht überzeugen kann, es seien ihre früheren Bedenken gegen die von Ihnen (Wenker) gewählte Publicationsart durch den neuen, Ihrem Gesuche beigelegten Plan sämtlich beseitigt'. Wer die Akten kennt, kann nicht gelten lassen, daß die Akademie in dem kritischen Jahr 1882, als Wenker mit seinem nicht zu Ende gedachten Publikationsplan zum Scheitern kam, zu seiner Arbeit 'nur negativ Stellung genommen hat', ebensowenig, daß sie verständnislos 'Verkürzung und Einschränkung' gefordert hätte. Sie sah nur nüchterner als Wenker und begriff, daß für 'Verarbeitung und Veröffentlichung' (s. o. Müllenhoff) andere Formen gefunden werden mußten, als sie Wenker Anfang der achtziger Jahre vorschwebten. Die Akademie ist dem Sprachatlas niemals untreu geworden. Sie hat auch das entscheidende Wort gesprochen, als die Gießener Philologenversammlung 1885 die bekannte Eingabe an den Reichskanzler schickte. Denn das Reichsamt des Innern gab das Schriftstück an das Preußische Kultusministerium weiter, und der Minister von Goßler ersuchte die Akademie um ein Gutachten. Dies Gutachten vom 8. März 1886 ist so positiv wie möglich; Johannes Schmidt hat es entworfen. Es unterstreicht nochmals die 'mehrfach von der Akademie geäußerten Bedenken' gegen die Ausführbarkeit seines (Wenkers) Planes der Veröffentlichung, beantragt dann aber: 'Ew. Excellenz wolle beim hohen Reichsamte des Innern die Gewährung der erbetenen Unterstützung ... auf das Nachdrücklichste befürworten unter den Bedingungen: 1. daß Herr Wenker seine Karten sämtlich handschriftlich in der Weise der gegenwärtig vorliegenden fertigstelle und nach Vollendung der letzten einer vom Reichsamte des Innern zu ernennenden Commission vorlege, die darüber zu entscheiden haben wird, welche derselben kartographisch und welche in Buchform zu veröffentlichen seien, unter Wahrung eines erschwinglichen Preises für die ganze Publication; 2. daß Herr Wenker, um das Unternehmen von etwaigen Zufällen, welche den einzelnen Leiter desselben treffen können, unabhängig zu machen, das schon gesammelte und das noch zu

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

sammelnde Material sowie die handschriftlichen Karten unmittelbar nach ihrer Vollendung als Staatseigenthum sicher stelle, etwa in der Form, daß er auf das Eigenthumsrecht verzichtet und sich nur den lebenslänglichen Gebrauch vorbehält. Auf diese Weise wird keine unnütze Arbeit gemacht, denn eine übersicht des Materials ... kann nur durch handschriftliche Eintragung desselben in die Karte gewonnen werden. Eine Abkürzung dieser Art der Verarbeitung des Materials hat die Akademie nie beabsichtigt. Werden dann sämtliche handschriftliche Karten der hiesigen Königlichen Bibliothek überwiesen, so ist Jedem, dessen besondere Zwecke durch die etwa zu beschließende Verarbeitung des Kartenmaterials in Buchform nicht erfüllt werden, die kartographische Darstellung zugänglich, und der Wunsch des Herrn Wenker wird in nicht erheblich geringerem Maße erfüllt, als wenn durch Druck sämtlicher Karten ein seines Umfanges wegen schwer benutzbarer Atlas hergestellt würde, dessen Anschaffung seines hohen Preises wegen nicht einmal allen öffentlichen Bibliotheken, geschweige denn den germanistischen Seminarien, auf welche Herr Wenker hofft, möglich sein würde.' Man lese bei Martin S. 30 ff. nach, welche praktischen Folgen die Eingabe der Philologenversammlung hatte, und man wird finden, daß es im wesentlichen auf eine Erfüllung dieser Vorschläge der Akademie hinausgelaufen ist.

Die Akademie urteilte über den Sprachatlas aus einem Abstand, wie ihn Wenker nicht haben konnte. Es ist verständlich, wenn Wenker damals der Unmut packte, daß er seine Publikationswünsche nicht durchsetzen konnte. Aber es ist nicht gerechtfertigt, heute der Akademie vorzuhalten, daß sie sich einem Werke 'versagt' habe, das zu guten Teilen dank ihrem Zutun in der ihm innewohnenden Form verwirklicht worden ist.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

II.

Zur deutschen Sprache und Volkskunde

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Zur Charakteristik der Soldatensprache

Vortrag in der Gesellschaft für deutsche Philologie 1919

Der Krieg hat der Erforschung der deutschen Soldatensprache einen neuen, starken Impuls gegeben. Schon Anfang 1916 regte sich der Wunsch, das Wortmaterial der Sprache des Krieges durch großzügige Sammlungen einzuheimsen und für spätere Darstellung und Bearbeitung zu sichern. Die Aufgabe lag am Wege; es ist kein Wunder, wenn sie von mehreren Seiten gleichzeitig in Angriff genommen wurde. Was bis jetzt an Werbeschriften, abgeschlossenen Arbeiten und programmatischen Erklärungen vorliegt, zeigt bei aller Verschiedenheit nach Art und Wert doch eine gewisse Gleichmäßigkeit in der Beurteilung von Wesen und Bedeutung der Soldatensprache, und es scheint, als sollte diese communis opinio auch der Ausgangspunkt für die wissenschaftliche Behandlung des Gegenstandes werden. Der Verband deutscher Vereine für Volkskunde hat sich bekanntlich der Soldatensprache angenommen und hat eine 'Kommission zur Sammlung der deutschen Soldatensprache' eingesetzt, die mit der Wörterbuchkommission der bayrischen Akademie der Wissenschaften durch Personalunion und Materialunion verbunden ist. Diese Kommission hat schon 1917 eine Programmschrift erscheinen lassen; es ist das Buch von Otto Mauzer, Deutsche Soldatensprache, ihr Aufbau und ihre Probleme, eine Schrift, die sich in ihren Grundanschauungen wesentlich im Gleise der populäreren Arbeiten zur Soldatensprache bewegt, deren wir schon eine ganze Menge besitzen. Ich glaube, daß man gegen diese heute herrschende Auffassung und Wertung der Soldatensprache Bedenken geltend machen muß.

Was heißt überhaupt Soldatensprache? Schon bei dieser ersten und notwendigsten Frage beobachtet man gefährliche Unklarheit. Es geht nicht an, eine neuere Soldatensprache anzusetzen, die etwa von 1890 bis zum heutigen Tag reicht und deren Elemente man als konform nebeneinander stellen kann. Die Sprache des Krieges ist etwas substantiell anderes als die Soldatensprache vor dem Kriege, so anders, daß man gut täte, ihr einen besonderen Namen zu geben. Man kann die Soldatensprache vor dem Kriege eine Standessprache nennen: als Sprache eines besonderen Lebenskreises hat sie ihre eigene Terminologie und Ausdrucksweise, als Sprache eines abgeschlossenen Standes hat sie ihre Exklusivität, als Erzeugnis konservativer Tradition hat sie eine gewisse Festigkeit und Dauer, und entsprechend der Eigenart soldatischer Verhältnisse hat sie ihre ganz bestimmte Stimmungslage, — um nur die Hauptkennzeichen hervorzuheben. Der Sprache des Krieges fehlte vor allem das Kriterium der Beschränkung auf einen besonderen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Stand. Das Heer, das diese Sprache schuf und redete, war schließlich das ganze Volk, soweit es unter Waffen stand; in diesem Heer traten die Berufssoldaten und die aktiven Leute, die man als Träger der Standessprache ansprechen kann, immer mehr zurück. Die notwendige Folge war, daß die soldatische Standessprache überwuchert wurde von dem Sprachmaterial, das das Volk mitbrachte: die eigentliche Mundart scheint sehr wenig hergegeben zu haben, mehr die Jargons verschiedener Bevölkerungsschichten (Studenten, Handwerker, Industriearbeiter, Kunden und Pennbrüder), das meiste die landschaftlich gesonderten Zweige der Vulgärsprache. Die Soldatensprache ist also nur ein Element der Kriegssprache, natürlich das zentrale, grundlegende. Aber auf dieser Grundlage erwuchs etwas innerlich anderes, das nicht nur durch Umfang, Farbe und Stimmung, sondern auch sozusagen durch seine Konsistenz von der alten Standessprache geschieden ist. Das Zusammenströmen von Mengen ziemlich inkongruenten Sprachgutes, das vermehrt wurde durch eine Fülle ungleichwertiger und ungleichlebiger Neubildungen, ergab zunächst ein stark fluktuierendes, unruhiges Gebilde, das der Festigkeit durchaus ermangelte, die man von einer Standessprache verlangt. Das hat sich im Laufe des Krieges freilich geändert. Es entwickelte sich nach und nach eine gewisse Gleichmäßigkeit auch in dem alltäglichen Sprachmaterial, ein gewisses Sichsetzen und Festwerden von Bezeichnungen und Wendungen trat ein. Die lange Dauer des Krieges und die zunehmende Durcheinanderwürfelung der deutschen Stämme im Feld und in der Heimat hat es allmählich dahin kommen lassen, daß etwas wie ein Kriegsjargon entstand, der bei allen Unterschieden, die namentlich zwischen norddeutschen und süddeutschen Truppen wahrzunehmen waren, doch seine innere Einheitlichkeit nicht verleugnet. Aber diese Kriegssprache ist, wie sie ist, ein ephemeres Gebilde, nur verständlich auf Grund der besonderen Verhältnisse des Krieges und nur lebendig, so lange diese besonderen Verhältnisse sie tragen. Und wie sie sich deutlich scheidet von der Soldatensprache vor dem Kriege, so wird sie sich auch abheben von einer künftigen Soldatensprache; denn diese wird wieder eine Standessprache werden mit all ihren Beschränkungen und inneren Unterschieden gegenüber der Kriegssprache. Selbstverständlich werden viele Wörter und Wendungen aus ihr weiterleben; man kann heute schon beobachten, wie sie die Vulgärsprache speist. Aber viele ihrer Elemente sind unvererbbar, weil an die besonderen inneren und äußeren Bedingungen des Krieges gebunden. Vor allem ist ihr Gesamtcharakter durch den Krieg bedingt und darum singulär, und als Ganzes ist die Kriegssprache heute schon tot.

Nächst dieser Scheidung zwischen soldatischer Standessprache und Kriegsjargon scheint mir wichtigstes Gebot, daß man dem Objekt kritischer gegenübertritt und sich freimacht von einer Voreingenommenheit, die im Grunde einer romantischen Stellung zu dieser Schöpfung des Volkes entspringt. Es sind im wesentlichen drei große Vorzüge, die man der neusten Soldatensprache zuspricht. Man rühmt ihren Reichtum und ihre Produktivität, die sich namentlich an Substantivbildungen demonstrieren läßt. Nur darf man nicht versäumen, den Charakter dieser Produktivität zu studieren und den Reichtum auf seine Art zu prüfen. Tut man es, so stellt es sich

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

heraus, daß vieles Lehngut ist, was zunächst als Neuschöpfung erscheint (z. B. in dem Verbenvorrat), und daß auch in dem Neugeschaffenen die Erfindung vielfach bescheidener Art ist, daß es sich oft nur um die Modulierung gewisser Typen handelt (man gehe einmal die Bezeichnungen für 'Brot' oder 'Marmelade' durch) und daß Analogiebildungen eine sehr große Rolle spielen (man denke an die Triebkraft gewisser Kompositionselemente wie =kopf, =hengst, =bulle, =schwein, =fähnrich). Man rühmt weiter die Kraft der sinnlichen Anschauung und die glückliche Treffsicherheit bei zahlreichen Neubildungen, wieder vornehmlich Substantiven. Das hat guten Grund. Aber es ist ein großer Irrtum, wenn man glaubt, diese Vorzüge für alle Schöpfungen der Kriegssprache in Anspruch nehmen zu können. Um nur ein Gegenbeispiel anzuführen, sei auf das eigentümliche Wandern von Bezeichungen hingewiesen, das gerade auf einem Mangel fester sinnlicher Vergegenwärtigung beruht. Wenn etwa die Handharmonika Quetschkommode heißt, ist das ein Bild, das man gelten lassen kann. Wenn aber auch das Maschinengewehr so genannt wird, ist das der Ausfluß eines Spieltriebes, der auf vage Ähnlichkeiten hin oder auf Grund sonstiger lockerer Assoziationen eine Bezeichnung einfach wandern läßt. Die Erscheinung ließe sich durch zahlreiche Beispiele belegen. Am meisten hat man den Witz und die Satire gepriesen, die in den Neuprägungen der Kriegssprache stecken, und mit Recht. In diesen Momenten wohnt originale Kraft, sie bilden den größten Ruhmestitel der Kriegssprache. Namentlich in der Selbstironisierung war der Feldsoldat Meister, und ein Wort wie Heldenkeller für 'Stollen' verdiente mit seiner grandiosen Ironie, daß man es nicht vergäße. Trotzdem wird auch hier nüchterne Betrachtung anders urteilen als der Enthusiasmus der ersten Sammelfreude. Bildungen etwa wie Sündenabwehrkanone für den Pastor oder Unzuchtabwehrkanone für eine Fürsorgedame sind nicht nur geschmacklos, was zu ertragen wäre, sondern auch als Witz ohne Reiz und Kraft, überdies unoriginelle Glieder einer Kette matter Analogien, die die Fliegerabwehrkanone gezeugt hat.

Man geht eben von vornherein fehl und verbaut sich den Weg zu wichtigen Erkenntnissen, wenn man sich der Kriegssprache nähert mit solchen Forderungen ästhetischer Art, die sie wohl oder übel befriedigen soll. Gewiß sind auch ästhetisch wirksame Impulse in ihr lebendig, aber bestimmter gestalten an ihr ganz andersartige Kräfte viel primitiverer Art. Vor allem beherrscht sie ein Spieltrieb, der die verschiedensten Formen annimmt. So hat die Soldatensprache eine ausgesprochene Freude an einer Vielheit von Ausdrucksmöglichkeiten für einen bestimmten Begriff. Namentlich gewisse Grundbegriffe des Soldatenlebens wie 'essen, schlafen, beschossen werden, Bett, Geld' sind mit einer Mehrzahl von Ausdrücken besetzt, die zur selben Zeit bei derselben Truppe promiscue gebraucht werden. In meinem Regiment waren z. B. für 'schlafen' gleichzeitig üblich die Wörter pennen, bofen, dachsen, koksen, kuscheln, von etwas ferner stehenden Wendungen wie sich lang machen, sich hinhauen abgesehen. Dieser spielende Trieb zur Variation übt sich an allen Begriffen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

und Elementen der Kriegssprache bald in dieser, bald in jener Form. Die Marmelade etwa heißt Offensivbutter, -creme, -fett, -schmiere oder mit anderer Spaltung: Reichs-, Militär-, Armee-, Divisions-, Helden-, Athletenfett. Die Wendung durch den Dreck, die Scheiße ziehen wird variiert zu durch den Kakao oder durch den Drahtverhau ziehen. Der allgemein übliche Ausdruck abhauen 'davongehn' erzeugt abhacken. Die wohl studentische Wendung bei einem Vorgesetzten hängen treibt die Variante baumeln. Neben hereinpfeffern stellt sich hereinsalzen u. s. f. Dieser Spieltrieb hat Freude am Neuen: als wir einmal mit sächsischen Truppen in Berührung kamen, fand sich zu Kram, Gelumpe, Klamotten, Klamauk, wie der Soldat seine Siebensachen nennt, auch das Krämchen bei uns ein, ohne sich freilich halten zu können. Dagegen wurde, als das Regiment nach Flandern kam, der Marineausdruck Bunker in kürzester Zeit bei uns heimisch und verdrängte zeitweise jede andere Bezeichnung für den Unterstand. Es ist zuzugeben, daß diese Tendenz zur Variation, die sich noch in mancherlei anderen Erscheinungen als eine der produktivsten Kräfte der Kriegssprache nachweisen ließe, den Umfang ihres Ausdrucksmaterials beträchtlich steigert, aber ebenso muß man zugeben, daß durch sie die Qualität dieses Materials im ganzen nicht gewinnt.

Ähnliches gilt von den zahlreichen Bildungen, die ihr Entstehen einem zweiten, ebenso primitiven wie triebkräftigen Zeugungsprinzip der Kriegssprache verdanken, nämlich ihrer Neigung zur Onomatopoesie. Am sinnfälligsten tritt sie zu Tage in gewissen Geschoß- und Geschützbezeichnungen, wie Ratschbum, Tschingbum, Hule-Hule, Uh-la-uh, Klatschkanone, Bumpatsch, Ratscher u. dgl. Auch hier wird man dem Problem nicht gerecht, wenn man bewundernd feststellt, wie treffsicher solche Bezeichnungen lautliche Eindrücke wiedergeben und bis in Nüancen hinein unterscheiden. So gesehen bleiben alle diese Wörter stümperhaft, einfach weil unsern Sprechwerkzeugen die Möglichkeit einer kongruenten Reproduktion solcher Geräusche fehlt. Viel wichtiger ist die sprachpsychologische Betrachtung der Erscheinung, die sich die Frage vorlegt, wie denn überhaupt, vor allem absichtslos und unbewußt, das Sprachvermögen auf Schalleindrücke reagiert. Der Kreis onomatopoetischer Bildungen schließt nämlich viel mehr ein als solche groben Schallnachahmungen. Daß bei einer Reihe von Personennamen, die für Geschütze gebraucht wurden, Gehörseindrücke mitsprechen, hat man schon bemerkt, wenn etwa ein leichtes Geschütz Alex genannt wird oder ein Flachbahngeschütz, bei dem das Geräusch von Abschuß und Einschlag hart aufeinander folgen, der kurze Gustav heißt. Darüber hinaus muß man aber ganze Gruppen von Wörtern der Kriegssprache unter diesem Gesichtspunkt prüfen; man nehme die Ausdrücke für 'schlafen': bofen, pennen, koksen, torfen, rüsseln, bremsen, oder, besonders lehrreich, die lange Kette der Bezeichnungen für 'schießen': salzen, seifen, fetzen, platzen, putzen, putschen, fitzen, flitzen, fauchen. Die ständige Wiederkehr gewisser Laute

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

zeigt deutlich, welche Rolle onomatopoetische Momente bei der Schaffung oder Auswahl dieser Bezeichnungen spielen. Zweifellos kann die Sprachkunde aus solchen Erscheinungen manches lernen, aber sicher ist auch, daß sie in ihrer Primitivität der Kriegssprache etwas Kindlich-stammelndes, Rohes geben.

Man könnte noch manchen weiteren roh-primitiven Zug im Bilde der Kriegssprache aufzeigen. Es fehlt öfter an einer scharfen begrifflichen Umgrenzung der Ausdrücke. Denn so ist es wohl zu erklären, wenn z. B. Verba in allen möglichen Bedeutungen gebraucht werden können, die mit ihrem eigentlichen Sinn nichts mehr zu tun haben. Das klassische Beispiel ist hauen, in der Kriegssprache weit verbreitet in der Komposition abhauen 'sich davonmachen'. Fälle wie da kann ich ja gleich rüberhauen (ins Nachbardorf) oder mein Bruder war schon ringehauen (in den Wagen) zeigen verständliche Abwandlungen des Ausdrucks. Er erscheint aber auch in Variationen wie sich hinhauen oder sich umhauen 'sich schlafen legen', die vielleicht entstanden sind auf dem Wege über in die Falle hauen. Man kann sogar sagen sich ein Kraut ins Gesicht hauen oder sich einen Mantel umhauen, d. h. umarbeiten, lassen. Dieser Verzicht auf scharfes, begriffliches Erfassen, der sich offenbar wieder mit dem Spieltrieb paart, trägt etwas Formloses, Fließendes in die Kriegssprache hinein; er läßt sich gerade beim Verbum vielfach belegen. Es handelt sich bei solchen Erscheinungen ja durchaus nicht um spezifische Eigentümlichkeiten der Soldatensprache, man kann sie auch sonst als Ergebnisse vulgärer Sprachbehandlung beobachten. Hier sollen sie nur lehren, daß, wenn man die ästhetischen Vorzüge der Kriegssprache rühmt, auch die Kehrseite nicht außer Betracht bleiben darf, die mancherlei Roheit und Unform zeigt.

Auch nach anderer Richtung hin ist das, was wir bis jetzt an Darstellungen und Sammlungen zur Kriegssprache besitzen, geeignet, falsche Eindrücke zu erwecken. Man griff mit oder ohne Absicht das aus ihr heraus, was durch Witz, Treffsicherheit und Seltsamkeit auffiel, was sie an drastischen Bildern und Vergleichen geschaffen hat, aber man versäumte es in der Regel, diese Elemente in das richtige Verhältnis zum Gesamtorganismus der Kriegssprache zu setzen. So konnte ein Bild entstehen, das sie leichter, reicher und farbiger erscheinen läßt, als sie in Wirklichkeit ist, das den Betrachter leicht täuschen kann über ihre Stimmung, ihre Originalität und ihr Niveau. Soldatenhumor und Soldatensprache gingen ja zeitweise beinahe als identische Begriffe. Nun fließt tatsächlich beides weithin ineinander, namentlich bei der Neubildung von Substantiven; aber wissenschaftliche Betrachtung muß sich doch die Frage stellen, was von solchen Bildungen bloßes Witzwort ist, vom Augenblick geschaffen und nur Augenblicken dienend, und was als allgemein üblicher und anerkannter Ausdruck der Kriegssprache, wenigstens in einem bestimmten Kreise, gelten kann. Alle bisherigen Sammlungen haben den Fehler gemein, daß sie diese Ausdrücke als gleichwertig nebeneinander stellen, während in Wirklichkeit die größten Unterschiede obwalten. Wollte man rigoros sein und als Bestandteil der Sprache des Soldaten nur gelten

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

lassen, was vom Witzwort und der Gelegenheitsbildung zur gültigen Benennung und zu gangbarem Sprachgut geworden ist, ohne noch als Spiel der Laune empfunden zu werden, so müßte man einen überraschend großen Teil gerade des Substantivmaterials beiseite lassen. Die Alltagssprache des Feldes ist längst nicht so blumig gewesen, wie es den Anschein haben könnte. Für den Feldsoldaten hieß der Stahlhelm eben Stahlhelm, das Gewehr hieß Gewehr oder Knarre, das Maschinengewehr hieß Gewehr oder MG. Von dem guten Dutzend von Ausdrücken, die man für 'Läuse' zusammengebracht hat, ist, soviel ich beobachtet habe, vielleicht nur Bienen ohne Anführungsstriche gebraucht worden. Unzuchtabwehrkanone für 'Fürsorgedame' ist kaum je mehr als ein isolierter Witz gewesen. Kaiser-Wilhelm-Gedächtnis-Schmiere für 'Marmelade' ist viel zu ungeschickt, um jemals wirklich in Gebrauch gewesen zu sein. Scheinwerfer für 'Zahlmeister' habe ich nie anders denn als bewußten Scherz gebrauchen hören, und ähnliche Einschränkungen muß man für zahllose andere Bezeichnungen machen. Gewiß gibt es Scherzworte, die monopolen Charakter bekamen. Für die gewundenen eisernen Drahtverhaupfähle z. B. kenne ich keinen anderen Ausdruck als Schillerlocken. Aber das sind die selteneren Fälle. Hier sind sehr energische Scheidungen nötig, wenn man das wahre Wesen der Kriegssprache erkennen will.

Ihr wirkliches Gesicht zeigt einen anderen, härteren Ausdruck. Sie ist weicher, gemütvoller Züge nicht völlig bar, aber im ganzen ist ihr Wesen grob und roh und ihr Niveau denkbar niedrig. Wer die Sprache des Krieges aus eigener Anschauung kennt, weiß, daß Scheiße ihr meistgebrauchtes Wort war, daß es über eine Unzahl von Verwendungsmöglichkeiten verfügte und in Ableitungen und Kompositionen aufs allerweiteste verbreitet war. Vielleicht nicht gleicher Ausbreitung, aber ähnlicher Vorliebe erfreuen sich zahlreiche andere Wörter, die ins Gebiet der Naturalia gehören, Arsch, und ficken, Rotz und Kotz und vieles andere derart. Sau und Schwein waren teils absolut, mehr noch als Kompositionselement, unentbehrlichster Bedarf im Munde des Soldaten. Schwein war z. B. die eigentliche Bezeichnung für den Gegner: vorn im Graben und im Gefecht, wo alles Blumige von der Sprache abfiel, hat man ihn kaum je anders nennen hören. Diese Andeutungen mögen genügen, um das Niveau der Kriegssprache zu kennzeichnen. Es weht Latrinenluft und Rinnsteinduft in ihr, mehr noch als das schon im alten Kasernendeutsch der Fall war. Und man hat keinen Grund, die Nase darüber zu rümpfen. Dieser Hang zum Groben ist die natürlichste Folge des groben Handwerks, das der Soldat betreibt; er schafft die Ausdrucksform, die man, selbstbeteiligt, als einzig adäquat für die besonderen Verhältnisse des Soldaten-, zumal des Feldsoldatenlebens empfindet. Er läßt sich noch in mancher anderen Erscheinungsart nachweisen. So hatte die Kriegssprache eine deutliche Freude an Wörtern, die nach Klang und Herkunft vulgär sind, man vergleiche die Ausdrücke für 'schlafen' oder für 'Kopf': Däz, Rübe, Grind, Dalles, Dassel; oder für 'essen': picken, acheln, prumßen, flapsen, spachteln,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

wampen, schlabbern, müffeln. Ein guter Teil dieser Wörter entstammt der Gaunersprache. Nun ist ja zuzugeben, daß die alte Feldsprache des 17. Jahrhunderts mit dem Rotwälschen noch sehr viel enger verbunden war. Aber es ist eine Tatsache, die man nicht abschwächen darf, daß auch die neueste Feldsprache sich kräftig aus dem Jargon der Kunden und Verbrecher gespeist hat; zu Dutzenden lassen sich soche Wörter in ihr nachweisen. Noch eine andere, längst beobachtete Erscheinung der Soldatensprache will übrigens mit von diesem Standpunkt aus betrachtet sein. Es ist bekannt, daß die Sprache des Soldaten eine ganze Reihe niederdeutscher Worte und Wortformen verwendet, auch wenn er seiner Mundart nach gar kein Recht auf niederdeutsche Dialektizismen hat, man denke an stramm und schlapp, an Griffe kloppen, an die Knöppe des Gefreiten, an den Pott für den Helm, an den Kopp, der in zahllosen Kompositionen wie Bumsköppe (Artilleristen) nur in dieser Form erscheint. Wenn solche Formen sich weit über ihr sprachliches Heimatsgebiet ausgedehnt haben, erklärt man das gewiß mit Recht aus dem Übergewicht, das der preußisch-niederdeutsche Militarismus sich einmal in Deutschland geschaffen hatte. Aber die Bevorzugung der unverschobenen Formen hat auch ihren gefühlsmäßigen Grund: sie werden als ungehobelter und gröber empfunden. Und deshalb sagen sie einem Geschmack mehr zu, der statt der zivilen Wendung 'ich werde mir eine Zigarre anstecken' lieber etwa den Ausdruck gebraucht ich werde mir einen Kotzbalken in die Schnauze rammeln.

Neben der reinen Entdecker- und Sammlerfreude, die der Germanistik mit der Soldatensprache ein neues Feld zu erschließen glaubt und etwas kritiklos alle möglichen Vorzüge an dem neuen Objekt aufspürt, tritt vorläufig erst schüchtern die Frage auf, was sich etwa für die wissenschaftliche Erkenntnis von Sprachschöpfung und Sprachleben aus der Sprache des Krieges gewinnen läßt. Man hat sich hie und da ja großen Hoffnungen hingegeben und hat geglaubt, daß der Krieg reiche Gelegenheit zu solchen Erkenntnissen geben würde. Der tatsächliche Ertrag wird manchen enttäuschen, vor allem den, der der Ansicht war, daß ein so gewaltiger äußerer Anstoß wie der Krieg rein physisch die Triebkraft der Sprache steigern müßte. Prüft man am Substantivum, was sich an Sprachschöpfung beobachten läßt, so steht im Vordergrund die Gruppe der Onomatopoesien, wenn man absieht von den sehr zahlreichen Methaphern wie Gulaschkanone und Schillerlocken, an denen immerhin bemerkenswert ist, wie oft ein treffendes Witzwort zur gültigen und gangbaren Bezeichnung wird. An Suffixbildungen zeigt sich durchaus kein besonderer Reichtum. Von Ableitungssilben ist nur noch -er wirklich lebendig, wie zu erwarten. Es erscheint in verbalen Ableitungen wie Schipper, Funker, Drahter und zeigt namentlich für Fremdworte eine Vorliebe. So folgt dem älteren Sanitäter der Mariner, der Kanaler (von französischen, an einem Kanal liegenden Truppen, dann auch von der Zivilbevölkerung). Ziviler kenne ich seit 1917 als die gangbarste Bezeichnung für den Zivilisten in Nordfrankreich. Der Divisionär wird zum Divisiónner und zieht Bildungen wie

Bataillóner (Bataillonskommandeur) nach sich. Sonst ließe sich nur noch das Suffix =rich anführen, das aber ungleich seltener auftritt und anscheinend stets im Sinne der Verachtung, des Spottes gebraucht wird. Futtrich (Futtermeister) und Schipprich (Schmied) dürften schon ältere Bildungen sein; aber eine Kriegsschöpfung ist der Etapperich; auch der durchsichtige Scherzname Kriegrichsruh für 'Abort' gehört auf diese Linie. Deutlicher hebt sich die funktionelle Bindung des Suffixes heraus, wenn etwa die schweizerische Soldatensprache nach dem Muster von Signalesen (für Signaleure) Bildungen schafft wie: Pionesen, Ballonesen, Pontonesen: die Ableitungssilbe ist sichtlich beschränkt auf technische Truppen. Man muß den Begriff des Suffixes erheblich weiter fassen, wenn man es noch sprachschöpferisch lebendig finden will; man muß ihn ausdehnen auf Nomina, die als zweites Kompositionsglied verwendet werden. Unter ihnen besitzt die Sprache des Krieges einige, die einen Übergang zum Suffix darstellen, weil sie ihren eigenen Bedeutungsgehalt aufgegeben haben, um eine rein charakterisierende Funktion zu übernehmen. Das beste Beispiel bietet das Wort =hengst, das als Kompositionselement schon der älteren Soldatensprache bekannt war, im Kriege aber sehr an Verbreitung gewonnen hat. Es bezeichnet in der Regel den Inhaber eines bequemeren Platzes, eines sogenannten Druckpostens. Als älter sind erwiesen z. B. Pechhengst, Speckhengst, Spielhengst. Dazu treten zahlreiche Parallelbildungen wie Küchen=, Bagage=, Schreibstuben=, Büro=, Revierhengst u. dgl. Eine ähnliche Rolle spielt der Bulle, und noch andere Beispiele für eine solche suffixale Komposition ließen sich anführen, neben =knopp vor allem das Wort =kopp, das nicht nur in Verbindungen wie Speckkopp, Dickkopp, Schmalzkopp auftritt, in denen der ursprüngliche Sinn des Substantivums noch lebendig ist, sondern auch in zahllosen andern, die ihn kaum noch empfinden, etwa Painköppe (Franzosen), Pulver= oder Bumskopp (Artillerist), Schmuskopp, Quasselkopp usw. Aber gerade diese Reihe von Zusammensetzungen, die mancherlei allgemein vulgärsprachliches Gut einschließt, lehrt, daß es sich bei dieser suffixalen Komposition keineswegs um eine Besonderheit der Soldatensprache handelt. Sie tritt nur greller hervor als in der Vulgärsprache, weil die Sprache des Krieges bei ihrem Massenbedarf an Substantiven weithin zu diesem Hilfsmittel griff.

Gewisse anders geartete, anorganische, gleichwohl aber sehr fruchtbare Prinzipien bei der Neubildung von Substantiven werden fälschlich in die Produktion der Soldatensprache einbezogen und müssen abgesondert werden. Denn hier handelt es sich um Schöpfungen der Armee= oder Dienstsprache, die in den Büros, Verwaltungs= und Befehlsstellen geschaffen wird, und die nach jeder Richtung hin von der spezifischen Soldatensprache unterschieden ist. Erzeugnisse dieser Armeesprache sind vor allem jene Phantasiewörter, die dadurch entstanden, daß man bei umständlichen Wortkompositionen den oder die anlautenden Buchstaben der Kompositionselemente zu einem Abkürzungswort zusammenfügte. Diese Sitte oder Unsitte, die namentlich im geschäft=

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

lichen Leben schon vor dem Kriege breiteren Raum gewonnen hatte, hat während des Krieges unheimlich um sich gegriffen, aber unter den besonderen Verhältnissen des Feldes haben die Vorzüge der Kürze und Prägnanz ihr ein Recht gegeben, das sich schwer anfechten läßt. Dahin gehören solche scheußlichen Silbenwörter wie Divkonach, Grukonach (zusammengesetzt aus Division resp. Gruppe, Kommando, Nachricht), die aus dem Text von Befehlen auch in die gesprochene Sprache übergingen. Dahin gehören weiter Lautwörter wie Flakbatterie (Flieger-Abwehr-Kanonen-Batterie), Bakzug, auch volksetymologisch zurechtgemacht Packzug (Ballon-Abwehr-Kanonen-Zug) oder bei den Artilleristen Bibl (Beobachter in vorderer Linie) — alles Wörter, die monopole Bezeichnungen waren, die viele gebrauchten, ohne sie deuten zu können. Vor allem ist hier anzuführen das schier unübersehbare Heer der Buchstabenwörter, MG (Maschinen-Gewehr), MGK (Maschinen-Gewehr-Kompanie), IPK (Infanterie-Pionier-Kompanie), AOK (Armee-Ober-Kommando), KTK (Kampf-Truppen-Kommandeur), AVF Ausbildungs-Vorschrift für die Fußtruppen im Kriege), Bildungen, die aus Wörtern des Dienstverkehrs größtenteils lebendige Bestandteile der Soldatensprache geworden sind und die zugrunde liegenden Kompositionen ganz verdrängt haben. Diese Bildungen sind auch sprachlich nicht ohne Interesse, aber es sind keine Schöpfungen der Soldatensprache, sondern Entlehnungen. Man kann zweifeln, ob sie überhaupt in das Kapitel Sprachschöpfung gehören. Denn was sie geschaffen hat, ist allerdeutlichste θέσις und nicht φύσις. Wenn etwas an ihnen φύσει ist, so sind es rhythmische Prinzipien, die offenbar in ihnen lebendig sind. Denn aus rhythmischen Bedürfnissen heraus ist es doch wohl zu erklären, wenn z. B. bei den Buchstabenwörtern die erdrückende Überzahl aus drei Zeichen besteht. Denkt man sich den Artikel oder die mit dem Artikel verschmolzene Präposition hinzu, so entsteht eine rhythmische Form ×˘×˘×, die dem natürlichen rhythmischen Bedürfnis offenbar besser entspricht als die Form ˘××˘. Man konnte beobachten, wie bei der Neuschaffung solcher Termini die Dreizahl der Zeichen selbstverständliche Voraussetzung wurde. Ein Buchstabenwort wie EK (Eisernes Kreuz) verlangte darum rhythmisch eigentlich eine Ergänzung; sie wurde ihm vielfach geboten durch Zusatz von I und II, was man natürlich sprechen mußte 'eins' und 'zwei', nicht 'erster' und 'zweiter'.

So wird sich im einzelnen manche ganz interessante Beobachtung an der Sprache des Krieges machen lassen, aber man geht kaum fehl mit der Annahme, daß sie uns keine wirklich bedeutsamen Aufschlüsse über Sprachleben und -werden geben wird. Allerdings erleichtert sie Einblicke, die man auch sonst gewinnen kann, dadurch, daß ihr Anschauungsmaterial frischer und gegenwärtiger ist oder sich vor dem prüfenden Auge enger zusammendrängt. So war man beispielsweise öfter in der Lage, die Geschlechtsgebung bei neuen Substantiven zu beobachten. Als im Jahre 1917 die Posten des Kampftruppenkommandeurs (KTK) und Bereitschaftstruppenkommandeurs (BTK) neu geschaffen wurden, lernten die Truppen sie zuerst kennen durch die Inschriften KTK und BTK, die man auf Wegweisern und an Stollen-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

eingängen fand. Das Wort hatte zunächst kein Genus und wurde, gegen sein natürliches Geschlecht, zum Neutrum nach dem Muster des 'Bataillons', mit dem sich sein Begriff zu decken schien. Ähnlich bestand eine Unsicherheit über das Geschlecht, als unsere Truppen bei Cambrai zum erstenmal mit den Tanks in Berührung kamen. Man schwankte kurze Zeit zwischen Maskulinum und Neutrum, bis das männliche Geschlecht des 'Panzerwagens' die Herrschaft gewann über das sächliche des 'Autos'. Also die Erscheinung, die man namentlich bei Fremdwörtern seit je beobachten kann, daß begriffsverwandte Nomina das Geschlecht bestimmen.

Es soll nicht geleugnet werden, daß man wie in diesem Beispielfall auch sonst aus der frischen Beobachtung am lebenden Material der Kriegssprache wird Schlüsse ziehen können auf das tote Material vergangener Zeiten. Aber gerade die Kriegssprache lehrt auch, daß dies methodische Prinzip der Sprachwissenschaft vorsichtig gehandhabt sein will. Wenn solche Schlüsse richtig sein sollen, ist Voraussetzung, daß das verglichene Sprachgut oder die parallelisierten Spracherscheinungen aus gleicher Sphäre heraus oder unter gleichen Verhältnissen sich gebildet haben. Nur gleiche Bedingungen können gleiche Resultate erwarten lassen. Am deutlichsten wird vielleicht bei einem Teilgebiet der Sprache des Krieges, der geographischen Namengebung, wie nötig es ist, solche Vorbehalte zu machen. Wir besitzen bereits eine Untersuchung, die dies Thema anschneidet und die wenigstens das Verdienst hat, das Problematische der ganzen Frage recht deutlich zu machen[1]). Der Verfasser ist der Ansicht, daß die Namenkunde aus der Namengebung des Krieges wichtige Schlüsse auf Namengebung überhaupt ziehen kann. Das mag richtig sein, solange man es nicht auf primitive Namenschöpfung ausdehnt. Denn eins darf nicht vergessen werden: der moderne Namengeber kann lesen und schreiben, er versteht sogar fremde Sprachen; das stellt ihn und seine Produkte von vornherein auf eine ganz andere Stufe, als sie der naive Namengeber einnimmt. Es ist ja bekannt, daß z. B. die ganze Soldatengeographie in Feindesland auf dem Schriftbild der fremden Namen beruhte, und selbst wo die fremden Namen für die deutsche Zunge verbequemlicht wurden, bildete die Schriftform in der Regel den Ausgangspunkt. Es führt manchmal zu fast komischen Ergebnissen, wenn man sich im Wittern von Ursprünglichkeit und im Aufspüren naiver Sprachschöpfung über den gelehrten oder künstlichen Charakter vieler hierher gehöriger Bildungen hinwegsetzt. Wenn das belgische Städtchen an der Strecke Herbesthal—Lüttich Neu-Warmbrunn genannt wurde, ist das nicht ein Wiederaufleben der alten Praxis, Ortschaften nach Quellen zu benennen, sondern es ist einfach eine Übersetzung seines echten Namens 'Chaude-Fontaine'. Der Bezeichnung windige Ecke für ein granatendurchlöchertes Haus liegt keine meteorologische Beobachtung zugrunde, sondern windig meint hier ganz etwas anderes. Wenn in Belgien vielfach die flämische Form eines Namens vor der französischen bevorzugt wurde, so ist das nicht 'natürlicher Sprachinstinkt', sondern Diktat von oben: die deutsche Verwaltung trat aus politischen Gründen für

1) Herm. Tardel, Namenschöpfung aus Anlaß des Weltkrieges, Zeitschr. f. d. dtsch. Unterr. 29 (1915), 778.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

das Flämische ein. Dies Diktat von oben schränkt auch sonst nicht unwesentlich die naive Namengebung ein. Die ganze Fülle der patriotischen Namen z. B., denen man in den Grabensystemen und in den besetzten Ortschaften in Feindesland überall begegnete, Kaiser-Wilhelmstraße, Ludwigstraße, Hohenzollernschanze, Eitel-Friedrich-Brücke usw., darf man nicht als Produkte soldatensprachlicher Namengebung ansprechen, sie sind von den übergeordneten Stellen dekretiert worden. Und man würde einem großen Irrtum anheimfallen, wenn man sie als Zeugnisse für eine besonders patriotische Stimmung der Truppen verwerten wollte oder wenn man gar Momente der Heldenverehrung in solcher Namengebung wirksam sähe. Man kann kaum zu vorsichtig sein, wo es sich um scheinbar naive Schöpfung der Soldatensprache handelt. So hat man ihr gewisse Bezeichnungen wie Achselklappenwald, Dreiecks-wald, Amboßwald, Fünffingerhöhe als Zeugnis für einen die Erscheinung scharf und sicher fassenden Blick gutschreiben wollen. Aber diese Namen entstammen den Büros, das ist Armeesprache; es spricht schon Anschauung aus ihnen, aber Anschauung der Karten, nicht der Natur.

Nicht nur interessanter, sondern auch ergiebiger sind Beobachtungen, die man auf einem anderen Teilgebiet der Kriegssprache machen kann, das sind ihre Beziehungen zu den Sprachen der besetzten Länder. Hier kann die Sprachwissenschaft vielleicht das Wertvollste aus der Sprache des Feldes lernen. Denn hier ist ein Sprachmaterial erwachsen, wie es sich nur unter den besonderen Umständen des Krieges bilden konnte, und hier lagen Verhältnisse vor, die vielleicht vergleichbar sind mit Völkerberührungen in sehr weit zurückliegenden Zeiten. Was zunächst ins Auge fällt, ist auch hier wieder die Freude am scherzenden Spiel. Das Wort parti für 'weg, verschwunden' war z. B. völlig eingebürgert in der Soldatensprache; man sagte nicht nur ich mach parti 'ich mache mich aus dem Staube', sondern auch das ist parti von einem Dinge, das man suchte. Die Entlehnung stammt wohl schon aus den ersten Wochen des Krieges; viele Franzosen schrieben bei ihrer Flucht vor den Deutschen an die Haustür: parti[1]). Die Soldaten griffen das Wort auf und gebrauchten es zunächst natürlich als bewußten Scherz. Noch deutlicher tragen diesen Charakter gewisse tautologische Mischbildungen wie chapeau-Hut, château-Schlößchen, von denen übrigens nur diese letzte wirkliches Leben gewonnen zu haben scheint. Man darf sie nicht etwa auf eine Stufe stellen mit Bildungen wie 'Windhund', 'Lindwurm'; sie dienen nicht der Verdeutlichung, sondern sind dem Spieltrieb entsprungen. Gewisse Entlehnungen lenken das Interesse in eine andere Richtung. Il n'y en a plus war eine Antwort, die die Soldaten überall zu hören bekamen: in Läden, wo sie kaufen wollten, und häufiger noch in Häusern, wo sie requirierten. Dies naplü, wie die Soldaten es hörten, wurde von ihnen bei jeder möglichen Gelegenheit gebraucht: Hast du noch eine Zigarette für mich? Nein; Zigarette naplü! — Gibts noch was in der Kantine zu kaufen?

---

1) Theodor Imme, Die deutsche Soldatensprache der Gegenwart und ihr Humor (1917) S. 148.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Nein; alles naplü. Das Gegenteil von naplü war boku oder buko (= beaucoup); und wie es bisweilen Fettigkeiten buko gab, so gab es bisweilen auch Anschluß buko, d. h. andauernden Dienst[1]). Solche Beispiele lehren, wie der naive Mensch sich mit der fremden Sprache abfindet: er lernt nicht Vokabeln, sondern er faßt nur ungefähr den Sinn des fremden Ausdrucks auf; er ist deshalb hilflos beim syntaktischen Gebrauch des fremden Wortes. Daher der interjektionale Charakter vieler Entlehnungen, über den das Wort am leichtesten hinauskommt, wenn es äußerlich die Anlehnung an eine bestimmte Wortklasse gestattet. So stellte sich bei den Osttruppen neben das Adverbium dobsche 'gut!' bald das Adjektivum: das ist 'ne dobsche Sache. Lehrreich sind weiter die Bezeichnungen, die sich die Soldatensprache für die Gegner geschaffen hat. Dabei fällt vor allem ins Auge, daß die Benennungen des Gegners weit überwiegend der Sprache des Feindes entnommen sind. Nur für den Franzosen war ein ererbter deutsche Name, Franzmann, im Schwange. Freilich sind die aus fremder Sprache stammenden Namen nicht alle gleich zu werten. Auf der primitivsten Stufe stehen Benennungen wie Naplü, Ohlala, Parlewuh, Wulewuh für den Franzosen, die übrigens nur in begrenzten Kreisen Geltung hatten; sie gehören in den Bereich der Onomatopoesien. Hervorgehoben sei aus ihnen der Name Tulemong (nach dem französischen Sturmkommando: tout le monde en avant!): man nannte den Gegner nach dem Wort, das man in gespanntester Situation von ihm zu hören gewöhnt war. Etwas höheren Niveaus sind die Namen Mussiö für den Franzosen und Panje für den Russen, dies die herrschende Bezeichnung für den östlichen Gegner; sie ist aus dem Munde der polnischen Zivilbevölkerung aufgenommen worden und galt zunächst dem polnischen Zivilisten. Dagegen stammt der ebenfalls vielgebrauchte Name Ruski wohl unmittelbar aus russischem Munde; die Gefangenen werden die Vermittler des Wortes gewesen sein. Auf einer anderen Linie stehen die sehr beliebten Eigennamen: der Russe hieß Iwan, der Engländer Tommy, der Franzose Schang oder Schangel, wie er seinerseits unsern Soldaten Friedrick oder Fritz nannte. Hier wirken z. T. Einflüsse künstlicher Art, am greifbarsten bei Tommy. Denn unter dieser Bezeichnung war der englische Söldner ja auch vor dem Kriege schon bei uns bekannt. Sie ist von den Gebildeten in die Soldatensprache hineingetragen worden. — Leider stehen gerade für dies Kapitel der fremdsprachlichen Einflüsse noch nicht viel Beobachtungen zur Verfügung; aber schon die angeführten Proben lassen erkennen, daß gerade auf diesem Gebiet manche wertvolle, auch für Analogieschlüsse brauchbare Beobachtung wird zu machen sein.

Ich möchte überhaupt mit meiner wesentlich negativ gerichteten Kritik durchaus nicht so verstanden sein, als schiene mir eine wissenschaftliche Sammlung und Verarbeitung der Kriegssprache wertlose und unfruchtbare Arbeit. Sie soll nur warnen vor einer falschen Einschätzung, um nicht zu sagen Überschätzung dieses Sprachmaterials, wie sie sich nicht nur bei Dilettanten findet, sondern auch bei dem Wortführer der Münchener akademischen Pläne.

---

[1]) Karl Bergmann, Wie der Feldgraue spricht (1916) S. 33.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Um das Reichsamt der deutschen Sprache

Öffentlicher Vortrag in der Preußischen Akademie der Wissenschaften 1935

Wenn ich mich anschicke, zu einer umstrittenen Tagesfrage das Wort zu nehmen, muß ich vorweg bemerken, daß ich von keiner Gruppe, keinem Kreis offnen oder geheimen Auftrag habe; sondern ich spreche nur als Gelehrter, der gewöhnt ist, auch das sprachliche Leben der Gegenwart zu verfolgen, und der aus seinen eigenen Beobachtungen, Studien, Überlegungen seine ganz persönlichen Schlüsse zieht.

Die Frage des Deutschen Sprachamtes, an sich recht alt, ist brennend geworden seit dem Umbruch des Jahres 1933. Plötzlich stand sie wieder im Vordergrund, wie so viele andere ungelöste Fragen unseres öffentlichen Lebens. Es gab eine Flut von Artikeln, Abhandlungen und Entwürfen in Zeitungen und Zeitschriften; und wenn sie auch bis heute anhält, sie ist inzwischen soweit abgeebbt, daß man daran gehen kann, die Summe zu ziehen. Zwei durchgehende Züge mögen vorweggenommen werden, die sich in den öffentlichen Auslassungen vielfach wiederholten. Zunächst: man weist gern auf die früheren Ansätze zur Schaffung einer Akademie der deutschen Sprache hin (so nannten es ältere Zeiten gewöhnlich) und stellt es so dar, als wenn jetzt ein jahrhundertealter Traum der Deutschen in Erfüllung gehe oder gehen müsse, so wie auf politischem Gebiet im deutschen Einheitsstaat ein jahrhundertealter Traum seine Erfüllung gefunden hat. Es ist ja richtig: der Traum einer Deutschen Sprachakademie ist alt. Entsprungen ist er in den Sprachgesellschaften des 17. Jahrhunderts. Im 18. Jahrhundert haben die tätigsten Hände und die lebendigsten Köpfe sich seiner angenommen, Gottsched, Herder. Im 19. Jahrhundert hat ihm namentlich die Zeit um den Siebziger Krieg neuen Auftrieb gegeben. Aber dies ehrwürdige Alter ist ohne Beweiskraft. Geschichtliche Analogien helfen auf diesem Felde gar nichts, aus dem einfachen Grunde, weil die sprachliche Lage Deutschlands im 17. und 18. Jahrhundert eine ganz andere war als heute. Um nur den tiefsten Unterschied hervorzuheben: im 17. Jahrhundert und zu Gottscheds Zeiten noch war das größte Problem der deutschen Sprachlage und die größte Sorge der Sprachfreunde das Auseinander- und Gegeneinanderstreben verschieden gerichteter Schriftsprachen. Heute ist das keine Sorge mehr: die Einigung der deutschen Schriftsprache ist erreicht; zum mindesten stehen wir im fünften Akt des Schauspiels. Ihre schwersten Jahrhunderte also hat die deutsche Sprache ohne die Hilfe einer Sprachakademie überstanden; sie ist auch so zum vorbestimmten Ziel der Einigung ihrer hoch- und schriftsprachlichen Form gelangt. Aber

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

auch eine solche negative Auswertung der geschichtlichen Analogie ist unrecht. Gründe gegen, die ehemals gegolten haben mögen, dürfen für uns ebensowenig bedeuten, wie Gründe für. Wir haben die Frage des Sprachamtes vielmehr allein aus der sprachlichen Gegenwartslage und ihren Bedürfnissen zu beantworten; sie hat schon gegenüber dem 19. Jahrhundert ein sehr verändertes Aussehen.

Zum Zweiten: Es geistert durch die gegenwärtigen Erörterungen über das Sprachamt immer wieder das Vorbild der Académie Française. Diese französische Akademie ist eine Gründung des 17. Jahrhunderts und aus dem Geist des 17. Jahrhunderts. Man sah die Pflege der Sprache und die Pflege der Dichtung noch als einigermaßen übereinstimmende Aufgabe und wollte eine Reihe von sprachlichen und stilistischen Werken schaffen, die norm- und regelgebend dem einen wie dem andern dienten. Fertig geworden ist davon nur das Wörterbuch der Akademie, das zuerst im Jahre 1694 erschien und seither immer wieder neu aufgelegt worden ist. Nun ist es freilich nicht mehr so, daß das Wörterbuch der Akademie als unbedingt verpflichtend anerkannt würde. Es gibt auch in Frankreich Schriftsteller, die sich ihre Wörter und ihre Sprache selber machen (die Akademie hat mit Rousseau so wenig wie mit Zola anzufangen gewußt). Es gibt in Frankreich Gelehrte, die das Wörterbuch schon halbwegs als eine Kuriosität ansehen, und es gibt in Frankreich eine Öffentlichkeit, die sich allmählich über das Wörterbuch lustig zu machen beginnt. So wird es denn schwerlich noch einmal eine Erneuerung finden. Gleichwohl sollen die Wirkungen, die von ihm ausgegangen sind und die namentlich über den Schulunterricht fruchtbar wurden, nicht unterschätzt werden; aber sie dürfen auch nicht überschätzt werden. Bei uns finden sich Begeisterte, die die ganze Glätte, Klarheit, Genauigkeit, Gefälligkeit der französischen Sprache dem Wörterbuch der Akademie gutschreiben möchten. Aber so etwas pflegt aus tieferen Schächten emporzusteigen. Da verwechselt man doch wohl Ursache und Wirkung. Aber wie dem auch sei, darüber sollte man sich klar sein: es ist eine Ausländerei größten Maßes, wenn uns immer wieder die übernahme dieses Beispiels empfohlen wird. Und in eine Zeit, die unser Volk aus seiner besonderen volklichen Anlage heraus gestalten will, paßt das Beispiel einfach nicht mehr hinein. Die französische Akademie ist nämlich eine Ausgeburt französischen Geistes, wie man kaum eine echtere denken kann. Der Gedanke einer solchen Kodifizierung und Kanonisierung des guten Sprachgebrauchs ist bluthaft französisch. Dies Wertlegen auf die glatte, untadelige, anerkannte Form ist romanische Art. Es ist höchst bezeichnend, daß der Gedanke akademischer Sprachregelung nicht nur in Frankreich, sondern auch in Italien und Spanien, obwohl ungleich bescheidener, verwirklicht worden ist. Und ebenso bezeichnend ist, daß der Gedanke in England so wenig Gestalt gewann wie in Deutschland, wie in den Niederlanden, wo man doch eine sehr eigenständige und reine Sprache zu entwickeln wußte. Hier scheidet sich ganz deutlich die romanische Welt von der germanischen. Also so wenig wie die geschichtliche Analogie hilft uns das ausländische Beispiel. Es gibt nur einen Zugang zu dem Problem, und das ist die Deutung unserer sprachlichen Gegenwartslage.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Mir scheinen, wenn ich weniger Wichtiges übergehe, drei Züge vor allem für den gegenwärtigen Zustand unserer Sprache und unseres Sprachlebens bezeichnend zu sein. Das erste ist, was ich 'Veröffentlichung' der Sprache nennen möchte; das Wort ist nicht gut, aber ein besseres ist schwer zu finden (und 'Publikanisierung' möchte ich nicht sagen). Wir müssen etwas ausholen, um uns über den Begriff klar zu werden. Die reichentwickelte Sprache eines großen Volkes, wie des deutschen, strebt in ihrem natürlichen Wachstum nicht nur zu Ausgleichungen, sondern auch zu Besonderungen. Es gibt oder gab bei uns (wenn wir den Vorgang der Veröffentlichung fürs erste einmal ausschalten) eine Sprache des flachen Landes, das sind die vielgespaltenen Mundarten. Darüber liegt die Sprache der kleinen Landstädte, darüber die der größeren und großen Städte. Die Vielgestaltigkeit der Sprache verringert sich in dieser Pyramide von unten nach oben: am buntesten ist das mundartliche Leben in der untersten Ebene, je weiter nach oben, um so mehr verblaßt es. Innerhalb jeder Lage aber gibt es verschiedene soziale Schichten, verschiedene Berufe und Betätigungen. Sie haben alle ihre sprachlichen Sonderheiten, vielfach sogar ihre Eigensprache: man denke an die Sprache des Handels, der Technik, von den gelehrten Fachsprachen nicht zu reden. Wenn man die Dinge so sieht, muß man die Pyramide auf die Spitze stellen: dann steigert sich die Vielgestaltigkeit von unten nach oben. Diese Vielformigkeit der Sprache, diese Schichtung, Fächerung und Zerlegung in Sprachlagen, Sprachgruppen und Sprachkreise landschaftlicher, gesellschaftlicher, beruflicher Art ist ein natürlicher Zustand jeder entwickelten Kultursprache, der als solcher unaufhebbar ist.

Was unsere heutige Sprachlage kennzeichnet, ist ein Verschwimmen oder Verschwinden der Grenzen innerhalb der Vielgestaltigkeit, und hervorgerufen wird es eben durch den Vorgang der Veröffentlichung der Sprache. Es lebt nicht mehr jede Sprachschicht, jeder Sprachkreis ruhig, beinahe unbewußt und unangetastet in sich, sondern er muß sich einstellen oder umstellen auf eine lingua publica, die sich mit der lingua communis überschneidet, aber nicht deckt. Um ein paar Beispiele zu geben: Gewisse Zweige der Industrie, der Technik dringen heute bis ins kleinste Dorf, ja in jedes kleine Dorf. Die technische Sprache dieser Zweige gewinnt eine ungeahnte Öffentlichkeit; Wörter wie Transformator, Traktor und dergleichen werden öffentliche Wörter, mit denen auch der Bauer sich abzufinden hat, so oder so. — Gewisse auch sprachlich schwer zu bewältigende Wissenschaftsgebiete, Physik, Chemie, neuerdings Erblehre, haben Eingang gefunden in die Schulbücher und werden damit öffentlich. — Die Sprache der Philosophie ist im Durchschnitt heute gewiß nicht schlechter als zu Zeiten Kants, aber heute bemerkt man mißfällig, daß hier eine sprachliche Sonderform, eine Sondersprache mit eignem und schwer verständlichem Wortschatz ihr Wesen treibt, weil auch die Philosophie mehr und mehr ins Getriebe der lingua publica hineingezogen wird. — Man denke an unser öffentliches Leben: Unzählige Sprachträger werden heute vor Sprachaufgaben, auch solche der lingua publica, gestellt, die in einen anderen Sprachkreis fallen als den, dem diese Sprecher eigentlich zugehören und in dem sie sich sicher fühlen. Unzählige Sprachträger werden

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

ohne Wissen und Willen aus den verschiedensten Richtungen von dieser lingua publica angegriffen und in ihrem natürlichen Sprachleben gestört, manchmal geradezu zerstört. Als Beispiel dazu mögen ein paar Sätze aus einem Briefe dienen, den vor kurzem eine Berliner Schulleiterin von dem Vater einer Schülerin erhielt:

'Ich bedaure, die vorhandenen unrichtigen Dinge in bezug meiner Tochter, meiner gesundheitlichen Depression wegen mit Ihnen nicht persönlich bearbeiten zu können. Ihre begründeten Unterlagen sind unwahr, womit Sie meine Frau kloformartig betäubt haben. Sie geben unrichtig vor, meine Tochter hat durch Unzucht Schulpflichtstunden versäumt.... Die fehlenden Stunden der genannten, kann ich voll und ganz verantworten. Sie wurden für den Rundfunk und Schallplatten der Allgemeinheit verwendet. Nach Beschluß der Musikkammer darf diese Zeit von allen Schulen nicht als versäumt angerechnet werden. Durch Ihre Inducierende Einwirkung auf meine Frau, bin ich gezwungen, Ihnen nachzuweisen, daß meine Tochter nicht eine Sekunde unrichtig versäumt hat. Bedaure, daß Sie als Leiterin der Anstalt den Vorgang der hier infrage kommenden Schülerin so absurd beurteilen, muß Ihre Angaben als grobe Unrichtigkeiten zurückweisen....'

Das Beispiel ist sehr grell, aber auch insofern lehrreich, als es spüren läßt, wer die mächtigsten Träger dieser Veröffentlichung der Sprache sind: die Zeitung nämlich und ihr gesprochenes Gegenstück, der Rundfunk. Was der Rundfunk einmal für die Entwicklung unserer Sprache bedeuten wird, ist noch gar nicht abzusehen. Nur die Richtung seiner Wirkungen ist klar. Im Rundfunk gewinnt heute die Sprache den höchsten Grad von Öffentlichkeit; sie gewinnt Möglichkeiten einer Einebnung der Unterschiede zwischen den Sprachkreisen, namentlich auch den landschaftlichen Sprachkreisen, von denen man sich vor dreißig Jahren nichts träumen ließ. Heute hämmert dem Uckermärker Bauer Tag für Tag sein Lautsprecher eine blutleere Berliner Rundfunksprache ein. Auf die Länge gesehen kann es gar nicht ausbleiben, daß das seine eigene Sprache umbildet. Das erste große Ergebnis dieses Öffentlichwerdens der Sprache, das natürlich seit Jahrzehnten sich vorbereitet, sind Konflikte, Spannungen, Unsicherheiten überall, namentlich bei denen, die nicht mehr unbefangen und stark genug sind, aus ihrem Sprachkreis heraus sprachlich zu leben.

Das zweite große Merkmal ist die 'Verwirtschaftlichung' unserer Sprache. Wir kennen das Schlagwort: 'Die Wirtschaft ist das Schicksal', ein Schlagwort, gegen das sich das neue Deutschland Gott sei Dank mit aller Kraft zur Wehr setzt. Auch für unsere Sprache ist die Wirtschaft ein Schicksal, dem wir uns, in Grenzen, gar nicht werden entziehen können: ein großer, unentrinnbarer Lebensvorgang in unserem Volkskörper, unserer Volksgeschichte drängt zu dem entsprechenden sprachlichen Ausdruck. Wir müssen dabei das Wort Wirtschaft in denkbar weitestem Sinn nehmen und alles darunter verstehen, was mit Technik, Industrie, Handel, Wandel und Verkehr zusammenhängt. Es ist nicht möglich, in diesem Rahmen auch nur eine ungefähre Vorstellung davon zu geben, wie tief die Verwirtschaftlichung unsere Sprache angreift, wie sie alle Felder der Sprachformung berührt, die Wort-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

wahl ebenso wie die Wortbildung, die Wortordnung, den Stil. Vor dreißig Jahren sagte man: 'von 1900 ab', heute sagt man: 'ab 1900', 'ab 3 Uhr'. Und der Gebrauch greift aus dem Zeitlichen auch aufs Örtliche über: 'ab Augsburg war die Straße gut'. Was bedeutet das? Eine Eigenheit des Geschäftsbriefes verschafft sich Eingang in die Gemeinsprache; und sie wird sich sicher durchsetzen, soweit sie sich nicht schon durchgesetzt hat. Das ist ein winziges Beispiel, aber es deutet immerhin eine Richtung an, die für die verwirtschaftlichte Sprache von besonderer Bedeutung ist, das ist ihr Streben nach Kürze, und zwar nach Kürze um jeden Preis. Sieht man die Dinge aufs Ganze hin an, so muß man sagen: eine Sprachform, die ursprünglich eine Sondersprache im Sprachganzen ist (nämlich die Sprachform des Kaufmanns, der Wirtschaft), ist heute auf dem besten Wege, unserer Gemeinsprache ihre Züge einzuprägen. Nun bildet sich aber diese Sondersprache nach Gesichtspunkten, die man nicht zu Leitsternen für die allgemeine Sprachentwicklung machen möchte. Ihre Richtlinien sind: Kürze, Sparsamkeit, Treffsicherheit des Ausdrucks; aber leider auch: Gespreiztheit, Lautheit, Effekt, Reklame, Propaganda. Auf diese zweite Linie gehört die Fremdwörterei der verwirtschaftlichten Sprache, die ganz wesentlich unter dem Gesichtspunkt des Auffallenden, Neuartigen, Abstechenden, eben der Reklamewirkung, verstanden werden will. Auf die erste Linie gehört der Kurzstil, die Neigung, auf Beugungs- und Ableitungsmittel mehr und mehr zu verzichten, der Hang, die Wörter wie rohe Blöcke nebeneinander zu fügen; also: 'Elektrizitätswerk Mark' statt 'Märkisches Elektrizitätswerk', 'Grube Sulzbach' statt 'Sulzbacher Grube'. Eine Neigung übrigens, die heute durch alle europäischen Sprachen geht, weil sie alle unter dem gleichen Schicksal der Wirtschaft stehen. Es scheint sicher, daß wir, auf weitere Sicht gesehen, gewisse Neu- und Umformungen werden hinnehmen müssen, die von der verwirtschaftlichen Sprache ausgehen. In jedem Fall rührt sie tiefer an unser gegenwärtiges Sprachleben als eine andere Sonderform der Sprache, die früher zeitweise von ihrem Eigenbereich aus die Gemeinsprache bedrohte, das ist die Juristensprache, das Amtsdeutsch.

Der dritte bezeichnende Zug der gegenwärtigen Sprache ist ihr ungeheurer Bedarf an neuen Ausdrucksmitteln, besonders an neuem Wortgut. Und wieder ist der Kaufmann der größte Verbraucher. Man denke an die chemische Industrie: jeder Tag bringt neue Erzeugnisse, und alle wollen einen Namen, vielfach einen öffentlichen Namen. Und sind es nicht neue Dinge, so sind es neue Begriffe, die ihren Namen fordern. Auch wer ein grundsätzlicher Gegner des Fremdwortes ist, das sich hier stets als gefälligster Helfer einstellt, muß sich doch fragen, wie unsere Sprache auf die Dauer dem immer steigenden Bedürfnis nach neuen Ausdrucksmitteln genügen soll, ohne Schaden zu leiden. Nun hat unsere Sprache durchaus noch ihre Zeugekräfte; mit der 'Verkalkung', die auch sie sich neuerdings nachsagen lassen muß, ist es noch nicht so arg. Sie hat das wundervolle Mittel der Wortzusammensetzung: 'Rundfunk', 'Flugzeug', 'Kraftwagen' — aber 'Kraftwagenführer' ist schon zu schwer. Auch dies Mittel hat seine Grenzen in sich; und wenn man es gar zu sehr anstrengt, führt das entweder zu einer sprachlichen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Inzucht, oder es führt zu schwerfälligen Haufenwörtern, die die grobe Abkürzung geradezu herausfordern: 'Selbsthilfebund der Körperbehinderten', gleich SBK. Menschen mit sprachlichem Feingefühl verlangen deshalb, man solle es statt der gehäuften Zusammensetzungen mit Neubildungen aus Grundwörtern versuchen. Schon Goethe hat das gelegentlich empfohlen: 'Warum sollten wir uns nicht des Ausdrucks bedienen: die Hühner stengeln, sie setzen sich auf die Stangen' (er ist angeregt durch französisch perche 'Stange', das ein Verbum percher neben sich hat). 'Mir kommt diese Art viel vorzüglicher vor, als wenn man entweder durch Vorsetzung der kleinen Partikeln oder durch Zusammensetzung Worte bildet.' Es ist lehrreich, daß auch neuerdings gerade Dichter wieder diesen Weg empfehlen.

Nun scheiden ja gewisse, und zwar die anspruchsvollsten und habgierigsten Gebiete bei diesem Bedarf an Neuwörtern aus. Man hört freilich auch Stimmen, die nach einer Eindeutschung der wissenschaftlichen Fachsprachen rufen. Aber es wäre ein Unding und gar kein Dienst an der deutschen Sprache, wenn man von der Mathematik oder der Chemie oder der theoretischen Physik verlangen wollte, daß sie sich mit all ihren Eigenwörtern aus dem Deutschen bedient. Es gibt nämlich auch Dinge, für die die deutsche Sprache zu schade ist. Die Kunstausdrücke in den Fachsprachen haben etwas Starres, Festgelegtes, Unveränderliches; das natürliche deutsche Wort aber ist ein lebendiges Wesen, wachsend, schillernd, oft mehrgesichtig. Es ist durchaus keine dankbare Rolle für ein deutsches Wort, ein unbeweglicher, entlegener, nur für einen kleinen Kreis von Fachleuten vorhandener Fachausdruck zu werden. Das Bild ändert sich aber sofort, wenn es sich um Fachausdrücke oder Fachgebiete handelt, an denen die lingua publica ihren Anteil gewinnt oder fordern darf. Denn die öffentliche deutsche Sprache soll nach Menschenmöglichkeit deutsch sein. Es liegt deshalb im Zuge eines gesunden Sprachlebens, wenn man in der Erblehre neuerdings versucht, wenigstens die Hauptbegriffe auf deutsch zu prägen. Aber das ist begreiflicherweise ein ganz künstliches Geschäft.

Und so ist es oft und oft ein künstliches Geschäft, wenn wir versuchen, den Bedarf an Ausdrucksmitteln unserer heutigen Sprache zu decken. Es ist nicht ungefährlich, wenn man einfach dem Kaufmann dies Geschäft überläßt. Die verwirtschaftlichte Sprache ist zwar sehr behende im Wortschaffen; sie treibt sogar neue Wortbildungselemente hervor, z. B. das jüngste deutsche Suffix -ag (gleich Aktiengesellschaft): Hapag, Hanomag, Kraftag, Preußag, Bewag, Gepag, Aboag ... Solche Schöpfungen mögen den Bedürfnissen und dem Geschmack der Wirtschaftsfrage genügen. Sie genügen aber nicht den Anforderungen und dem Geist der Gemeinsprache, in die sie sich drängen. Es ist nicht damit getan, daß man den Unfug schilt, man muß seine tieferen Gründe erkennen. Nur dann gewinnt man die Möglichkeit zu Abwehr-, Einschränkungs- und Vorbeugungsmaßnahmen.

Es braucht kaum ausgesprochen zu werden, daß die drei Erscheinungen der Veröffentlichung, Verwirtschaftlichung und des Hungers nach Ausdrucksmitteln, die das Besondere unserer sprachlichen Lage ausmachen, vielfach miteinander zusammenhängen; das verstärkt den Schaden und erschwert die Ab-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

hilfe. Aus dieser Lage ergibt sich eine Unsicherheit, Entwurzelung und Verkünstlichung des sprachlichen Lebens, wie sie so noch niemals in unserer Sprachgeschichte dagewesen ist. Diese unsicher gewordene und künstlich werdende Sprache darf man nicht sich selber überlassen. Die Lage ruft gebieterisch nach Sprachbeobachtung und Sprachpflege. Aber es ist klar, daß uns geschichtliche Vorbilder (und auch die französische Akademie ist ein längst geschichtlich gewordenes Vorbild) nicht helfen können: wir müssen die Form selber schaffen.

Die Stimmung in der Öffentlichkeit spricht außerordentlich stark für ein Sprachamt; Stimmen dagegen wagen sich kaum hervor, woraus man freilich nicht schließen darf, daß es sie nicht gäbe. Bei den Plänen, die man entwirft, bei den Wünschen und Forderungen, die man an das Sprachamt richtet, gehen die Meinungen freilich erheblich auseinander. Es sind zumeist Forderungen, bei denen der Tieferblickende sieht, wie sie aus unserer sprachlichen Gesamtlage erwachsen, oft aber nur einem Teilbedürfnis dieser Gesamtlage gerecht werden, manchmal auch nur einem eingebildeten Bedürfnis zu entsprechen suchen. Am stärksten ist offenbar der Wunsch nach Festlegung schwankenden Sprachgebrauchs. Er meldet sich zumeist bei Leuten, die nicht mehr ruhig in ihrer begrenzten Sprache leben, sondern in die lingua publica hineingeworfen werden. Nun werden sie unsicher und fragen: 'Heißt es die Lichte oder die Lichter? Was ist richtig: Augsburger Tagblatt oder Berliner Tageblatt? Sagt man Preßfreiheit oder Pressefreiheit? den Nachbar oder den Nachbarn? der Schneid oder die Schneid? trotz dem Kriege oder trotz des Krieges?' Man soll solchen Fragern ein einfaches Stilwörterbuch und eine brauchbare Grammatik in die Hand geben. Wer in sich selbst die Sprachregel nicht mehr hat oder ihr nicht mehr traut, hat allen Anspruch auf Hilfe und Beratung. Es schadet auch gar nichts, wenn diese Beratung gelegentlich eindeutiger eine bestimmte Form empfiehlt, als es der lebende Sprachstand rechtfertigt: dem sprachlich Unsicheren ist nur mit einem festen Stab geholfen. Und wer mag, soll sich daran halten. Aber es wäre natürlich ganz verfehlt, auf Grund solcher Wünsche einem Sprachamt die Aufgabe zuzuweisen, den Sprachgebrauch festzulegen. Denn das hieße, aus der lebenden eine tote Sprache machen. Die Sprache ist ja in unaufhörlichem Fluß; sie ist gesund nur, solange sie sich bewegt; und die Stellen des Schwankens, der doppelten Möglichkeit sind immer die Stellen, wo die Sprache wächst. Was besagen die kleinen Nöte, die dem einzelnen Sprachträger, zumeist dem weniger sprachmächtigen, erwachsen, was besagen gar die Nöte, die dem deutschlernenden Ausländer aus solchen Sprachschwankungen erwachsen, gegenüber der großen Tatsache, daß wir unsere Sprache in ihren tiefen Werdekräften lebendig halten müssen.

Andere Wünsche, die übertrieben sind, bewegen sich auf der Linie einer Vereinheitlichung der Aussprache. Auch sie sind nicht neu: schon vor Jahrzehnten hat es Apostel einer deutschen Einheitsaussprache gegeben. Aber es ist begreiflich, daß sie sich heute wieder melden, wo wir im Zeitalter des Rundfunks stehen, der auch dem gesprochenen Wort eine ungeahnte Öffentlichkeit gibt. Früher war es kein Notstand, daß auch der gebildete Schwabe anders

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

sprach als der gebildete Bayer oder Leipziger oder Königsberger. Heute scheint es ein Notstand zu werden, wenigstens wenn man die Maßstäbe des Rundfunks anlegen wollte. Daß die Pflege des gesprochenen Wortes in Deutschland bislang ungebührlich zurückgestanden hat und daß die Bestrebungen anzuerkennen sind, die auf Sprecherziehung hinzielen, ist keine Frage. Eine sehr große Frage aber ist, wieweit diese Sprecherziehung ein Recht hat, gewachsene Lautungen durch künstliche, angeblich bessere zu ersetzen einer äußeren Vereinheitlichung oder gar einer abstrakten Schönheit zu Liebe. Man muß sich auch hier darüber klar sein, daß eine Sonderform der Sprache nicht ohne weiteres den Anspruch erheben darf, für alle Sprachträger (oder doch weite Kreise von ihnen) verbindlich zu sein. Und eine Sonderform ist doch die Kunstsprache, wie sie die Berufssprecher der Bühne, des Vortragssaales, des Rundfunks uns vorsetzen. Auch auf diesem Felde sind die Schwankungen, die Unterschiede das Leben, und die künstliche Einheit wäre der Tod. Es ist ein merkwürdiges Widerspiel: wir freuen uns heute der stammheitlichen Besonderungen, des landschaftlichen Reichtums nicht nur in Sitte, Tracht, Leben des Volkes, sondern auch in hohen Kulturäußerungen. In der Sprache aber soll das alles für nichts gelten. Dabei vergißt man noch eins, daß nämlich das gesprochene Wort (unendlich stärker als das geschriebene) der einzelnen Persönlichkeit verhaftet bleibt. Es ist ein Ausdruckselement von ihr, wie Bewegung, Haltung, Mienenspiel, und hat geradezu Anspruch auf eine persönliche Note. Man sollte meinen, daß das Besondere und Sprechende dieser persönlichen Note viel wertvoller ist als eine allgemein verbindliche, nach einem künstlichen Schönheitsrezept zurechtgemachte Hochsprache. Also auch hier muß es heißen: Pflege nur, soweit Pflege von nöten ist; im übrigen aber: wachsen lassen. Für die Sprachträger und Sprachkreise, die von der lingua publica eingemeindet werden, ist eine natürliche Ausgleichsbewegung auch in Lautungsdingen in vollstem Zuge; sie braucht gar nicht von Amts wegen unterstützt zu werden. Man kann sich nur schwer eine Vorstellung davon machen, welche ungeheuren Fortschritte dieser Ausgleich in den letzten hundert Jahren gemacht hat. Noch Goethe hatte eine Sprechsprache, die ihn heute in jeder gebildeten Gesellschaft unmöglich machen würde.

Dann soll das Sprachamt unsere Rechtschreibung verbessern, ein Wunsch, der namentlich im Jahre 1933 so lebhaft und ernsthaft geäußert worden ist, daß schon die Verleger unruhig wurden. Überhaupt will diese Forderung stark von der wirtschaftlichen Sicht der Sprache aus betrachtet werden. An sich ist das ein Gebiet, das durchaus einer amtlichen Regelung zugänglich ist. Unsere Rechtschreibung hat sich auf amtliches Geheiß gewandelt, sie hat die eine oder andere schwache Stelle, sie kann sich gern wieder einmal ändern. Aber man überschätze das nicht: die Rechtschreibung ist doch nicht die Sprache, sondern das Kleid über dem wachsenden Leib der Sprache. Gewiß, es kann einmal unmodern werden; aber allzuviel ist nicht daran gelegen, ob ein Fältchen so oder anders läuft. Und ganz sicher ist, daß wir heute brennendere Sprachsorgen haben als eine Erneuerung der Orthographie.

Sehr berechtigt sind dagegen nach dem Bilde unserer sprachlichen Lage, das wir uns eingangs vor Augen stellten, die Forderungen nach Sprach-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

beratung, Sprachüberwachung und sinngemäßer Weiterbildung der Sprache, die auch in der öffentlichen Erörterung im Vordergrunde stehen. Nur sind diese Aufgaben leichter zu stellen als praktisch zu lösen. Nehmen wir nur den gröbsten Schädling, dessen Bekämpfung in diesen Bezirk fallen würde, das Fremdwort. Wenn wir das Sprachamt haben, wie soll es von Amts wegen mit ihm fertig werden? Es geht wirklich nicht so einfach, wie kürzlich (übrigens nach älterem Muster) wieder gefordert worden ist, daß man das Fremdwort kurzerhand unter Steuer oder Strafe stellt.

Von den sonstigen Wünschen, die man dem Sprachamt mitgibt oder mit denen man die Forderung des Sprachamtes begründet, sei nur noch einer herausgehoben, weil es sich da um ein sehr ernsthaftes Anliegen handelt, das ist die Werbung für die deutsche Sprache im Ausland. Man könnte damit eine zweite Aufgabe verbinden, das wäre die sprachliche Betreuung und Unterstützung des Auslandsdeutschtums. Hier bietet sich zweifellos eine Aufgabe von höchster kulturpolitischer, ja nationalpolitischer Bedeutung, der unter allen Umständen genügt werden muß. Die Frage ist nur, ob sie nicht so groß und so eigenrichtig in sich ist, daß sie von einer eigens dafür bestimmten Stelle nach besonderen Richtlinien mit gesammelter Kraft angegriffen werden müßte.

Es gibt nun, wenn man die Zeitungen verfolgt, noch hundert andere Gründe, um nach dem Sprachamt zu rufen. Da melden sich die deutschen Monatsnamen wieder, für die seit vielen Jahrzehnten geworben wird, ohne daß die Werbung sichtliche Fortschritte machte. Offenbar empfindet das allgemeine Sprachbewußtsein die Monatsnamen zu sehr als gängige Verkehrswörter, als daß ihm daran läge, sie mit so viel Sinn- und Gefühlsgehalt zu füllen, wie er den vorgeschlagenen deutschen Ersatzwörtern gutenteils eigen ist. Oder die deutschen Blumennamen rufen um Hilfe, die in Gefahr sind, von lateinischen überwältigt zu werden. Auch das ein Beleg für die Folgen der 'Veröffentlichung' der Sprache. Solange der Erfurter Züchter seine Gewächse nur in Thüringen verkaufte, konnte er mit deutschen Namen durchkommen; nun er seine Preislisten über ganz Deutschland schickt, ist er bis zu einem gewissen Grade genötigt, von deutschen Benennungen abzusehen wegen der außerordentlich starken landschaftlichen Unterschiede, die gerade die Benennung der Pflanzen aufweist. Wenn heute der Gärtner seine Pflanzen nur noch lateinisch nennt, so ist wieder eine besondere Form der lingua publica in sein natürliches Sprachleben eingedrungen und richtet da Verwüstungen an. Das ist gewiß eine Sache, die man beachten soll; aber es ist nur die kleine Teiläußerung eines Leidens, das viel allgemeiner ist und viel weitere Kreise zieht. Kurz, wo jemanden sprachlich der Schuh drückt, ruft er nach dem Amt. Bestrebungen allerverschiedenster, ja zum Teil widersprechender Art erhoffen von ihm das Heil. Wenn man ihm den Schutz der Mundarten zuschreiben will und auf der anderen Seite die Pflege hochsprachlicher Lautung, wie manche sie (mit einer ausgesprochenen Spitze gegen das Mundartliche) meinen, so wäre das ein solcher Widerspruch.

Ich bekenne mich zu den Jasagern, aber gerade darum wage ich es auszusprechen: wenn wir das Sprachamt haben, es wird manchen enttäuschen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Die Sprache ist gewiß künstlichem Eingriff offen; fragt sich nur, wie tief dieser Eingriff dringt. Die unteren Schichten, wo die großen Notwendigkeiten dem Wachstum der Sprache diese oder jene Richtung geben, erreicht er nicht. Etwas von Oberflächenarbeit wird immer dabei bleiben. Und mancher Mißerfolg, manches fruchtlose Mühen erklärt sich eben daher, daß die tiefere Notwendigkeit stärker ist als der menschliche Wille: da wird es der Sprachpflege nicht anders gehen als so vielem, woran der Mensch sich versucht. Aber solche Überlegungen dürfen uns nicht müde machen, die beste Form für die künstliche Sprachbeeinflussung zu suchen.

Als im Jahre 1926 die 'Sektion für Dichtkunst' bei der Akademie der Künste geschaffen wurde, die vielberufene 'Dichterakademie', erklärte der erste Präsident, daß die Akademie nicht nur das dichterische, sondern auch das sprachliche Gewissen der deutschen Nation zu verkörpern habe. Die Akademie hat später auch ein 'Sprachamt' eingerichtet, das von einem bekannten Dichter verwaltet wird, ohne daß aber jene Wirkungen ins Breite zu spüren wären, auf die hier alles ankommt. So anerkennenswert das sprachliche Verantwortungsgefühl ist, das aus dem Schritt der Akademie spricht, dieser Weg kann nicht zum Ziel führen, und zwar aus tiefen inneren Gründen nicht. Es mag ketzerisch klingen, aber die Ketzerei muß einmal ausgesprochen werden: Es geht nicht an, so ausschließlich, wie es oft geschieht, den Dichter als den Mann hinzustellen, der die Sprache eines Volkes, ihre Pflege und Fortbildung in der Hand hat; und es geht nicht an, so selbstverständlich, wie es oft geschieht, die Dichtersprache als vorbildhaft und richtunggebend für die allgemeine Sprachentwicklung hinzustellen. Je mehr einer ein Dichter ist, um so persönlicher, um so einmaliger ist seine Sprache; sie ist der Marmor, aus dem er seine eigenen Formen herauszuschlagen hat. Etwas ganz anderes ist die Schriftstellersprache: sie hat den Ruhepunkt nicht im Persönlichen, sondern im Allgemeingültigen. Und wenn in jener die persönlichen, so wirken sich in ihr mehr die soziologischen Kräfte der Sprachbildung aus. Die Schriftstellersprache hat eher einen Zug zum Beispielhaften, Richtunggebenden. Nun sind freilich viele Dichter auch Schriftsteller, das verschwierigt die Frage etwas; doch ist die Bindung durchaus keine notwendige. Es gibt Dichter, die nichts als Schriftsteller sind; aber es gibt auch Dichter, die gar kein Zeug zum Schriftsteller haben. Der Schluß ist klar: Wollte die Dichterakademie die Aufgaben einer Sprachakademie übernehmen, hielte sie sich für die eigentlich berufene Stelle, so ergäbe das einen Widersinn in sich. Sie würde damit bekennen, daß nicht der Dichter, sondern der Schriftsteller in ihr die Oberhand hat. Und wenn die Franzosen sich eine Akademie der Sprachregelung geschaffen haben — mit einiger Zuspitzung könnte man sagen: sie bekunden damit, daß sie nicht ein Volk der Dichter, sondern eher ein Volk der Schriftsteller sind.

Ein anderer, sehr ernsthafter Versuch, zu einem Sprachamt zu gelangen, ist vor zwei Jahren von München aus unternommen worden. Man dachte sich die Sache als eine große Organisation; alle möglichen Vereine, Verbände, Gesellschaften, denen an der Beeinflussung unseres Sprachlebens gelegen ist, sollten zu gemeinsamer Arbeit zusammengefaßt werden. Also

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

der Deutsche Ausschuß für Sprechkunde und Sprecherziehung, der Deutsche Sprachverein, die Deutsche Akademie in München, die sich um die deutsche Sprachwerbung im Ausland bemüht, die Reichsrundfunkgesellschaft, der Deutsche Bühnenverein, die Gesellschaft für deutsche Bildung, Standesvertretungen der Schule und andere mehr. Das Sprachamt wäre also eine Dachorganisation geworden, eine Reichsumschlag- oder Reichsmittelstelle für alle Fragen der Sprachpflege. Es wäre nicht mehr ein Körper gewesen, der aus dem Kern einer eignen sprachlichen Aufgabe heraus gelebt hätte, und da liegen die Bedenken. Mit einer bloßen weiträumigen Organisation ist auf diesem Felde wenig genug geschehen. Der Plan hat sich inzwischen auch totgelaufen, so sehr man wünschen möchte, daß gesunde Teilgedanken, die in ihm steckten, auf anderen Wegen ihre Erfüllung finden.

Statt dessen ist vor kurzem durch einen schnellen Entschluß des Reichsinnenministeriums ein 'Sprachpflegeamt' geschaffen worden. Es ist gut und klug, daß dieser Schritt geschah. Schon der Titel, der nicht die herrische Gebärde eines 'Reichsamtes der deutschen Sprache' aufsetzt, hat etwas Wohltuendes. Das Sprachpflegeamt ist von vornherein als eine vorläufige, als eine übergangs- und Entwicklungsform gedacht; anders kann es auch gar nicht sein. Ein deutsches Sprachamt müßte selbstverständlich darauf bedacht sein, in eine volle übereinstimmung mit den sprachlichen Bemühungen und Notwendigkeiten Österreichs und der Schweiz zu kommen. Sonst beschwört man die Gefahr einer Auseinanderentwicklung der deutschen Gesamtsprache herauf, die Gefahr eines Zerbrechens der in jahrhundertelangen Kämpfen mühsam errungenen Einheit der deutschen Schriftsprache. Von einer solchen übereinstimmung mit Österreich und der Schweiz sind wir noch entfernt; deshalb war für den Augenblick nur eine vorläufige Lösung möglich. Es wird alles davon abhängen, welche Entwicklung das Sprachpflegeamt nimmt. Da darf man es als glückliche Vorbedeutung ansehen, daß der hohe Ministerialbeamte, der das Amt gegründet hat und ihm vorsteht, zugleich Vorsitzender des Deutschen Sprachvereins ist.

Damit tritt endlich eine Größe in unseren Gesichtskreis, die beanspruchen kann, daß in diesen Dingen nichts über ihren Kopf geschieht. Der Sprachverein wird heuer fünfzig Jahre alt. Gegen was für Widerstand und was für Unverstand hat er sich durchsetzen müssen! Wie ist er angegriffen und bespöttelt worden! Aber es gehörte ein ordentliches Maß von Kurzsichtigkeit dazu, wenn man noch heute bei der Ablehnung verharren wollte. Freilich finden auch wohlmeinende Beurteiler des Sprachvereins, daß seine Bemühungen manchmal etwas zu Harthändiges und Handwerkerliches, seine Versuche öfter etwas Gewagtes und Gewaltsames haben. Wogegen zu sagen wäre, daß man nicht alles, was im Namen des Sprachvereins geschieht, dem Sprachverein zuschieben darf. Zu jeder Bewegung, die im Angriff ist, gehören Leute, die vorprellen, und Schützen, die übers Ziel schießen. Aber selbst wenn die Kritiker recht haben, wer kann über solchen Schwächen, über gelegentlichen Fehlgriffen und überschärfen den ungeheuren Segen verkennen, der unserem Sprachleben durch die Wirkung des Sprachvereins erwachsen ist. Es ist mir eine Freude, das gerade von diesem Katheder aus einmal aus-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

drücklich festzustellen. Es ist nicht unrichtig, wenn man es in Kreisen des Sprachvereins als einen Sieg der eignen Sache, als ein Aufgehen mühevoll gestreuten Samens ansieht, daß in unseren Tagen ein neues sprachliches Verantwortungsgefühl immer greifbarer seine Früchte trägt. Tatsächlich ist es so, daß wir ein recht wirksames Sprachamt *haben*, das eine Fülle von Möglichkeiten künstlicher Sprachbeeinflussung durchprobiert hat, ein Amt, das gerade die drei Dinge, die auch bei der gegenwärtigen Erörterung wieder mit Recht im Vordergrunde stehen, seit Jahrzehnten übt: Sprachberatung, Sprachbeobachtung, Hilfe bei der sinngemäßen Weiterbildung unserer Sprache. Alle Vernunft spricht dafür, sich die Erfahrungen einer solchen anerkannt erfolgreichen Stelle zunutze zu machen.

Ja, wendet man ein, aber es ist eben ein Verein, von Privatleuten getragen und auf private Wege der Beeinflussung angewiesen. In einer der Besprechungen, die vor zwei Jahren dem Gedanken des Sprachamtes Gestalt zu geben suchten, fiel der Satz: 'Der Verein ist die organisatorische Form des 19. Jahrhunderts, auch wenn es einem öffentlichen Zweck galt, die Form des 20. Jahrhunderts ist das Amt.' An diesem Einwand ist unzweifelhaft etwas Richtiges, aber doch in begrenztem Sinn. Was das Amt braucht, ist nicht die staatliche Macht, um Entscheidungen durchzusetzen, verbindliche Regelungen zu treffen, die gar zu leicht Maßregelungen der Sprache werden können; sondern was das Amt braucht, ist der staatliche Rückhalt, um die Beratungs-, Aufklärungs- und Werbetätigkeit in die weitesten Kreise zu tragen und ihr Nachdruck zu geben. Ein 'mit Befehlsgewalt ausgestattetes Amt', das 'bindende Entscheidungen' zu treffen hätte, ist ein Unding und wird schon deshalb nicht kommen, weil es nicht kommen *kann*. Das schließt natürlich nicht aus, daß der Sprachunsichere in einem Sinn beraten wird, der ihm die Entscheidung abnimmt und ihn bindet. Aber den Sprachsicheren binden nach Entscheidungen, die für den Sprachunsicheren nötig sein mögen — man mag es nur einmal versuchen!

Um es kurz zu machen: Die Lösung dürfte auf dem Wege liegen, daß das Sprachpflegeamt die vorhandenen und erprobten Träger der Sprachpflege irgendwie mit sich verschmilzt. Dazu gehört neben dem Sprachverein etwa die Sprachberatungsstelle des Bibliographischen Instituts in Leipzig. Das ist der Verlag, der den Duden herausbringt. Das Rechtschreibewörterbuch, das wir seit Jahrzehnten unter diesem Namen kennen, hat kürzlich ein sehr dankenswertes Gegenstück erhalten in einem Stilwörterbuch, das überraschend viel gekauft wird, und eben kommt eine handliche Grammatik dazu, der man denselben Erfolg prophezeien darf. Diese Bücher nehmen dem Sprachamt schon einen Teil seiner Arbeit ab. Das ist gedruckte Sprachberatung: wer sie als verbindlich nehmen will, dem sei es überlassen; wer seiner eignen Sprache und seines eignen Stiles sicher ist, der bleibe frei. Ohne Zweifel gehört die Betreuung solcher Volkswerke zu den Aufgaben des Sprachpflegeamtes. Ich kann mitteilen, daß der Verlag selber diese Verbindung wünscht und für sie erhebliche Opfer zu bringen bereit ist. Aber wichtiger als diese Allerweltshilfsmittel, bei denen sich jeder selbst Rats erholen kann, wären für das Sprachamt natürlich die Mittel, die seinen größeren Aufgaben zu genügen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

hätten, den Aufgaben der ständigen Überwachung und Beeinflussung unseres sprachlichen Lebens. Das Amt darf nicht bloß Hirn sein, es braucht auch einen Mund. Da wären neue Wege zu suchen: manches gar zu Private, Vereinshafte, 'Sprachecken'mäßige müßte durch eine anspruchsvollere Art der Werbung abgelöst werden. Das neue Machtmittel des Rundfunks ließe sich einsetzen. Aber auch hier ist nicht einzusehen, warum das Sprachpflegeamt, das vor allem eine Zeitung braucht, nicht auf dem Vorhandenen aufbauen soll.

Wenn ich die Aufgaben des Sprachamtes so begrenze: Sprachberatung, Sprachüberwachung, Sprachweiterbildung, soll damit nicht gesagt sein, daß das Sprachamt sich ausschlösse von den weitergehenden und andersartigen Sprachaufgaben, die uns heute oder später entgegentreten können. Sicherlich wäre es Aufgabe des Sprachamtes, wenn einmal die Frage der Rechtschreibungsänderung brennend wird, die Sache in die Hand zu nehmen. Ebenso wird das Sprachamt bei mancher anderen Sonderfrage der gegebene Anreger und Vermittler sein. Nur wäre es ein Fehler, das Sprachamt von vornherein mit einem Riesenprogramm zu belasten, wie der Münchener Plan es vorsah. Wer zuviel auf einmal will, der höhlt erfahrungsgemäß die gute Sache aus.

Es ist ein bißchen deutsche Art, wenn irgend etwas nicht im Gleise ist, nach der Obrigkeit zu rufen. Der Deutsche schimpft zwar auf das Amt; im Grunde aber ist er der Überzeugung, daß eine Sache erst recht geborgen ist, wenn sie in den Händen des Amtes liegt; dann braucht man sich nicht weiter um sie zu bekümmern. Hüte uns der Himmel davor, daß es mit dem Sprachamt auch so geht. Eine wirkliche Besserung der sprachlichen Schäden, an denen wir leiden, ist niemals von einem Amte zu gewärtigen; sondern sie setzt eine geduldige und anhaltende Erziehungsarbeit voraus. In der Schule fängt sozusagen das Amt des deutschen Sprachamts an. Nur wer die Menschen formt und entwickelt, formt und entwickelt im letzten Grunde auch die Sprache. Nun wissen wir: alle Erziehung hat ihre Grenzen, auch die Spracherziehung hat ihre Grenzen. Aber das soll uns nicht beirren, immer wieder mit der Erziehung anzusetzen — nicht zuletzt auch mit der Selbsterziehung.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Der Duden und die deutsche Rechtschreibung

1936

Für die deutsche Rechtschreibung gibt es in diesem Jahr eine Reihe von Gedenktagen. Vor sechzig Jahren fand in Berlin die vom Preußischen Kultusminister Falk einberufene orthographische Konferenz statt; sie hat den Grund gelegt zu der Einheit der Orthographie, die wir heute genießen — längst nicht dankbar genug. Vor fünfundzwanzig Jahren starb Konrad Duden, den das Schicksal zum Kodifikator einer Rechtschreibung gemacht hat, die nicht die seine war und die ihm wenig gefiel. Und vor fünfzig Jahren starb Wilhelm Scherer, Dudens gewichtigster Widerpart auf der Konferenz; was er damals an Verbesserungen für wünschenswert und möglich hielt und gerade auch in der 'Deutschen Rundschau' verfocht, ist heute orthographisches Gesetz.

Wir wissen gar nicht, wie gut wir es in Dingen der Rechtschreibung haben — gegenüber den Nöten, mit denen sich noch unsere Großväter herumschlagen mußten. Scherer erwähnt öfter einen braunschweigischen Eisenbahnbeamten Dr. Scheffler, den seine orthographische Lebens- und Leidensgeschichte dazu veranlaßte, im Jahre 1863 mit einer eigenen Schrift über die Umbildung der deutschen Rechtschreibung hervorzutreten. Erzogen nach dem System Heyse, versuchte der Mann es später mit dem System K. F. Beckers, dann mit dem Jacob Grimms. Aber das wich zu stark vom Herkömmlichen ab, und seine Kanzlei protestierte. Er arbeitete also für den Geschäftskreis der braunschweigischen Eisenbahn- und Postdirektion eine amtliche Orthographie aus. Für den Privatgebrauch indes vertauschte er diese orthodoxe mit einer reformierten Schreibweise. 'Daneben aber', klagt er, 'muß ich verschiedene andere Rechtschreibungen einlernen, um meinen Kindern in ihren Schularbeiten nachhelfen zu können'. Und das ist nicht etwa ein Scherz: Durch Ministerial-Reskript vom 13. Dezember 1862 ordnete das Preußische Unterrichtsministerium an, daß die Lehrer derselben Unterrichtsanstalt sich über die zu lehrende Schreibung zu einigen hätten ....

Es ist nicht aufzuzählen, was etwa seit der Mitte des 19. Jahrhunderts an Kommissionen und Konferenzen in Bewegung gesetzt worden ist, was von den Regierungen deutscher Einzelstaaten angeregt und angeordnet wurde, um den orthographischen Übelständen zu steuern. Dabei ging es immer um eine doppelte Aufgabe: um Einheit und Zusammenschluß, also Überwindung der Anarchie auf der einen Seite, um Einfachheit und Folgerichtigkeit, also Überwindung der orthographischen Schwierigkeiten auf der anderen. Es war auf die Länge nicht zu tragen, daß nicht nur die einzelnen Länder und Provinzen, sondern schließlich jedes Gymnasium und jede Druckerei eine eigne

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Rechtschreibung hatte. Denn so weit ging es: in großen Druckereien vererbte sich eine 'Hausorthographie', und wenn ein Autor seine Rechtschreibung gesetzt haben wollte, mußte er oft einen Aufschlag zahlen. Und was das andere anlangt, die offensichtlich umständliche und widerspruchsvolle Schreibgebarung des Deutschen, so hat sie seit dem 16. Jahrhundert immer wieder einmal einen denkenden Kopf oder auch einen Querkopf veranlaßt, auf Erleichterung zu sinnen und angeblich faßlichere und schlüssigere Schreibregeln aufzustellen.

System aber konnte in die orthographischen Bestrebungen erst kommen mit der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, das heißt mit dem Aufblühen einer wissenschaftlich zuverlässigen deutschen Sprachforschung. Die beiden Sprachmeister des 18. Jahrhunderts, Gottsched in der ersten, Adelung in der zweiten Hälfte, hatten ihre Schreibweise ohne viel Theorie auf dem Herkommen aufgebaut, und Adelung blieb bis hoch ins 19. Jahrhundert hinauf das orthographische Muster — für die, die ein Muster gelten ließen. Nun kam Jacob Grimm, lehrte die Entwicklung der deutschen Sprache verstehen, klärte das Geschichtliche recht vieler Schriftformen auf, die phonetisch nicht zu begreifen waren, legte zugleich aber auch die Zufälligkeit und geschichtliche Widersinnigkeit vieler Schreibgewohnheiten bloß, wie sie die bunten Schicksale unserer Sprache in den neuhochdeutschen Jahrhunderten hatten fest werden lassen. Es ist ein Zug romantischer Geisteshaltung bei Jacob Grimm und darüber hinaus ein eigentümliches Anzeichen von Selbstüberschätzung des mündig und kühn gewordenen historischen Wissens, wenn der Schöpfer der deutschen Grammatik eine tiefgreifende orthographische Reform plante, die unsere Schreibweise von rückwärts her, vom Mittelhochdeutschen aus, reinigen und berichtigen sollte. Noch in der Vorrede des ersten Bandes des Deutschen Wörterbuches, also im Jahre 1854, schreibt Jacob Grimm, einer der Hauptgründe, die ihn zur übernahme des Werkes vermochten, sei der Wunsch gewesen, mit Hilfe dieses 'Hausbuches' eine neue Orthographie an die Stelle 'unserer schimpflichen, die Gliedmaßen der Sprache ungefüg verhüllenden und entstellenden Schreibweise' zu setzen. Glücklicherweise hat die Einsicht eines Verlegers das verhindert. Aber eine ganze Schule von Germanisten stellte sich 'mehr oder minder entschieden' auf denselben Boden. Damit war das 'historisch-etymologische Prinzip' der orthographischen Reform geboren, und wenn es nach den radikalsten seiner Verfechter gegangen wäre, hätten wir nicht nur neu-alte Wortbilder, sondern auch neu-alte Sprachformen erhalten: Ameiße, Wirde (statt Würde), eräugnen (statt ereignen), Helle (statt Hölle) und dergleichen mehr.

Gegen die Romantiker erhoben sich die Rationalisten, gegen das historische das 'phonetische Prinzip'. Scherer nannte die konsequenten Phonetiker die 'fi-Partei'; denn so einfach ließ sich phonetisch mit dem Worte 'Vieh' fertig werden, und schweizerische Lehrer waren schon dabei angelangt. 'Jedem Laut ein Zeichen und keinem Laut mehr als ein Zeichen', das war die ideale Regel der phonetischen Reformer. Und wenn es auch nur wenige waren, die diese Regel auf Biegen und Brechen durchzusetzen suchten, eben das kleine Häuflein von Extremisten der 'fi-Partei': der anzusteuernde

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Richtpunkt für orthographische Reform war damit gegeben, und jeder Vorschlag auch gemäßigter Phonetiker ist ein Schritt zu diesem Ziel.

Das waren die beiden Fronten in den orthographischen Kämpfen um die Mitte des vorigen Jahrhunderts. 'Schreib, wie es die geschichtliche Entwicklung des Neuhochdeutschen verlangt', sagten die einen; 'schreib, wie und was du sprichst, nicht mehr und nicht weniger!' sagten die anderen. Bei jedem neuen Aufflackern des orthographischen Streites zeichnen diese alten Fronten sich ab — und sie müssen es nach dem besonderen Wachstum unserer neuhochdeutschen Orthographie.

Aber derweil die Theoretiker stritten, brannte es den Praktikern unter den Nägeln, am fühlbarsten den Schulmännern und den Druckern. Mehr als ein Schulleiter löste damals die orthographische Frage für seinen Wirkungskreis auf eigne Faust. Unter ihnen war auch der Schleizer Gymnasialdirektor Konrad Duden. Er ließ die orthographischen Regeln, die er zunächst nur für den Hausgebrauch aufgesetzt hatte, 1871 in einem bescheidenen Gymnasial-Programm drucken; und als er bei Gelehrten und Schulleuten Beifall fand, wagte er den Sprung zum Buche: 1872 erschien der erste 'Duden' unter dem Titel: 'Die deutsche Rechtschreibung. Abhandlung, Regeln und Wörterverzeichniß'. Und auch der Zweck steht auf dem Titelblatt: 'Für die oberen Klassen höherer Lehranstalten und zur Selbstbelehrung für Gebildete'. Das war also eine reine Privatarbeit; sie spiegelt den ganzen Meinungskampf jener Jahre wieder, und das Wörterverzeichnis muß sich noch bescheiden als Anhang zu einem breitausladenden polemisch-theoretischen Teil. Diesem Buch verdankt Duden die Teilnahme an der orthographischen Konferenz vom Jahre 1876, die für ihn das Sprungbrett zur deutschen Rechtschreibungsdiktatur wurde.

Man kann an den Wandlungen Dudens und seiner Orthographie allerlei Grundsätzliches lernen über die Wege und Möglichkeiten einer Reform, oder sagen wir lieber: einer vernünftigen Weiterbildung unserer Rechtschreibung. Duden bekannte sich zu den Phonetikern, aber er war es nur in einem begrenzten Sinn. Er dachte nicht daran, historisch gewachsene Schriftzeichen wie das ie als Längenausdruck, das umständliche sch, das unbequeme ß zu beseitigen. Sondern er war Phonetiker, insofern er der Sprechform vor der historisch 'richtigen' den Vorzug gab und, was noch wichtiger ist, insofern er eine Weiterbildung und Erleichterung unserer Orthographie immer von Seiten des gesprochenen Wortes her suchte: Laute, die man nicht hört, haben kein Recht darauf, von der Schrift in alle Ewigkeit festgehalten zu werden. Aber praktisch griffen die Auswirkungen dieser Regel nicht weit: wol, gebüren, Mal (Festmal), malen (auf der Mühle) und ähnliches wollte schon der erste Duden — und wir stehen heute immer noch beim Dehnungs-h. Wo irgend der Gebrauch schwankt, hat die Erleichterung einzusetzen, und immer nach der Seite des phonetisch Natürlichen hin, das war Dudens sehr gesunder Grundsatz.

Bis zur Berliner Konferenz des Jahres 1876, die nach der politischen Einigung Deutschlands nun endlich auch die orthographische zuwege bringen sollte. Hier erwies sich Duden überraschenderweise als der radikalste Forderer,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

beinahe als Anhänger der fi-Partei (die im übrigen vernünftigerweise nicht vertreten war): er war für einschneidende und konsequente Reform, insonderheit für Abschaffung aller Dehnungszeichen, also Sene, Sensucht, du stilst, er stilt, zu stelen usw. Um das Dehnungs-h ging überhaupt der meiste Streit, und was schließlich beschlossen wurde, war eine Halbheit: nach a, o, u, ä, ö und ü sollte das h fallen, nach e und i sollte es bleiben. Scherer, der von Bismarck selber halbwegs als Bremser in die Konferenz entsandt war, hat ihre Beratungen nachträglich glossiert. Und er urteilt wohl psychologisch richtig, wenn er von der anspornenden Wirkung des Machtgefühls redet, das stets vom grünen Tisch ausgeht ... Jedenfalls machte sich das Preußische Ministerium die Kommissionsbeschlüsse nicht zu eigen, weder in der Frage der Dehnungszeichen noch in Sachen der ſ-Laute, obgleich diese Beschlüsse nach Duden 'das Minimum waren, das den Schulen und durch die Schulen dem Volke geboten werden konnte'. Und das Preußische Ministerium hatte recht; denn es wollte Einigkeit, nicht nur in den preußischen Provinzen, sondern nach Möglichkeit auch innerhalb des Reiches. Einigkeit war aber nur zu erreichen (das öffentliche Echo der Berliner Konferenz bewies es deutlich genug), wenn man dem Gegebenen nahe blieb; alle tieferen Eingriffe in die gewohnte Rechtschreibung hätten nur Widerstände gegen die Einigung rege gemacht.

So kam es zu der Puttkamerschen Rechtschreibung von 1880, für die im wesentlichen der Germanist Wilhelm Wilmanns verantwortlich zeichnet. Theoretisch bedeutete sie einen Rückschritt gegenüber der Berliner Konferenz; denn sie nahm nur wenig von ihren Vorschlägen auf, in der Hauptsache die Erleichterung der phonetisch unsinnigen Zeichengruppe th in Fällen wie Thurm, Eigenthum, Wirth, die freilich im Anlaut noch manchen Wörtern erhalten blieb. Praktisch gesehen aber war diese orthographische Regelung eine kluge, auch politisch kluge Tat. Denn nur ihre Vorsicht und Mäßigung eröffnete ihr die Aussicht, in kurzer Zeit zur Alleinherrschaft in Deutschland, wenn auch zuvörderst nur in den deutschen Schulen, zu gelangen. Selbst das Bayrische Kultusministerium versicherte, daß die Einführung der in der preußischen Orthographie gedruckten Schulbücher in Bayern nicht beanstandet werden würde. Denn nur um die Schulen handelte es sich zunächst: nur sie konnten von den Unterrichtsministerien auf die preußische Orthographie verpflichtet werden.

Duden hat an dieser jüngeren Entwicklung keinen unmittelbaren Anteil mehr. In seiner 'Zukunftsorthographie' von 1876 verfolgt er noch, recht siegessicher, seine eigne reformerische Linie. Aber er war einsichtig genug, sich den alten Raumerschen Grundsatz zu eigen zu machen, 'daß eine minder gute Orthographie, der ganz Deutschland zustimme, besser sei als eine vorzüglichere, die sich auf einen Teil Deutschlands beschränke'. Er steckte darum, als 1880 das amtliche deutsche Regelbuch erschien, noch ein paar Löcher zurück und schrieb sein 'Vollständiges orthographisches Wörterbuch der deutschen Sprache', das seinen Namen zum Begriff hat werden lassen. Das ist ein halbamtliches Buch, wenn man so will; denn auf dem Titel steht: 'Nach den neuen preußischen und bayerischen Regeln'. Aber es ist in höherem Maße eine

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Privatarbeit; denn nach Regeln, die für die Rechtschreibung der Schule bestimmt waren, den ganzen deutschen Wortvorrat orthographisch zu kodifizieren, das war eine Aufgabe, die dem eignen Ermessen und der eignen Entscheidung einen ziemlichen Spielraum bot. Duden ist also sozusagen ein Orthograph wider besseres Wissen. Die preußische Orthographie, die er mehr als irgend ein anderer gefördert hat, ist, wie er 1880 versichert, 'nichts weniger als das Ideal des Verfassers; aber von allen Orthographien, die für den Augenblick möglich sind, ist sie die beste'. Es ist sehr lehrreich, wie der Zwang der Sache selbst diesen Mann konservativ gemacht hat. Denn die nächste orthographische Konferenz vom Jahre 1901, auf der unsere heutige Rechtschreibung im wesentlichen steht, brachte wenig Neues (in der Hauptsache die endgültige Beseitigung des th in deutschen Wörtern) und ermöglichte eben dadurch nach den Schweizer Bundesbehörden auch der österreichischen Regierung den Anschluß an die preußische Orthographie. Sie ermöglichte auch, was nicht geringere Schwierigkeiten machte, das Eindringen der Schulorthographie in die Amtsstuben. Das Vorwort noch der sechsten Auflage des 'Duden' vom Jahre 1900 schloß mit dem Stoßseufzer, es werde hoffentlich in absehbarer Zeit dem unerträglichen Übelstand ein Ende gemacht werden, daß die jungen Leute die Rechtschreibung, die sie in der Schule haben lernen müssen, nicht anwenden dürfen, wenn sie in den Staatsdienst treten. Erst die siebente Auflage von 1902 jubelt: 'Wir besitzen in der Tat eine Rechtschreibung für das ganze deutsche Sprachgebiet, soweit die deutsche Zunge klingt'. Das eine große Ziel, die Einheit, war erreicht, und es klingt wie ein spätes Klugwerden, wenn Duden hinzufügt: 'Hätte man damit eine gründliche Reform der Rechtschreibung verbinden wollen, so hätte man alsbald den Boden unter den Füßen verloren und wäre einem in der Luft schwebenden Trugbild nachgejagt'.

Es scheint recht nützlich, in diesem orthographischen Gedächtnisjahr daran zu erinnern, was wir in unserer Orthographie eigentlich haben und wie mühselig wir dazu gelangt sind. Es ist ein Kinderspiel, auf dem Papier eine 'vernünftigere' deutsche Rechtschreibung auszuarbeiten; die Schwierigkeiten setzen, wie bei allen Weltverbesserungsplänen, erst ein, wenn das Wunschkind sich in dem nüchternen und harten Leben zurechtfinden soll. Zeiten des Neuerns rufen immer auch die orthographischen Neuerer auf den Plan. Wir haben das nach der Novemberrevolte erlebt und ebenso nach der nationalsozialistischen Revolution. Nach dem Jahre 1918 mußte man die Gründe von verschiedenen Seiten holen, um vor überstürzten Änderungen zu warnen. Am wirkungsvollsten war der Einspruch der Buchhändler und der Drucker, und ihre Bedenken werden immer Beachtung verlangen. Man mache sich nur einmal klar, was es wirtschaftlich und technisch für Folgen hat, was alles mit einem Schlage Makulatur und altes Eisen wird, wenn ein Kulturvolk wie das deutsche seine Orthographie einschneidend verändern wollte. Aber heute genügt ein Grund, um jede Änderung hintan zu halten: Deutschland kämpft heute um seine Stellung in der Welt, auch um die Stellung seiner Sprache in der Welt. Jeder Eingriff in unsere Rechtschreibung bliebe im Augenblick aber natürlich auf die Reichsgrenzen beschränkt, je tiefer er ist,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

umso sicherer; er würde also helfen, das Auslanddeutschtum von uns abzuriegeln und unseren kulturellen Einfluß aufs Ausland zu beengen. Ehe wir nicht wenigstens mit Österreich und der Schweiz auf einem anderen Fuße stehen als heute, ist an eine Rechtschreibungsänderung gar nicht zu denken.

Diese kulturpolitische Seite ist es überhaupt, die von den Neuerungssüchtigen seit jeher entweder übersehen oder falsch gesehen wurde. Es ist aber kein Zweifel: je mehr das Deutsche den Anspruch erhebt, eine Weltsprache zu sein, umso empfindlicher wird es gegen orthographische Experimente. Man sagt wohl: unsere Rechtschreibung ist zu schwierig; das erschwert der deutschen Sprache den Weg in die Welt. Ein Vergleich der vorsintflutlichen englischen Orthographie mit der italienischen, die seit Jahrhunderten dem Ideal einer phonetischen Schreibung sehr nahekommt, läßt aber erkennen, daß die Schreibgebarung einer Sprache nur von untergeordneter Bedeutung ist für die Frage, ob sie in der Welt Boden gewinnt oder nicht.

Nun bleibt es ja wahr, unsere Rechtschreibung ist ein Schulmeisterkreuz. Und nicht alle Schulmeister haben die Phantasie, das Kreuz so erträglich zu machen wie jene Lehrerin, die aus jeder Regel ein Bild zu formen wußte und etwa den Unterschied von 'lassen' und 'spaßen' dahin erläuterte: in 'spaßen' mache sich das lange a so breit, daß für die beiden ß kein Platz mehr bleibe und das erste sein Brüderchen auf den Rücken nehmen müsse ... Im Ernst: wir leben in orthographischen Dingen aus einer Vergangenheit, mit der wir einfach fertig werden müssen, aus der wir so wenig herauskönnen wie etwa aus unserer unbequemen mitteleuropäischen Lage. Es ist doch sehr aufschlußreich, daß die beiden Reformen, die die schulmeisterlichen Nöte um ganze Felder einschränken würden, zwar von Sonderlingen und Sonderkreisen versucht wurden, aber nie auf allgemeine Einführung Aussicht hatten (heute weniger denn je), das ist die Abschaffung eines unserer beiden Alphabete, sei es das deutsche oder das lateinische, und die Beseitigung der Großschreibung bei den Hauptwörtern. Hier ist die geschichtliche Bindung von vornherein so stark, daß man sich ihr eben bequemt — wenn es schon an der Einsicht mangelt, diese Dinge als einen Vorzug zu nehmen.

Das soll freilich nicht heißen, daß unsere Schreibweise für Verbesserungen keinen Raum biete. Es ist vielmehr (durch die Jahrhunderte hin deutlich erkennbar) das innere Entwicklungsgesetz unserer Orthographie, daß sie, von einer phonetischen Lautwiedergabe ausgegangen, immer wieder Annäherung an eine lautgerechte Schreibung sucht; die nebenherlaufende Strebung, etymologische Zusammenhänge oder Scheinzusammenhänge auch im Schriftbild festzuhalten, so alt und gut sie ist, gibt den 'Historikern' kein Recht, das etymologisch-konservative Prinzip gegen eine der Lautung folgende Weiterbildung unserer Orthographie auszuspielen. Aber wenn aus der Geschichte überhaupt etwas zu lernen ist, dann lehren die letzten hundert Jahre unserer Rechtschreibungsgeschichte, daß eine solche Weiterbildung nur in langsamen und kurzen Schritten erfolgen kann: Die Einheit über alles, und Reformen nur, soweit sie die mühsam gewonnene Einheit nicht gefährden!

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

So bliebe es denn bei dem Schulmeisterkreuz? Und bei dem 'Duden' als Nothelfer, Ankläger und Richter in einer Person? Der Verlag war, als er vor einiger Zeit die elfte Ausgabe herausbrachte, so kurzsichtig, ein orthographisches Preisausschreiben in die Welt zu schicken, und setzte sich damit verdientermaßen gehörig in die Nesseln. 'Hilde Müllers Tagebuch', das einige dreißig Schnitzer barg, sollte verbessert werden; rund fünfzehntausend Schreibbeflissene beteiligten sich an der Suche. Und das Ergebnis: nicht ein einziger fand alle Fehler — oder besser gesagt, alles, was der Duden für Fehler hält. Das ist in der Tat ein Bankrott, aber nicht für die deutschen Rechtschreibungsgrundsätze, sondern für den Unfehlbarkeitsanspruch, mit dem der 'Duden' sie vertritt, wenigstens nach diesem Preisausschreiben. Aber bei jeder Unfehlbarkeit kommt es darauf an, ob man sie gelten läßt oder nicht: an dieser Stelle liegt die Lösung. Wenn nun einer 'der gleißnerische Meßner' schreibt statt des 'gleisnerischen Mesners', den der 'Duden' von einer Auflage in die andere weiterschleppt: er mag sich getrösten, daß von den allgemeinen Rechtschreibungsgrundsätzen des Deutschen aus das ß mindestens so gut ist wie das s; hier hängt dem 'Duden' noch ein Stück Eierschale an aus jenen Kampfzeiten, in denen das historisch-etymologische Prinzip den unbedingten Vorrang beanspruchte. Oder nehmen wir das strittigste Gebiet, die Großschreibung: wenn jemand 'von rechtswegen', 'zuhause', 'anstelle' schreibt oder 'er geht zu Grunde', 'er fährt Rad', 'Dienstags', wo der 'Duden' es umgekehrt will: er sei überzeugt, daß auch seine Schreibung sich wohl vertreten läßt. Solange wir an den großen Buchstaben überhaupt festhalten, wird es zwischen Groß- und Kleinschreibung immer einen Grenzstreifen der doppelten Möglichkeiten geben. Der 'Duden' trifft in jedem Fall eine Entscheidung, und das ist gut für die, die selber eine Entscheidung suchen. Man muß auch anerkennen, er tuts nach feingesponnenen Regeln; aber für den Alltagsgebrauch erweisen sie sich manchmal als zu fein. Es gibt nur einen Ausweg: man erkenne die doppelten Möglichkeiten an! 'Spazieren gehen' ist wirklich genau so gut wie 'spazierengehen'; 'er spricht deutsch' ist wirklich genau so gut wie 'er spricht Deutsch'; 'Kaiser-Wilhelm-Straße' oder 'Kaiser Wilhelmstraße' oder 'Kaiser Wilhelm Straße', wie kann man sich bei dergleichen Nichtigkeiten überhaupt aufhalten? Das Leben ist inkonsequent, die Sprache ist inkonsequent, wir dürfen getrost auch der Orthographie eine gewisse Ellbogenfreiheit einräumen. Wir müssen es uns abgewöhnen, in knifflichen Fällen jede Schreibung, die nicht im 'Duden' steht, für einen Fehler oder gar für einen Makel anzusehen. Konsequenzmacherei und Splitterrichterei sind immer vom übel, sie sind auch gegen das innere Gesetz unserer Orthographie.

Das soll nun freilich keinen Freibrief für unorthographisches Schreiben bedeuten. Orthographische Schulung muß sein, und gewisse Ziele muß sie erreichen — noch jeder vernünftige Lehrer gibt zu, daß sie auch zu erreichen sind. Aber hier zeigt sich, daß das Problem noch eine andere vielleicht ernstere Seite hat. Was vielen heute als orthographischer Notstand erscheint, das ist in Wirklichkeit der Notstand einer verfallenden Schulbildung. Dabei wird diese Schulbildung — seltsames Widerspiel — heute stärker als je in Anspruch genommen, und das gerade macht den Notstand sichtbar. Unseren

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Tagen haben die Schreibmaschinen und die Tippfräuleins eine Hemmungslosigkeit des Schreibens beschert, wie sie sich früher schon aus Gründen der Wirtschaftlichkeit verbot. Vor sechzig und achtzig Jahren schrieb auch ein großer Kaufmann seine Geschäftsbriefe noch selbst, und der Schreiber, der die Copialbücher führte, hatte keine Rechtschreibungsnöte. Heute muß die 'Sekretärin' alles wissen, auch was der Chef vielleicht selber nicht weiß. Natürlich tun sich bei dieser Verlagerung und Verbreiterung des Schreibens allerlei Nöte auf; aber nicht unsere Orthographie ist an ihnen schuld. Und wer über diese Nöte schilt, sollte sich klar machen, wo ihre Wurzeln liegen. Unsere Interpunktionsregeln sind in den Grundzügen so einfach und folgerichtig, daß ich nicht wüßte, wo hier eine Verbesserung überhaupt ansetzen sollte. Und wieviele Sekretärinnen gibt es, die dieser Regeln mächtig sind? Wieviele Studenten, die nicht mit ihnen fertig werden? Aber freilich, zu einer richtigen Zeichensetzung gehört eine Kenntnis der Grundlage der deutschen Grammatik. Und da eben hapert es.

Wilhelm Scherer, der an sich einer zweckgerechten Weiterbildung unserer Orthographie durchaus geneigt war, hat einmal geschrieben, die orthographische Frage sei eine Frage zehnten Ranges. Vielleicht ist die Zahl ein bißchen hoch gegriffen. Aber das steht fest, daß wir heute viel dringendere Sprachsorgen haben. Man macht sich zu wenig Gedanken darüber, daß die ungeheuren wirtschaftlichen und technischen Neuerungen der letzten hundert Jahre auch unser Sprachleben in ganz neue und nicht immer erwünschte Bahnen drängen. Vor einiger Zeit erhielt ich einen Brief, der von den schmerzlichen Erfahrungen berichtete, die bei der Durchsicht der hunderte von Aufnahme-Aufsätzen für ein Berliner Abend-Gymnasium zu machen waren: 'Insbesondere bei aktuellen Themen ist die blutlose Berliner Rundfunksprache von schlechthin verheerendem Einfluß: kaum einer von den vielen bildungseifrigen jungen Menschen formt mehr einen Eindruck von sich aus, sondern sie bedienen sich völlig gedankenlos der zahllos bereitliegenden Wortschablonen, die ihnen der Rundfunk immer und immer wieder vorspricht; es ist erschreckend, wie selten sich daneben noch einigermaßen Selbst- und Bodenständiges leise hervorwagt'. Das ist nur ein schmales Streiflicht; aber es berührt einen entscheidenden Punkt: wir stehen im Zeitalter einer ungeahnten 'Veröffentlichung' des geschriebenen und des gesprochenen Wortes, die ganz neue Formen von Sprachgestaltung und Sprachwachstum hervorrufen muß. Das Verantwortungsbewußtsein wecken und stärken bei denen, die diese veröffentlichte Sprache tragen, den Gefahren vorbeugen bei denen, die ihr oft hilflos überantwortet werden: das sind die beiden Felder, auf denen heute schwerste spracherzieherische Arbeit zu leisten ist.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Besprechungen

Max Hermann Jellinek, Geschichte der neuhochdeutschen Grammatik von den Anfängen bis auf Adelung. Heidelberg 1913/14.

Das vorliegende Buch hatte nicht geringe Schwierigkeiten zu überwinden; sie liegen teils in der Eigenart des Stoffes, teils im Mangel an geeigneten Vorarbeiten — eine Geschichte der Grammatik kann nicht rein pragmatisch-kompendiös vorgehen. Die Betrachtung und ihr Material, grammatische Theorie und Sprachstoff sind so eng miteinander verknüpft, daß eine Darstellung des einen losgelöst vom andern unmöglich ist. Je eingehender die geschichtliche Entwicklung grammatischer Theorien und Erkenntnisse geschildert wird, umso weniger läßt sie sich vom Stoffe trennen; dieser hat die Gliederung zu bestimmen, und deshalb hat J. mit Recht den größeren Teil des Buches, den zweiten Hauptteil, systematisch angelegt und nach grammatischen Kategorien disponiert: er verteilt das Material auf die Kapitel Lautlehre, Orthographie, Lehre von den Redeteilen, Wortbildung, flektierbare und unflektierbare Redeteile und Syntax. Natürlich reicht aber eine systematische Behandlung nicht aus: erstens weil sie keinen Raum bietet für die Darstellung der Gesamthaltung eines grammatischen Werkes, seiner Richtung und seiner Eigenart innerhalb der geschichtlichen Entwicklung, und zweitens weil sich namentlich in der z. T. ganz individuell orientierten älteren Grammatik manches einer Systematik einfach entzieht; sie ist schließlich erst möglich oder lohnend, sofern eine gewisse Gleichmäßigkeit des Stoffgebietes und der Betrachtungsweise vorliegt. J. schickt deshalb dem systematischen einen historischen Teil voran, der soweit wie möglich chronologisch vorgeht und das einzelne Werk als ein Glied der gesamten Entwicklung zu erfassen sucht.

Ich glaube nicht, daß der Stoff zweckmäßiger verteilt werden kann, wie übrigens auch im kleinen die Gruppierung des Materials sehr übersichtlich ist. Natürlich hat aber eine solche Parallelbehandlung desselben Stoffgebietes ihre Gefahren: außer der Klippe der Wiederholungen oder doch Stofffkreuzungen droht, wenigstens für den ersten Teil, die andere einer gewissen Ungleichmäßigkeit, die dadurch hervorgerufen wird, daß hier mehr, dort weniger dem zweiten Teil aufgespart werden muß. Vor dem ersten Fehler schützt J. sein feines Distinktionsvermögen. Teil 1 und 2 kreuzen sich merklich eigentlich nur in einem Falle: bei der Behandlung der Orthographie. Das betreffende Kapitel des zweiten Teils ist schmaler, als es dem Stoffe nach zu sein brauchte, aber das hat seinen guten sachlichen Grund. Denn die Fragen der Orthographie lassen sich vielfach nicht trennen von denen der Sprachformen, die ihrerseits wieder im Zusammenhange stehen mit dem Problem der Schriftsprache. Die Stellung der einzelnen Grammatiker diesem Problem gegenüber ist ja der Angelpunkt für ihr Verständnis; die fehlende Einsicht in das Wesen, die Bedeutung und die Bedingtheit der Schriftsprache, der Mangel an richtiger Erkenntnis der Unterschiede und des Wechselverhältnisses von Schriftsprache, Umgangssprache und Dialekt ist sozusagen der Fundamental-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

fehler der ganzen älteren Grammatik. Es ist notwendig und sehr dankenswert, wie J. es getan hat, diesem Punkte bei der Würdigung der einzelnen Grammatiker besondere Aufmerksamkeit zu schenken, und es ist ganz angemessen, wenn im Zusammenhang damit Orthographisches breitere Berücksichtigung findet. — Eine gewisse Ungleichmäßigkeit zeigt der erste Teil allerdings, aber sie entspringt nicht nur aus dem oben berührten Grunde. Sie war kaum zu vermeiden, wenn man den Rahmen des Buches so weit spannt, wie J. es tut. Seine Absicht geht auf vollständige Verwertung des Quellenmaterials in der Darstellung; deshalb verweilt er auch bei nebensächlichen oder isolierten Werken wenigstens mit einer kurzen Inhaltsangabe; anderseits verlockt bisweilen das besondere Interesse einer Episode aus der Geschichte der Grammatik oder die intimere Bekanntschaft mit dem Gegenstande zu weitläufigerer Darstellung. Das hat zur Folge, daß im ersten Teil Partien von der Knappheit des Grundrisses wechseln mit solchen von der Breite der Monographie; jenes gilt mehr für den Anfang, dies mehr für den Schluß, von Kapitel IV an: ich denke besonders an VI 5, die Darstellung des Kampfes um die Sprachnorm innerhalb der 'Fruchtbringenden Gesellschaft', wo das auch aus Briefen reichlich fließende Material den Verfasser zu einer bis ins kleinste gehenden Schilderung führt. Auch das Kapitel über Adelung, an sich ausgezeichnet, sprengt mit seinem Detail fast den Rahmen des Buches.

Aber diese Bemerkungen begründen keinen Vorwurf: ein Werk, das einen so weitschichtigen Stoff zum ersten Male in seiner Totalität zur Anschauung bringen will, wird kaum je von solchen Ungleichheiten frei sein, zumal wenn sich, wie hier, weithin der Mangel an Vorarbeiten geltend macht und den Verfasser zur Kleinarbeit zwingt. Für die ältere deutsche Grammatik ist ja schon manches geschehen, aber für die Zeit etwa von Schottel an war J. wesentlich auf eigene Untersuchungen angewiesen; das mußte natürlich in der Darstellung fühlbar werden. Noch peinlicher wird das Fehlen nutzbarer Vorarbeiten dem Verfasser beim zweiten systematischen Teil des Buches bewußt geworden sein; umso mehr Anerkennung verdient, was rastloser Fleiß hier geleistet hat. Der zweite Teil hat mit dem ersten eine gewisse Neigung zur Verbreiterung gemein: in den Kapiteln 'Lautlehre' und 'Orthographie' geht J. bisweilen ziemlich summarisch vor, während mehr gegen Ende namentlich in der Heranziehung fremdsprachiger Grammatiken des Guten gelegentlich fast schon zu viel geschieht. An sich ist die Aufmerksamkeit, die J. möglichen Zusammenhängen zwischen der deutschen und der französischen Grammatik widmet, natürlich nur zu begrüßen; aber die breite und selbständige Behandlung, die er etwa beim Abschnitt 'Wortstellung' dem Streit der französischen Grammatiker über die natürliche Wortfolge und die Inversion zuteil werden läßt, überschreitet eigentlich die Grenzen dieses Buches. Doch ein solcher Mangel an Ökonomie mag manchem als ein Vorzug erscheinen. Völlige Erschöpfung des grammatischen Materials liegt nicht im Plane des Buches. J. stellt die Redeteile und unter ihnen wieder die flektierbaren, Nomen und Verbum, entschlossen in den Mittelpunkt und scheidet auch hier gebührend Wesentliches von Unwichtigerem; die Deklination der Fremd-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

wörter etwa wird nur eben gestreift. Am wenigsten erhebt Anspruch auf Vollständigkeit das letzte und schwierigste Kapitel, die 'Syntax'. Was hier geleistet werden muß, wird in vollem Umfange nur monographisch geleistet werden können. An dieser Stelle empfindet der Leser am stärksten das Bedürfnis nach selbständiger Behandlung des Gegenstandes, das er bei der Lektüre des zweiten Teils öfter verspürt. J. wählt aus: er behandelt besonders eingehend die historische Auffassung der Syntax des Adjektivums und des Verbums und bleibt damit bei der Bevorzugung der flektierten Redeteile, die ihn bei der Stoffgliederung des systematischen Teils überhaupt leitete. Von besonderem Interesse ist der Abschnitt über das Adjektivum, weil die intime Behandlung dieses Segments der Syntax recht deutlich werden läßt, wie vielfältige Gesichtspunkte unter Umständen beim historischen Erfassen grammatischer Theorien und ihres Gegenstandes maßgebend sein können. Mit Notwendigkeit wird J. hier über die Theorie hinausgeführt zur Heranziehung der lebenden Sprache, an der diese Theorie erwachsen ist, und es zeigt sich, daß landschaftliche Unterschiede der Sprache ebenso Berücksichtigung verlangen wie historische. Sogar ästhetische Momente spielen in diesem Falle mit herein, insofern bei der Flexion des attributiven Adjektivums, namentlich wo es doppelt auftritt, ganz sichtlich dissimilatorische Tendenzen mitbestimmend sind und von den Grammatikern als bestimmend anerkannt werden. Was hier besonders evident wird, gilt natürlich überall: die Betrachtung der grammatischen Theorie hat ständig zu rechnen mit Unterschieden und Wandlungen der Sprache; Geschichte der Grammatik und Geschichte der Sprache sind nicht voneinander zu trennen.

Ein Stoff wie der vorliegende verlangt von seinem Bearbeiter eigene Qualitäten. Die verschiedene Einstellung der einzelnen Werke, das Schwanken in den sprachlichen Voraussetzungen, die Unfestigkeit der Terminologie und der Mangel genauer begrifflicher und tatsächlicher Abgrenzungen erheischen eine scharf und energisch sondernde Hand. J. übt diese Kunst des Scheidens recht glücklich und sehr nachdrücklich; kein Widerspruch entgeht ihm, fast mit Freude entwirrt er jede Unklarheit, merkt jede Schwäche an und spart nicht mit Kritik. Man möchte die Farbe, die solche Kritik einem Buche gibt, gerade bei diesem durch seinen Stoff spröden und nicht eben leicht zu lesenden Werke nicht missen; aber 'die Kritik muß immanent bleiben' (Teil II S. 7) und die geschichtliche Bedingtheit der Persönlichkeiten sowie die Schranken ihres Zeitalters im Auge behalten. Mir will scheinen, als wenn J. bisweilen etwas zu scharf zufaßt, mehr noch als in der Sache im Tone, der gerade bei Adelung etwas von animoser Polemik hat.

J. glaubt auf keine besondere Teilnahme für sein Buch rechnen zu dürfen, weil man der Geschichte der nhd. Grammatik heute mit Gleichgültigkeit gegenüberstehe; er hat leider recht, wenn es auch nicht an einer Erklärung für diesen Sachverhalt fehlt. Vor der Geschichte der Grammatik rangiert schließlich die Geschichte der Sprache, und da ist eben gerade auf dem Gebiete des Nhd. noch so viel zu tun. Wenn die sprachgeschichtliche Arbeit in größerem Umfange aufgenommen ist, wird von selbst bessere Zeit für die Geschichte der Grammatik kommen. J.s Buch lenkt wieder einmal nachdrück-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

lich den Blick auf die Lücken der Forschung, die hier noch zu füllen sind (wie erwünscht wäre z. B. eine umfassende 'Geschichte der Adjektiv-Flexion', von einer 'historischen deutschen Syntax' noch gar nicht zu reden), und deshalb möchte man ihm regste Teilnahme wünschen, ganz abgesehen von dem dankbaren Interesse, das es als Leistung an sich verdient.

Ewald Geißler, Erziehung zur Hochsprache. I. Teil: Die gute deutsche Aussprache, ihre Entwicklung, ihre Forderungen. Halle 1925.

Das vorliegende Buch kann als eine Zusammenfassung dessen gelten, was seit langem für und wider eine zielbewußte Vereinheitlichung der deutschen Aussprache gesagt worden ist, ohne daß mit dieser Kennzeichnung dem Verf. das Verdienst geschmälert werden soll, eine aus tiefem inneren Verhältnis zur Sache schöpfende, allseitig wohl gegründete und gerundete Darstellung des ganzen Fragenkreises gegeben zu haben, die namentlich nach der historischen Seite hin auch manches Neue beibringt.

Daß unser gesprochenes Deutsch auf eine Einigung hinstrebt, so wie das geschriebene Deutsch sie heute schon einigermaßen gefunden hat, ist jedem Sachkundigen deutlich. Aber noch ist die Grundfrage strittig, wie weit man die natürliche Ausgleichung künstlich unterstützen soll. Geißler erkennt an, daß die Vertreter der Sprachwissenschaft im allgemeinen den Forderungen einer Erziehung zur Hochsprache mit einiger Scheu gegenüberstehen; aber er nimmt das nicht schwer, weil es ihm eine natürliche Folge der zünftigen Einstellung des Gelehrten scheint, die ihn in der Sprache ein freiwachsendes Gebilde sehen läßt, an dessen buntem Reichtum gerade er seine Freude hat. Aber man darf ihm die Frage zurückgeben, ob nicht auch ein Berufsverhältnis, wie es ihn mit der Sprache verbindet, zu einer Überspannung der Anschauungen und Forderungen zu führen vermag. Man kann sich durch das ganze Buch hin des Eindrucks nicht erwehren, als wenn das Maßverhältnis, in dem Sprechkunde und Sprechkönnen zu anderen Bildungsmomenten stehen, und zwar auch innerhalb des Bezirkes der Sprachpflege, nicht ganz richtig gegriffen ist.

Geißler möchte das geschriebene Wort aus seiner Vorhandstellung in der Spracherziehung verdrängen, auch in der Kinderschule schon. Er fordert des öfteren, daß, was der Schrift recht ist, der Rede zumindest billig sein müsse, gerade auch schon in der Schule — wenn das Schönschreiben mit Zensuren gewertet wird, warum nicht auch das Schönsprechen? Er vertritt vor allem die Forderung der Vereinheitlichung der Sprechsprache immer wieder durch den Hinweis auf die Einheit der Schriftsprache. Aber gegenüber all dem, was G., feinsinnig und gedankenvoll wie in dem ganzen Buch, beibringt, um beide Größen auf eine Vergleichsebene zu rücken — schon der Unterschied, den die geschichtliche Entwicklung macht zwischen der verwirklichten Einheit der Schriftsprache und der mangelnden der Sprechsprache ist doch nicht von ungefähr. Was Schrift und Rede entscheidend trennt, liegt vielleicht nicht in dem Beharren der Lautbilder auf der einen und ihrer Flüchtigkeit auf der anderen Seite, obgleich dieser Unterschied wichtig genug ist; denn ihm zufolge besitzt das ge-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

schriebene Wort eine ganz andere Reichweite als das gesprochene und verlangt deshalb in ganz anderem Maße und mit viel größerem Recht nach übermundartlichkeit. Aber entscheidender dürfte sein, daß die Schrift in ganz besonderer Art an der Stufung beteiligt ist, der alle Sprache unterliegt. Von den zahlreichen Schichten, in die gesprochene Sprache sich gliedert, nimmt das geschriebene Wort im allgemeinen nur an den oberen oder obersten Höhenlagen teil, um sie noch zu überstufen. Das gibt ihm ein Sonderdasein, eine Abgezogenheit dem Ineinander der Schichten lebendiger Rede gegenüber, das auch ein abgezogeneres formales Leben rechtfertigt. Etwas anderes steht damit im Zusammenhang: die Schriftsprache ist das Gefäß für das Geistigste, was der Mensch in die Form von Sprache gießt. Darin liegt ein Vorrang, den sie geltend machen darf, auch wenn es um Sprachpflege geht. Das Höchste, was die Sprache zu leisten hat, ist doch, dem Geistigen Gestalt zu geben, und das Höchste, was Spracherziehung zu leisten vermag, ist es, den Sprechenden zu schulen, damit er dieser Aufgabe aufs angemessenste genüge. Ihrem Wesen nach aber ist es die Schriftsprache, in deren Kreis die Sprache heute ihrem höchsten Ziele zustrebt. Darin liegt ihr Recht auf den Primat. Man braucht nur ein paar Dutzend Abiturientenaufsätze zu lesen, um zu wünschen, daß sie diesen Primat recht nachdrücklich behaupte.

Mit all dem soll natürlich nicht die Sprecherziehung an sich angefochten werden, sondern nur ihre Überwertung und Übersteigerung. Jeder Lehrer weiß, daß in der Schule die Sprache auch nach der Seite des Lautlichen hin gejätet werden muß; aber das Muster kann heute erst die jeweilige Hochform provinzieller Umgangssprache sein, wie sie ohne amtliche Kontrolle von selbst erwächst. Geißler erkennt zwar die für jedes feinere Sprachverständnis so ungeheuer bedeutsame Tatsache der Schichtenteilung der Sprache in ihrem vollen Gewichte an, und er ist vorsichtig genug, seine Hochsprache nur für die höchsten sprachlichen Stufen bis in die Sphäre der gebildeten gesellschaftlichen Unterhaltung hinunter verpflichtend zu machen; er ist auch duldsam genug, um angestammte Sprache auch im Lautlichen nicht zu zerstören: 'So dürft ihr sprechen auf dem Schulhof, aber nicht zum Lehrer, so im Unterricht, wenn ihr etwas erzählt, aber nicht, wenn ihr ein schönes Gedicht aufsagt', usw. Gegebene Sprache soll also überbaut werden durch eine höhere Lautungsschicht, natürlich die der Hochsprache, die künstlich aufgepfropft wird. Hier scheinen mir die Dinge nicht zu stimmen. Es ist doch ein Unterschied, ob ein Berufssprecher, ein Prediger, ein hoher Beamter, meinthalb auch das Glied eines erwählten gesellschaftlichen Kreises organisch, aus dem Zwang seiner Sprechaufgabe heraus zu einer abgeschliffenen Sprache emporgeschritten ist, die in seinem Munde die gegebene scheint, oder ob man, Stufen überspringend, ohne sachliche Nötigung von außen die Hochsprache an die Schüler heranträgt. Und nun gar eine Hochsprache, die sich mit Haut und Haar der Bühnensprache verschreibt! Denn die Siebs'sche Bühnensprache ist für G. das Bibelbuch, trotz gelegentlicher Kritik. Auch hier scheint mir, als ob G., beruflich bestimmt, natürliche Schwergewichtsverhältnisse verkennt. Der Anteil, der dem Schauspieler an der seitherigen Ausgleichung der deutschen Aussprache zukommt, ist offen-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

sichtlich überschätzt — dazu wirkt denn doch die hohe Bühne nicht genug ins Breite. Darum wägt auch eine Forderung falsch, die die Bühnensprache als das verbindliche Maß für die gemeingültige Aussprache hinstellen möchte. Das heißt beinahe die Dinge auf den Kopf stellen. Nur soweit sich die Bühnensprache als Trägerin und Dienerin einer im Zuge befindlichen Ausgleichsbewegung empfindet, kann man ihr in Lautungsdingen eine wegweisende Bedeutung zuerkennen. Was man auch sagen möge, sie weist ja doch Züge auf, die ihr eben als Berufssprache eignen, und es heißt Sprachformen verschiedener Lebensbedingungen vermengen, wenn man die Bühnensprache kurzerhand zur Hochsprache stempelt. Wenn G. zur Bildung des r sagt, 'die Zunge, der er (der Laut des Zungen-r) weder natürlich eigen ist noch durch Arbeit eigen wird, behalte die Empfindung einer Mangelhaftigkeit', so deutet das an, wohin die Grenzvermengung führt.

Ästhetische Wertungen sind es, die die eigentliche Grundlage der hochsprachlichen Lautung ausmachen, mag die Rede vom Endsilben-r sein, oder mag der stimmhafte Verschlußlaut des Norddeutschen auch für süddeutsche Zungen als verpflichtend hingestellt werden. Man spürt den Trieb zur schönen Sprache sehr deutlich als treibende Unterströmung in dem ganzen Buch. Damit rückt es in die Nachbarschaft jener heute so lebendigen Bestrebungen, die darauf aus sind, dem sinnlichen Element der Sprache zu neuem Rechte zu verhelfen. Der Aufschwung der Sprechkunst in Vortrag und Lehre, die Sprechchorbewegung, die Ansätze zu Sprechoratorien, die Versuche zu körperlich-tänzerischer Verdichtung des Klanggehaltes dichterischer Schöpfungen — all das liegt auf derselben Linie. Man darf sich ehrlich freuen, daß hier danach gerungen wird, verschüttete Quellen wieder zu öffnen und menschlicher Sprache neue Wirkungsmöglichkeiten zu erschließen — vorausgesetzt, daß diese Lust, das Sinnliche der Sprache auszubeuten, nicht dazu führt, das Wort zu entgeisten. Aber auf diese Möglichkeit darf doch hingewiesen werden; es will einem manchmal fast scheinen, als sei diese neue Art, die Sprache anzusehen und mit ihr umzugehen, nur eine ganz verfeinerte Form des Zuges zum Körperlichen, Sinnenhaften, der unser ganzes Bildungswesen heute stark bestimmt — zum guten und zum weniger guten. Aber über diese Fragen ist vielleicht paßrechter zu sprechen, wenn der zweite Teil von Geißlers Werk vorliegt, der der Lautungskunst gelten soll. Man darf auf ihn gespannt sein.

Rheinisches Wörterbuch. Im Auftrage der Preußischen Akademie der Wissenschaften, der Gesellschaft für rheinische Geschichtskunde und des Provinzialverbandes der Rheinprovinz auf Grund der von J. Franck begonnenen, von allen Kreisen des rheinischen Volkes unterstützten Sammlung hrsg. v. Josef Müller. I. Band. 1. und 2. Lieferung. Bonn 1923/24.

Wie das Rheinische Wörterbuch aussehen sollte, hat uns sein erster Leiter, der Organisator der Sammelarbeit, noch selber in einem lebens- und hoffnungsvollen Aufsatz vorgetragen (Westd. Zeitschr. f. Gesch. u. Kunst 1908).

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Es galt, die Reihe der großen oberdeutschen Wörterbücher fortzusetzen und zu überhöhen durch ein Werk, das, obzwar in der Grundform von seinen älteren Brüdern nicht unterschieden, doch durch Intensivierung der Sammel- und Aufnahmetätigkeit, durch Verwertung neuer dialektologischer Hülfsmittel und Methoden eine vollendetere Ausprägung dieser Form darstellen sollte. Das wesentliche dieses Typus, wie ihn die deutsche Lexikographie nach manchem Schwanken und Theoretisieren zuerst in Schmellers Bayerischem Wörterbuch verwirklichte, besteht darin, daß die Aufnahme der lebenden Mundart sich verbindet mit einer Darstellung ihres älteren Sprachgutes; weiter darin, daß das Interesse des Lexikographen nicht beim Linguistisch-Statistischen halt macht, sondern auch Volkskundlichem in Lied und Spruch, Brauch und Sitte Eingang gewährt; schließlich, was die äußere Begrenzung des Aufnahmegebietes anlangt, darin, daß nicht problematische Mundartengrenzen, sondern politische Bezirke großen Umfangs den eigentlichen Rahmen für die Arbeit abgeben. Diesem Typus sollte auch das Rheinische Wörterbuch sich anschließen, mit dem Unterschiede, daß von vornherein dem Volkskundlichen mehr Eigenrecht und breiterer Raum zugedacht war. Es war wohl nicht nur die in den letzten Jahrzehnten immer wachsende Bedeutung und Anerkennung der wissenschaftlichen Volkskunde, die zu dieser Modifizierung des Planes führte, sondern vielleicht noch mehr das Beispiel eines Schwesterwerkes: das prachtvolle, bei allem wissenschaftlichen Ernst durch eine liebenswürdige Unzünftigkeit ausgezeichnete Siebenbürgisch-sächsische Wörterbuch, der Mundart nach mit dem Rheinischen ja aufs engste zusammenhörig, hatte den Beweis erbracht, wie gut sich ein Wörterbuch zu einem Repertorium der Volkskunde ausgestalten läßt, wie sehr ein Eingehen auf diese Dinge die Artikel erhellt und belebt. So sollte denn am Rhein ein Werk entstehen, das in gewissem Sinne die Summe seitheriger mundartlicher Lexikographie zog, insofern es Ziele vereinigte, die schon die älteren deutschen Dialektwörterbücher erfaßten, aber auf getrennten Wegen zu erreichen suchten (man vergleiche einmal aus der Jugendzeit unserer mundartlichen Lexika Richey's Idioticon Hamburgense mit dem Bremischen Wörterbuch und Schütze's Holsteinischem Wörterbuch), Ziele, die sich erst seit Schmeller zusammenfanden, ohne daß fürs erste jedes mit gleichem Nachdruck verfolgt worden wäre.

Das war der Plan, wie er über den lexikalischen Vorbildern organisch erwachsen mußte, und nach diesem Plan ist nicht nur die Sammeltätigkeit, sondern auch die Ausarbeitung des Manuskriptes durchgeführt worden. Aber wie das Werk jetzt ans Licht zu treten beginnt, zeigt es eine Gestalt, die mit der Tradition bricht. Die Not der Zeit läßt einen Abdruck der ganzen Materialmassen nicht zu, sondern zwingt zu energischen Verkürzungen. Man hat sich entschieden, sie nicht durch Kompression des Ganzen zu gewinnen, sondern durch Abwerfen einzelner Teile. Es läßt sich darüber streiten, welcher Weg ratsamer war; jedenfalls repräsentiert das, was entstanden ist, einen neuen und an sich durchaus diskutablen Typus des mundartlichen Wörterbuches. Das Rheinische Wörterbuch schiebt das gesamte historische Material beiseite und läßt dafür die lebende Mundart in einer Ausführlichkeit zu Worte kommen, wie sie von keinem mundartlichen Lexikon je erreicht worden ist,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

auch von dem ernstesten Konkurrenten, Staub-Toblers Schweizerischem Idiotikon, nicht. Es hat einen eigenen Reiz, zu beobachten, wie sich bei den Schöpfern der deutschen Dialektwörterbücher die Ansichten über Wesen und Zweck eines solchen Werkes und demzufolge über Art und Umfang des Aufzunehmenden allmählich gewandelt haben, und die 'Geschichte der deutschen mundartlichen Lexikographie', die uns leider noch fehlt, wird bei diesem Punkt des längeren zu verweilen haben. Die deutsche mundartliche Lexikographie ist, als sie diesen Namen zu verdienen beginnt, zum guten Teil ein Produkt der Opposition gegen die Schriftsprache. Aus dieser Einstellung erwuchs schließlich eine Tradition, die allem schriftsprachlich Aussehenden den Zutritt wehrte. Aber vernünftigerweise gehört in ein umfassendes mundartliches Wörterbuch jedes Wort, das die Mundart spricht, auch wenn sie es mit dem Hochdeutschen teilt. Und deshalb tut das neue Werk sehr gut daran, wenn es sich, trotz einer verfänglichen Bemerkung im Vorwort, nicht festnagelt auf dem ererbten und einigermaßen distinguierten Begriff des 'Idiotikons', der in der alten mundartlichen Lexikographie viel Verwirrung gestiftet hat und doch auch im Schweizerischen Idiotikon noch eine gewisse Rolle spielt. Ein mundartliches Wörterbuch von solcher Spannweite wie das rheinische darf junge Entlehnungen aus höherer Sprache, sofern sie mundartlicher Besitz geworden sind, ebensowenig übergehen wie die ganze bunte Schar der Lall- und Schallbildungen, der Interjektionen und Ausrufe, der Kinder- und Spielwörter, darf auch den Jargon der Städte nicht zu kurz kommen lassen gegenüber der 'echten' Mundart, der Sprache des platten Landes. In alledem zeigt das neue Wörterbuch eine erfrischende Unbefangenheit und Weitherzigkeit; und mag unter ihr auch die Homogenität des gesammelten Gutes leiden, mögen auch Wörter verschiedener Kreise und Schichten bisweilen hart aneinander prallen, der Reichtum, die Fülle lebendigsten Sprachlebens entschädigt; und dieser Reichtum rheinischen Sprachgutes, der schon Johannes Franck in Erstaunen setzte, ist wohl nicht zuletzt deshalb so erstaunlich groß, weil man hier wirklich einmal alle Quellen springen läßt.

Aber noch ein anderes kommt hinzu, um den neuen Wörterbuchtypus zu bezeichnen: das ist das starke Hervorkehren volkskundlicher Gesichtspunkte. Nicht nur, daß alle Arten volksmäßiger Verse, Kinderlieder und -spiele, Rätsel und dgl. gebucht werden, daß Volksaberglaube, Volksmedizin, volksmäßige Terminologie für Pflanzen und Tiere zu ihrem Rechte kommt, daß die Sprache der Gewerbe und Gewerke ausgeschöpft wird — auch jene feinere Form volkstümlichen Interesses macht sich geltend, die aus sprachlichen Bildern, Vergleichen, Redensarten, Scherzprägungen, aus Synonymik und Differenzierung volksmäßige Art zu erkennen strebt. Es ist nicht so, daß die rein sprachlichen Belange über diesen Momenten zu kurz kämen: flexivische und syntaktische Erscheinungen werden sehr dankenswert berücksichtigt; besondere Sorgfalt ist — bei einem rheinischen Wörterbuche selbstverständlich — an die laut- und wortgeographischen Angaben gewendet, obgleich es sich da um Dinge handelt, die doch nur durch Karten recht anschaulich und fruchtbar werden können. Aber trotz alledem: es ist doch das volkskundliche Moment

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

in seinen verschiedenen Abtönungen, das dem Rheinischen Wörterbuch seine besondere Farbe scheint geben zu sollen. Begreiflicherweise geht es bei einer solchen Doppelung des Zieles nicht ohne alle Inkonzinnitäten ab. So fügt der Verfasser des öfteren in den großen Artikeln Beispielreihen aneinander von einer Länge, wie sie vom rein sprachlich-lexikalischen Standpunkt aus kaum zu rechtfertigen wäre und wie sie selbst bei seiner Einstellung gelegentlich wohl Einschränkungen vertrüge: man sollte auch der Sprache des Volkes gegenüber die Ehrfurcht nicht zu weit treiben und nicht jede kleine, vielleicht ganz individuelle Variante eines Sprichworts oder einer Redensart besonderer Aufzeichnung würdigen. Eine nicht geringe Schwierigkeit bietet, gerade bei der geteilten Zielsetzung des Rheinischen Wörterbuches, die rechte Einrangierung des Materials, und man merkt, welche Mühe dieser Punkt dem Bearbeiter gemacht hat. Dasselbe Sprichwort, dieselbe Redensart verträgt natürlich oft eine verschiedenartige Beleuchtung und empfiehlt sich zu mehrfacher Anführung. Nun braucht man durchaus nicht so zimperlich zu sein, jede Doppelzitierung zu verpönen; ich finde sie in einem Wörterbuch erträglicher als ein übermaß von Verweisen. Aber es ist doch geraten, sie nach Möglichkeit zu vermeiden, schon aus Gründen der Raumersparung, und unbedingt geboten ist, Zitate solcher Art unter ihrem markantesten Begriff anzuführen; denn da sucht sie der Nachschlagende. Mir will scheinen, als wenn von solchen Erwägungen aus manches, etwa in den Artikeln all und ander ausfallen oder einen schicklicheren Platz finden könnte.

Jedenfalls bleibt anzuerkennen, daß die Herausgeber des Wörterbuches aus der Not eine Tugend machten, als sie sich dem Zwang des Abkürzens gegenüber sahen. An sich vertrüge auch diese Form des Wörterbuches sehr wohl eine Durchsetzung mit dem historischen Sprachmaterial. Wenn es ausfallen mußte, so ist der Verlust freilich nicht so groß, wie er beim Schweizerischen oder Schwäbischen Wörterbuch wäre. Denn der Strom rheinischer Literatur fließt in älteren Zeiten nur schmal, und die wenn auch zahlreichen, rheinischen Urkunden schaffen doch keinen vollen Ersatz. So wäre wohl den historischen Belegen eine wesentlich bescheidenere Rolle zugefallen als bei Staub-Tobler und Fischer; der Programmartikel apfel, den Müller vor Jahren schon veröffentlichte (Zeitschr. f. dtsche Mundarten 1914), scheint das zu bestätigen. Immerhin ist die Lücke schmerzlich, nicht nur für Altersbestimmungen; und es ist kein Trost, wenn das Vorwort uns versichert, daß das historische Material archivalisch aufbewahrt bleibe und jedermann für Anfragen und Forschung zur Verfügung stehen werde. Diese Form des Aufspeicherns wissenschaftlicher Materialien wird ja immer üblicher; aber man täusche sich nicht darüber: was nur auf dem Wege über ein Archiv zugänglich ist, das ist für lebendige wissenschaftliche Arbeit ziemlich verloren, zum mindesten, wenn es sich um ein Nachschlagewerk, ein Wörterbuch handelt.

Noch in einem anderen Punkte verläßt das neue Wörterbuch die Linie der Tradition: auf etymologische und wortgeschichtliche Angaben ist grundsätzlich verzichtet und zugleich damit auf die so nützlichen Verweise auf andere Wörterbücher und sonstige wissenschaftliche Hülfsmittel. Nur ganz vereinzelt, zumal bei fremden Wörtern, wird dem Leser eine Deutung geboten. Ich

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

zweifle doch, ob dieser Verzicht gutzuheißen ist. Die Raumfrage ist hier kaum von Belang, denn solche Angaben lassen sich sehr kurz abmachen. Der Redaktionsausschuß gibt denn den tieferen Grund auch zu: die moderne Wortgeographie stelle der Forschung so mannigfaltige Probleme, daß hier in vielen Fällen fürs erste vorsichtige Zurückhaltung geboten sei. Nun läßt sich ja nicht leugnen, daß es auf diesem Felde Spuren gibt, die schrecken. In den oberdeutschen Parallelwerken sind die etymologischen Erörterungen mit ihrer oft zutage tretenden Ratlosigkeit nicht immer die erfreulichsten Partien. Aber wo gibt es eine Etymologie ohne gelegentliche Ratlosigkeit? Ich bin nicht sicher, ob die Ergebnisse der Laut- und Wortgeographie, die der Redaktionsausschuß abwarten will, diesen Faktor so werden einzuschränken vermögen, daß ein Hinausschieben der worterklärenden Angaben gerechtfertigt erscheint; und ich fürchte, der etymologische Nachtrag zum Wörterbuch, den seine Redakteure in Erwägung ziehen, wird ein schönes Versprechen bleiben. Es ist doch fraglos, daß der Bearbeiter des Wörterbuches oft noch Rat wissen muß, wo die Mittel des Benutzers versagen. Und auch wo der Boden unsicher wird, scheint mir ein Versuch immer noch besser als glatter Verzicht. Jeder Wörterbuchmacher weiß, daß die Etymologie der unbequemste Teil seiner Arbeit ist; aber das ist kaum ein Grund, ihr aus dem Wege zu gehen, umso weniger als in ihr noch am ehesten etwas wie wissenschaftliche Leistung steckt. Und es ist eine eigentümliche Paradoxie, wenn gerade die blühende und kühn ausgreifende rheinische Dialektgeographie hier zu Hemmungen führen soll, wie sie sich freilich auch bei den Ausgaben alter rheinischer Texte neuerdings lästig fühlbar machen.

Nun soll gerne zugegeben werden, daß die Bescheidung allen wortgeschichtlichen Erörterungen gegenüber und der Verzicht auf die Beigabe wissenschaftlicher Benutzungshülfen dem besonderen Stil des Rheinischen Wörterbuches nicht zuwider ist, diesem Stil, der die volkstümliche Note zur Dominante hat. Anscheinend sind auch Erwägungen, die auf dieser Linie liegen, von Einfluß auf die Herausgeber gewesen. Wenigstens läßt das Vorwort erkennen, daß sie die Mehrzahl ihrer Leser im Kreise interessierter Laien zu finden erwarten, die sich an volksmäßiger Art erfreuen wollen. Vielleicht trifft das zu; vielleicht ist es auch ein romantischer Irrtum, ähnlich dem der Brüder Grimm, die sich ihr Deutsches Wörterbuch als ein Hausbuch wünschten — wozu es niemals das Zeug gehabt hat. Aber mögen auch solche Rücksichten ihre Gründe haben, mögen bei einem Dialektwörterbuch großen Stils auch weiteste Kreise ein Recht an das Werk haben, das ohne sie nicht hätte zustande kommen können, mag schon die volkskundliche Färbung ein schuldiger und gerne entrichteter Zoll dafür sein — es hieße doch wohl die Konzessionen übertreiben, wollte man sich mit dem bloßen Ausbreiten von Stoffmassen zufrieden geben und unter generellem Verzicht auf wegweisende und deutende Zutaten, wie sie der Gelehrte braucht. Das ist, wenn man will, ja auch ein Zug volkskundlicher Arbeitsweise, aber nicht der rühmlichste; und ein Werk, hinter dem eine Akademie steht, sollte sich hier vielleicht doch zu dem strengeren Standpunkt bekennen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

In allem Äußeren läßt das Werk auf den ersten Blick die Anlehnung an Hermann Fischers Schwäbisches Wörterbuch erkennen, und man tat gut daran, sich an dies Vorbild zu halten. Denn Fischer war ein Praktiker ersten Ranges, und darum ist sein Wörterbuch das, das der Wortforscher von allen deutschen Dialektwörterbüchern am liebsten benutzt. Mit gutem Grund nimmt das Rheinische Wörterbuch (bis auf geringfügige und wohl zu billigende Ausnahmen bei Kompositionen) seine alphabetische Gruppierung auf, nicht die Anordnung nach Stämmen, die die andern großen oberdeutschen Wörterbücher befolgen. Denn bei allen unleugbaren Vorzügen dieses Verfahrens, es bedingt zu einer reinen Verwirklichung doch eine gewisse Gleichartigkeit und Auswahl des Sprachmaterials und hätte sich an einem Wortgut von solcher Buntscheckigkeit, wie das Rheinische Wörterbuch es aufhäuft, kaum noch mit Vorteil durchführen lassen. Mit nicht minder gutem Grund folgt der Bearbeiter seinem Vorbild auch sonst in allem Technischen, bis in die Kleinigkeiten von Druckanordnung und Typenwahl hinunter. So bleibt denn hier nicht vielen Wünschen Raum. Vielleicht würde es hie und da die Lesbarkeit der Artikel erleichtern, wenn vom Doppelpunkt ausgiebiger Gebrauch gemacht wäre, etwa in der Form, wie es die neueren Partien des Deutschen Wörterbuches tun. Und eine entschiedene Besserung schiene es mir, wenn nicht für das Trennungszeichen und die bei der Aufzählung von Kompositis auftretende Ergänzungsmarke derselbe Gedankenstrich verwendet würde (etwa aller, — heiligen, — — blume); eine Unterscheidung der Zeichen (etwa ~ für die Ergänzungsmarke) würde rascher Orientierung förderlich sein. In der Unterteilung der Artikel geht die Zergliederung für meinen Geschmack bisweilen etwas zu weit: eine ganz subtile Rubrizierung nach α, β, αα, ββ bedeutet nicht immer eine Steigerung der Übersichtlichkeit. Und zum Schluß noch einen Wunsch, mit dessen Erfüllung es freilich noch gute Weile hat: man versäume ja nicht, die Abkürzungsverzeichnisse, phonetischen Legenden und sonstigen Orientierungsmittel so ausführlich, vollständig und sorgfältig herzurichten, wie nur irgend möglich. Auch in diesen Dingen ist das Schwäbische Wörterbuch schlechthin mustergültig. Die praktische Brauchbarkeit eines Wörterbuchs hängt davon ab, mit welchem Maß von Geschick und Gründlichkeit seine Indices bearbeitet sind. Was sie bedeuten, das kann nur der ermessen, der gezwungen ist, sich etwa mit dem Schmeller oder mit den älteren Bänden des Grimmschen Wörterbuches immer wieder herumzuplagen.

Deutscher Sprachatlas auf Grund des von Georg Wenker begründeten Sprachatlas des Deutschen Reichs und mit Einschluß von Luxemburg in vereinfachter Form bearbeitet bei der Zentralstelle für den Sprachatlas des Deutschen Reichs und deutsche Mundartenforschung unter Leitung von Ferdinand Wrede. Erste Lieferung. Marburg 1926.

Ein großes Werk deutscher Wissenschaft ist es, das mit den sechs Karten dieser 1. Lieferung an die Öffentlichkeit zu treten beginnt — spät, aber hoffentlich noch nicht zu spät. Es mußte geradezu als ein Notstand der deutschen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Mundartenforschung nicht nur, sondern darüber hinaus der deutschen Sprachwissenschaft bezeichnet werden, wenn ein Werk von so fundamentaler Bedeutung wie der Wenkersche Sprachatlas bislang nur in zwei handschriftlichen Exemplaren in Berlin und Marburg vorlag und deshalb nicht entfernt die Lehr- und Werbekraft entfalten konnte, die er hätte entfalten müssen. Ohne Zweifel wären wir mit drängenden Aufgaben nicht allein der deutschen Mundartenkunde, sondern auch der deutschen Volks- und Kulturkunde weiter voran, wenn dies große Altlaswerk nicht bislang ein Dasein halb im Verborgenen geführt hätte. Denn der Wenkersche Atlas ist das große deutsche Paradigma für eine Reihe weiterer, auf geographischer Basis zu lösender, weit ausholender Aufgaben, deren Stoffgebiet sich im Augenblick kaum schon abgrenzen läßt. In dem, was der Sprachatlas heute schon bedeutet für die Entwicklung der deutschen Sprachwissenschaft, für die Gewinnung neuer Blickpunkte und Methoden, für die Aufhellung und das innere Verständnis historischer Sprachzustände und -veränderungen sollte ein mächtiger Anreiz liegen, es auf seine Art auch in anderen, der kartographischen Aufnahme zugänglichen Wissensgebieten zu versuchen. Aber noch gibt es Sprachforscher, die den Sprachatlas nie benutzt haben, und Volkskundler, die ihn nicht einmal dem Namen und dem Dasein nach kennen.

Der DSA, wie Wrede das nunmehr herauskommende Publikationswerk im Unterschiede von dem Grundwerk, dem SA, zu nennen vorschlägt, hat den Ehrgeiz, die originalen Karten so getreu wie möglich wiederzugeben. Es handelt sich also nicht um eine interpretierende, sozusagen kritische Ausgabe, die, was theoretisch ja denkbar wäre, aus dem Rohmaterial des SA gesäuberte, womöglich auf phonetische Grundlage gestellte Lautkarten herausarbeitete. Sondern 'die Blätter der einzelnen Lieferungen sollen voraussetzungslos und möglichst ohne Interpretation lediglich das reiche Material des Atlas vor dem Leser ausbreiten'. Diese Einführung der Ausgabe ist bescheidener als nötig. Denn wenn man die vorliegenden Karten mit den großen des Grundwerkes vergleicht, so ist der erste freudige Eindruck der, wieviel neuer Bemühung und selbständiger Leistung in ihnen steckt. Zugleich spürt man aber auch, daß der Charakter des publizierten Werkes innerlich doch unterschieden ist von dem des SA, und das kann ja gar nicht anders sein. Zunächst bedingten praktische Gründe eine Verkleinerung des Maßstabes (1 : 2 000 000 gegenüber 1 : 1 000 000 der Grundkarte); so ist ein recht glückliches Format für die Karten gewonnen worden, die gerade noch handlich genug bleiben. Hinzu kommt, daß man aus technischen Gründen auf die vielfarbige Wiedergabe der SA-Karten verzichten mußte. Das ist, so schmerzlich der Benutzer auf den ersten Blick die farbigen Umrahmungen der verschieden-formigen Gebiete vermissen mag, im Grunde kein Schade: es fehlt damit der Wiedergabe freilich die Plastik der Anschauung, die dem Original eigen ist, aber es fehlt auch die gefährliche Suggestion scharfer geographischer Formensonderung, die von den bunten Karten leicht genährt wird. Beide Momente, der verkleinerte Maßstab und die Einfarbigkeit der Wiedergabe, zwangen zu einem abgekürzten Verfahren. Und so sehr man bemüht sein mochte, dem Grundwerk treu zu bleiben und nicht bloß Form-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

grenzen und -flächen zu bieten, sondern die Fülle von Sonderformen und Sonderschreibungen in einem mehr oder weniger weitschichtigen Zeichensystem zur Anschauung zu bringen, gewisse Vereinfachungen waren rein technisch unvermeidlich.

Damit ist es denn freilich vorbei mit dem ganz voraussetzungslosen, objektiven Ausbreiten des Materials. Denn jedes Auslassen, Abkürzen, Zusammenfassen trägt ein subjektives Element in die Ausgabe und ist schon eine Art von Interpretation, — ganz zu schweigen von den Karten, die auf einer Kombination mehrerer Blätter des Grundwerkes beruhen. Ich meine, man sollte sich ruhig zu diesem subjektiven Element bekennen. Es steckt ohnehin viel stärker in der Edition, als das Vorwort glauben macht. Man spürt an den Karten des DSA sehr deutlich, wie methodische Grundsätze und Erfahrungen Wredes sich zeichnerisch auswirken, etwa die These von dem Unterschied fester und fließender mundartlicher Grenzen oder die Erkenntnis von dem Kompromißcharakter zahlreicher mundartlicher Formen. Man sieht vor allem, daß einzelne Karten besser und richtiger geworden sind als die entsprechenden des SA, weil man in Marburg mit geschärftem Urteil das Material der Fragebogen interpretierte. So ist denn die Edition, in Ansätzen wenigstens, eine kritische Ausgabe, und niemand wird das schelten. Im Gegenteil, es ist nur zu wünschen, daß die Bearbeiter dem veränderten Charakter des DSA klar sein Recht geben, und es kann den Karten nur gut tun, wenn sie von dem Drucke einer doch nicht zu erfüllenden Treupflicht befreit werden. Was man in jahrzehntelanger Arbeit am SA und neben ihm gelernt hat, das sollte man auch zu nutzen wagen.

Man fände dann wohl auch den Mut und die Möglichkeit zu stärkeren Zusammenfassungen, wie sie im einen oder anderen Falle vielleicht zu erwägen wären. Zwar wird man es den Bearbeitern ehrlich danken, daß sie bei der Herausgabe nicht den Weg gegangen sind, der sich als der bequemste darbot: durch großzügigen Verzicht auf alles Einzelwerk und Beschränkung auf glatte Grenzlinienzeichnung hätten sich zumeist sehr viel lesbarere und eingängigere Kartenblätter schaffen lassen. Aber das wäre mit Drangabe des Besten geschehen, was aus dem SA zu lernen ist, und hätte der Gefahr Vorschub geleistet, gegen die selbst der Zünftige sich immer wieder wehren muß, der Gefahr, mit festen Grenzlinien und geschlossenen Formgebieten zu arbeiten. Also, nur in der gewählten Form rechtfertigt sich die Ausgabe; eine radikal abkürzende würde das Wesen des SA verfälschen. Trotzdem scheint es mir, als wenn die Bearbeiter dem Benutzer bei der einen oder anderen Karte zuviel zumuten. Es ist an sich gewiß nützlich, wenn ein Blatt wie die ich-Karte mit seinen 70 Formbezeichnungen dem Betrachter einmal einen Einblick in die Buntheit der Formen und ihrer Aufzeichnung gibt. Aber selbst unsereins, der den SA zu kennen meint und bei dem diese Kenntnis erheblich mitinterpretiert, hat vor einer solchen Karte stellenweise seine Not, ohne daß der Begleittext ihm hülfe. Warum etwa im Sächsischen das Auseinanderhalten von ig und igg, von eg und egg, während ag und agg, aigg und aig zusammengeworfen werden? Eine Ausführlichkeit der Art kann höchstens fruchtbar werden, wenn der Karte eine bis

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

in solche Einzelheiten gehende Legende beigegeben wird. Wrede stellt begleitende Erläuterungen im Teuthonista in Aussicht (noch ist keine erschienen), wohl weil er voraussieht, daß solche Erläuterungen einen ziemlichen Umfang gewinnen müßten und ein rein fachwissenschaftliches Gesicht, das nur dem Fachgelehrten etwas sagt. Ich frage mich, ob es das zweckdienlichste Verfahren ist, wenn man eine künstliche und interpretationsbedürftige Karte nur mit einem sozusagen vorläufigen Beiwort versehen in die Welt gehen läßt, um Wesentliches für ihre Deutung einer Stelle aufzusparen, die nur der engsten Fachwissenschaft zugänglich ist. Ich meine, die Karte und die sie begleitenden Erklärungen sollten von vornherein die gleiche Höhenlage erstreben; und was für die beigegebene Legende als zu schwierig und subtil und deshalb als überflüssig erscheint, das sollte es auch für die Karte sein. Deshalb möchte ich als vorherrschenden Typus doch lieber Blätter wie etwa die dir-Karte wünschen, die mit 17 Zeichen auskommt und z. B. des vielformigen westfälischen Gebietes mit zusammenfassenden Schraffierungen Herr wird, ein rühmliches Verfahren, das hoffentlich häufiger angewendet wird, das übrigens vielleicht auch auf der beißen-Karte schon das wilde westfälische Linienwirrsal hätte lichten können.

Gewiß, wir rühren damit an die schwierigste Frage des Publikationswerkes; sie wird den Bearbeitern selber Kopfzerbrechen genug gemacht haben. Von Karte zu Karte glaubt man das Suchen nach dem praktischsten Wege zu spüren. Auf diese Art ist eine Beweglichkeit in die Form der Wiedergabe gekommen, die mir so glücklich scheint, daß man nur wünschen kann, sie möge Prinzip werden. Der praktische Zweck, dem diese eben doch als eine kritische einzustellende Ausgabe zu dienen hat, wird am besten fahren, wenn man nicht ein Verfahren ausklügelt und schematisch durchführt, das die Grundkarte möglichst treu abklatscht, sondern wenn man von Karte zu Karte besondere Wege sucht, immer in dem Bestreben, dem Eigentümlichen der jeweiligen Grundkarte so weit wie möglich zu seinem Rechte zu verhelfen.

Denn wie steht es mit diesem praktischen Zweck? Das Werk wendet sich mit Bewußtsein an einen weiteren Benutzerkreis: erhalten doch alle höheren Lehranstalten und Mittelschulen Deutschlands ein Exemplar zugewiesen. Aber mag man über den Erfolg solcher Bemühungen auch skeptisch denken, zu wünschen wäre schon, daß das Werk über die Reihen der reinen Sprachforscher hinaus in weitere wissenschaftlich arbeitende Kreise gelangt. Denn Sinn und Verständnis zu wecken für ganz neue Formen der Sprachbetrachtung und -erklärung, für historische Erkenntnismöglichkeiten, die eine auf großen Stoffmassen fußende geographische Zusammenschau wie der Sprachgeschichte, so auch anderen Teilbezirken kulturgeschichtlicher Forschung bietet, — das ist die wesentliche praktische Aufgabe des DSA. Natürlich soll das Werk auch dem reinen Mundartenforscher dienen. Aber wenn er sich in irgendeine mundartliche Sonderfrage vertiefen will, wird er doch auf das Grundwerk zurück- und vielleicht noch darüber hinausgreifen müssen. Auch von dieser Seite aus gesehen, scheint es also zulässig, wenn die Karten des DSA unnötige Komplikationen meiden.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Aber wie sich künftig auch die Publikationsform des DSA entwickeln möge, es ist ein Werk geschaffen, das in jedem Fall des Dankes weiter wissenschaftlicher Kreise sicher sein darf. Und dieser Dank gilt nicht nur Wrede, der mit dem DSA seinem Lebenswerk die schöne Krönung gibt, sondern auch seinen beiden Mitarbeitern, Kurt Wagner und Bernhard Martin, die die erquickend sauberen Karten gezeichnet haben.

Eine wissenschaftliche Arbeit, die ungefähr ein halbes Jahrhundert überspannt, kommt mit dem DSA zu einer Art von äußerem Abschluß. Die Frage stellt sich von selbst: Wo ist nunmehr Hand anzulegen? Es liegt an sich in der Idee eines Werkes wie des SA, daß man es nicht bei einer einmaligen Aufnahme des mundartlichen Lautstandes bewenden läßt. Der greifbarste wissenschaftliche Gewinn würde aus dem Werke erst herausspringen, wenn man die Aufnahme in angemessenen Abständen wiederholte und dadurch in die Lage käme, den Sprachstand verschiedener Zeiten unmittelbar zu vergleichen. So wird denn eine Neuauflage der Wenkerschen Arbeit einmal kommen müssen. Aber es braucht heute davon noch nicht geredet zu werden, wie man diese neue Aufnahme des deutschen Sprachstandes zu gestalten hätte, um ihr das größtmögliche Maß wissenschaftlicher Auswertbarkeit zu sichern. Denn dringlicher ist eine andere Aufgabe. Was im Augenblick nottut, ist eine Ergänzung des SA nach der Seite des Wortgeographischen hin. Darüber braucht man ja heute nicht mehr zu sprechen, was die Wortgeographie neben der der Laute bedeutet. Die Erfolge der romanischen Dialektgeographie reden hier eine ebenso deutliche wie dringliche Sprache. Und wenn wir dem 'Atlas linguistique de la France' einen Vorsprung zu neiden haben, so ist es der, daß er von vornherein Laut- und Wortgeographie vereinte. Wir wissen, daß die Wortgeographie zu einem Teil Ähnliches lehrt wie die der Laute, zu einem Teil aber auch ihre ganz eigenen Aufschlüsse zu geben hat; und wir wissen weiter, daß ihre Karten eine einfachere, plastischere und unmittelbarere Anschauung liefern und oft nähere und direktere Wege zum Ziele weisen. Die gewaltige kulturgeschichtliche Erkenntnisquelle, die hier verborgen liegt, muß auch auf deutschem Boden eröffnet werden.

Man empfindet auch im Kreise des SA seit längerem die Nötigung zu einer wortgeographischen Erweiterung des Arbeitsfeldes. Wenkers Schöpfung selber wies auf sie hin. Denn im einen oder andern seiner 40 Sätze haben sich ganz wider seine Absicht beim Abfragen der lautlichen Dinge auch Synonymenangaben eingestellt. So ergaben die Fragebogen des SA also auch einige sehr lehrreiche wortgeographische Karten her; und es ist wie ein Ein- und Zugeständnis, wenn gleich der 1. Lieferung des DSA ein einfaches Blatt mit den Synonymen für Pferd und Füße beigegeben ist. Aber man konnte sich mit solchem Zufallsertrag, wie ihn der Lautatlas nebenher abwarf, nicht begnügen. Seit 1921 ist, von Marburg veranlaßt und getragen, eine wortgeographische Sammelarbeit im Gange, über deren Zustandekommen und Fortschreiten man sich in den bisherigen Bänden des Teuthonista (seit 1924/25) unterrichten kann; auch ein halbes Dutzend wortgeographischer Karten, nicht viel größer als ein Quartblatt, findet man da bereits an den

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Tag gegeben. Dieser Arbeit kann niemand recht froh werden, der sich Rechenschaft ablegt von dem großen wissenschaftlichen Ziele, das hier erreicht werden muß, und von den Wegen, auf denen es allein erreicht werden kann. Sicherlich wollen diese deutschen Wortkarten nur etwas Vorläufiges sein, und es wäre unbillig, ihre handgreiflichen Unzulänglichkeiten zu schelten; etwa die Ungleichmäßigkeit der Aufnahme, die nur wenige Gebiete mit der nötigen Dichtigkeit erfaßt, in anderen sich mit einer z. T. verschwindenden Zahl von Belegen begnügen muß; oder auch die Ungleichartigkeit der Eintragungen, die darin besteht, daß man (besonders in Gegenden, wo die Fragebogen große Lücken ließen) die wissenschaftliche Dialektliteratur zur Aushilfe herangezogen hat, und zwar zurückgreifend bis in die sechziger, siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts. Natürlich ist es die Lockerheit des Planes und die Zufälligkeit der Aufnahmearbeit, die zu solchen Wirkungen führt und sie entschuldigen muß. Aber mir will scheinen, es widerspricht der besten Marburger Tradition, ein Unternehmen von der Bedeutung, die einem deutschen Wortatlas zukommt, auf solche Lockerheit und Zufälligkeit zu gründen. Und es wirkt als ein eigentümliches Widerspiel, daß man diese primitiven, wissenschaftlich gar nicht auswertbaren Wortkarten veröffentlicht fast zu derselben Zeit, wo man auf Grund jahrzehntelanger, ausgereifter Erfahrung die trefflichen Lautkarten des DSA ins Land schickt.

Es ist gewiß des Dankes wert, daß hier überhaupt der Versuch gemacht wird, die deutsche Wortgeographie auf die Füße zu stellen, und wir wollen die mühevolle Arbeit, die Bernhard Martin in seine Karten steckt, nicht gering achten. Aber zum Versuch gehört der Blick aufs Ganze; und hier scheint es, als müßte man mehr Klarheit und Besinnung wünschen. Ist die Wörterbuchkonferenz, diese schwankend zusammengesetzte und unverantwortliche Versammlung, wohl die rechte Instanz, um die verantwortungsvolle Arbeit für den deutschen Wortatlas zu lenken, oder braucht dies Unternehmen nicht eine Fundamentierung, die ihm den Schwerpunkt in sich selber gibt? Und vor allem: ist man sich in den Kreisen, die die bisherige wortgeographische Arbeit in die Wege geleitet und bis zu dem jetzigen Stande geführt haben, völlig klar darüber, worauf diese Arbeit hinaus will? Sollen die Hefe-, Rechen-, Kartoffel-Karte und die andern die ersten Blätter des deutschen Wortatlas darstellen, oder sollen sie nur Probearbeit sein für ein großes Werk, das hinter ihnen kommt?

Wenker hat sich seinerzeit entschlossen gelöst von jener ersten Kartenpublikation, die er als wissenschaftlich ungenügend, weil verfrüht und methodisch verkehrt erkannte. Ähnlich wird es auch hier geschehen müssen. Denn schwerlich läßt sich der große deutsche Wortatlas mit dem akkumulierenden Verfahren schaffen, das jetzt im Gange ist. Was wäre wohl aus dem Sprachatlas geworden, wenn man ihn in dieser lockeren Art hätte aufbauen wollen? Ein Werk von den Maßen wie der deutsche Wortatlas braucht vielmehr einen festen Grundriß, besonders auch, was den zu verarbeitenden Wortstoff anlangt. So wird man denn die jetzt vorliegenden Karten nur als eine Stufe zu dem deutschen Wortatlas gelten lassen können, aber noch nicht als Anfänge des Werkes selber. Die Aufgabe, die hier erfüllt werden muß,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

ist zu schade dafür, um in einer dürftigen und unbefriedigenden Halb- oder Viertellösung stecken zu bleiben; sie braucht sich neben der Lautgeographie nicht so stiefmütterlich behandeln zu lassen, sondern hat Anspruch darauf, nach einem großen klaren Plan mit entsprechenden Mitteln auf breiter Grundlage in Angriff genommen zu werden. Es muß sich ein Weg finden lassen, der von den tastenden Versuchen hinüberführt zu einer Arbeit, die der des Sprachatlas einmal die Waage halten kann.

Hessen-Nassauisches Volkswörterbuch, ausgewählt und bearb. von Luise Berthold, Bd. 2, Heft 1. Marburg 1927.

Mit dem vorliegenden Heft beginnt nunmehr das zweite der großen landschaftlichen Wörterbücher, die die Preußische Akademie der Wissenschaften auf Stapel gelegt hat, sein Erscheinen. Es hat seinen Reiz, sich in diesem Augenblick das allmähliche Werden des hessischen Wörterbuchwerkes zu vergegenwärtigen, das sich aufs bequemste verfolgen läßt an der Hand der ausführlichen Berichte, die Wrede Jahr um Jahr für die Akademie geschrieben hat. Die Rückschau lehrt, daß das Wörterbuch mit einer unter den neueren parallel gerichteten Werken nicht gewöhnlichen Sicherheit und Stetigkeit gewachsen ist; nur so wird es auch begreiflich, daß das Unternehmen, obgleich erst 1911 in Angriff genommen, trotz Kriegs- und Notzeit jetzt bereits drucken kann, und zwar drucken in einer Form, wie sie ähnlich Wrede schon Ende 1913 ins Auge faßte. Denn schon sein Bericht für 1914 spricht von einem 'populären Idiotikon', das der lexikalischen Ausbreitung des ganzen gesammelten Stoffes vorangehen sollte. Was also beim Rheinischen und beim Schleswig-Holsteinischen Wörterbuch erst die Not erzwang, nämlich eine irgendwie begrenzte Auswahlausgabe, das lag beim Hessen-Nassauischen von vornherein in dem zielsicher entworfenen Plan.

Nicht anders ist es mit der inneren Form des Werkes; auch sie zeigt ein halbwegs vorbestimmtes, durchaus organisches Wachstum. Das Hess.-Nass. Wb. hat den Ehrgeiz, einen neuen Typus des Dialektwörterbuches zu schaffen. Das wortgeographische Prinzip steht ganz beherrschend im Vordergrund und gibt schon äußerlich dem Werke den Stempel. Sieben zum größten Teil ganzseitige wortgeographische Karten, hauptsächlich dazu bestimmt, die landschaftliche Synonymik gewisser Begriffe zu veranschaulichen, sind dem Text beigegeben. Aber auch innerhalb der Einzelartikel erscheint alles dem wortgeographischen Gedanken untergeordnet; bei jedem einzelnen Beleg wird der Ort der Bezeugung angegeben, und wo ein Ausdruck in weiterem Bezirk nachgewiesen ist, gruppiert die Verf. die Ortsangaben sehr sorgfältig so, daß dem Benutzer ein geographisches Bild von der Ausdehnung des Ausdrucks geliefert werden soll. Die Illustration des Wörterbuches durch Karten schafft in der Tat etwas Neues auf deutschem Boden; auf romanischem ist freilich das prachtvolle, auf die breiteste Grundlage gestellte 'Glossaire des patois de la Suisse romande' mit diesem Beispiel vorangegangen, wie denn auch die vereinzelte Beigabe kleiner dem Sachverständnis dienender Abbildungen im Hess.-Nass. Wb. von ihm angeregt scheint. Innerlich aber sind die Karten des

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Hess.-Nass. Wb.s gegenüber dem schweizerischen durchaus original: diese begnügen sich nämlich mit einer nur die Hauptsachen sondernden Skizze und können mit den ganz intimen, z. T. Ort für Ort beobachtenden hessischen Karten im Grunde überhaupt nicht verglichen werden. Es ist der alte Unterschied der weiträumigen romanischen und der engmaschigen deutschen Dialektkartographie, der sich auch hier wieder bemerkbar macht, obgleich im Phonetischen das schweizerische Werk der deutschen Dichte nachzukommen trachtet.

Daß eine Arbeit, die im selben Hause wie der Sprachatlas und in Personalunion mit ihm heranwächst, sich so stark geographisch bestimmt zeigt, ist ja nur folgerecht. Aber wenn das Hess.-Nass. Wb., dank dieser Nachbarschaft, etwas ganz Neuartiges innerhalb der mundartlichen Lexikographie Deutschlands bedeutet, so stellt es anders betrachtet doch auch ein Schlußglied in einer längeren Entwicklung dar. Hermann Fischer war der erste unter den neueren mundartlichen Lexikographen, der die Notwendigkeit empfand, die Sammelarbeit alter Form durch geographische Aufnahmen zu ergänzen. Das Rheinische Wörterbuch folgte, und unter den jüngeren Wörterbuchunternehmen großen Stils dürfte keins mehr sein, das nicht die bloß buchende Tätigkeit durch eine zeichnende zu begleiten vorhätte. Dabei ist von großem Interesse, wie sich im Laufe der Zeit der Blickpunkt verändert hat. Fischer ist bei seinem 'Atlas zur Geographie der schwäbischen Mundart' durchaus auf eine Geographie der Laute und Formen aus, die beiden Wortkarten treten daneben völlig in den Hintergrund. Nicht anders beim Rhein. Wb., wo man an einen dem Fischerschen analogen Dialektatlas gedacht hat, der ganz deutlich ursprünglich auch auf die Geographie der Laute und Formen abzweckte und eine mundartliche Aufteilung des Wörterbuchgebietes zum Ziele hatte. Nicht anders auch beim Hess.-Nass. Wb., wo man ebenfalls einmal die Schaffung eines Dialektatlas des Wörterbuchgebietes ins Auge gefaßt hatte: der Bericht von 1914 spricht von ihm noch v o r der provinziellen Wortgeographie. Allmählich kehrten sich die Dinge um; der Dialektatlas verschwand, und das fertige Werk, wie es jetzt zu erscheinen beginnt, wird regiert von dem wortgeographischen Gedanken. Das ist ungemein bezeichnend für gewisse Entwicklungen, wie sie sich, im letzten Jahrzehnt vor allem, im Kreise der deutschen Sprachgeographie vollzogen haben: der Zwang der Sache selber hat innerhalb der großen Wörterbücher dazu geführt, unter Erweiterung der Problemstellung die Wortgeographie mehr in den Vordergrund treten zu lassen.

Die Verfasserin hat andernorts in einem programmatischen Aufsatz (Teuthonista I, 22 ff.) gezeigt, daß sie das geschichtlich Gebundene ihrer Wörterbuchform durchaus gegenwärtig hat. Sie schreibt: 'Wie mit der Entwicklung etwa der Phonetik oder der Etymologie den Wörterbüchern auch phonetische und etymologische Aufgaben zuwuchsen, so erwachsen ihnen mit der Entwicklung einer Dialektgeographie auch geographische Aufgaben, und zwar ihrer besonderen Eigenart nach vor allem wortgeographische.' Dazu darf man bemerken, daß hier Dinge nebeneinandergestellt werden, die doch nicht ganz vergleichbar sind. Phonetik und Etymologie haften am Einzelwort und sind mit den Mitteln des Worts darstellbar, genau so wie der Formenwandel, wie die Bedeutungsentwicklung; und selbst die Erweiterung des Inhalts nach der Seite des Volkskundlichen hin, die seit Schmeller bei den großen Dialekt-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

wörterbüchern bald mehr bald weniger eingetreten ist, fügte sich ohne Schwierigkeit noch in diesen Rahmen. Die Wortgeographie dagegen hängt nicht mehr am Einzelwort; sondern wenn sie wissenschaftlich fruchtbar werden will, verlangt sie den Vergleich, den synoptischen Blick über die Synonymik eines Begriffs; und nicht mehr das darstellende Wort, sondern allein die Karte kann ihren Ansprüchen voll genügen. Man muß sich klar halten, daß mit diesem Anwachsen des wortgeographischen Elements die Entwicklung der Wortkunde zu einem Punkte geführt hat, wo das Wörterbuch als Gefäß für die Lexikologie nicht mehr zureicht, wo die neue, sozusagen in einer anderen Dimension sich bewegende Betrachtung den alten Rahmen sprengt, der für die Wortforschung von Jahrhunderten ausgereicht hatte. Die gegebene Folgerung scheint mir, daß man nicht so sehr das Wörterbuch umstellt auf eine Aufgabe, der es nach seinen ererbten Formen und Mitteln doch nur sehr unvollkommen genügen kann, sondern daß man für die neuen Aufgaben der Wortgeographie nach Kräften das neue Darstellungsmittel, eben den Atlas, ausbaut, der das Wörterbuch zu begleiten und zu ergänzen hat. Bei aller Schätzung der Bedeutung wortgeographischer Betrachtung (und ich schätze sie sehr hoch) — das Wörterbuch hat doch auch seine eigenen unveraltbaren Aufgaben, nicht zuletzt nach der Seite des Historischen hin; und der stärkste wissenschaftliche und praktische Nutzen dürfte für die Lexikologie zu gewinnen sein, wenn man Wörterbuch und Atlas nebeneinander bepflegt und jedes in seinem natürlichen, durch die Darstellungsmittel gegebenen Rahmen entwickelt.

Faktisch besteht diese Doppelung des Arbeitsweges und der Darstellungsform ja auch schon gutenteils. Um von Herm. Fischers schwäbischem Atlas zu schweigen, der noch seine besondere Beurteilung verlangt — das Rheinische Wb. verfügt über einen stattlichen Schatz rheinischer Wortkarten, der sich noch vermehren wird, beim Hessen-Nassauischen ist es nicht anders; und bei dem Westfälischen Wb., das die Akademie im vorigen Jahr unter ihre Obhut genommen hat, haben wir einen Augenblick daran gedacht, das Wörterbuch und den provinziellen Sprachatlas in gegenseitiger Fühlung zwar, aber doch gesondert voneinander Gestalt gewinnen zu lassen. Sicherlich hat es seine erheblichen Schwierigkeiten, neben dem Wörterbuch einen einigermaßen umfänglichen Dialektatlas zu Druck zu bringen und allgemein zugänglich zu machen. Aber das ändert nichts daran, daß allein die Arbeit unmittelbar an und aus diesen Atlanten der Weg ist, um der Wortgeographie die wissenschaftlichen Früchte abzugewinnen, die sie verspricht. Voraussetzung wäre freilich auch dann noch, daß die landschaftliche wortgeographische Arbeit überhöht würde durch einen allgemeinen deutschen Wortatlas. Denn gerade auch wortgeographisch sind die wichtigsten Erkenntnisse niemals auf landschaftlich begrenztem Felde zu gewinnen, sondern erst bei einem über das ganze deutsche Sprachgebiet sich dehnenden überblick. Gewiß, die dialektgeographischen Elemente — daß dies schriftsprachliche Wort im Vordringen ist und jenes mundartliche im Weichen, daß dies Wort eine Kontaminationsform und jenes eine Additionsform ist — das ist auch aus einer kleinen landschaftlichen Karte zu entnehmen. Aber was wir aus deutschen Wortkarten lernen wollen, das ist doch sehr viel mehr. Wenn man

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

sich die Gesamtsituation der deutschen Dialektgeographie vergegenwärtigt, muß es als eine schmerzliche Lücke und Hemmung beklagt werden, daß uns dieser große deutsche Wortatlas noch fehlt. Es muß bedauert werden gerade auch im Interesse der begrenzteren wortgeographischen Arbeit, mit der die landschaftlichen Wörterbüchern sich abgeben. Denn es ist keine Frage, daß diese landschaftliche Wortgeographie mit ganz anderer Sicherheit und ganz anderem Erfolge arbeiten könnte, wenn sie den großen deutschen Wortatlas im Rücken hätte.

Trotzdem ist es natürlich, wenn die erstarkende wortgeographische Forschung sich in dem vorliegenden Werk auch äußerlich zur Geltung bringt, zumal wenn man den besonderen Charakter dieses Werkes in Rechnung stellt. Das Hess.-Nass. Wb. bezeichnet sich ausdrücklich als 'Volkswörterbuch'; es will seinen Stoff nicht wissenschaftlich ausschöpfen, sondern nur eine vorläufige, auswählende, mehr populäre Ausgabe darstellen; um mit Wredes Worten zu sprechen, soll es 'ein Mittelding darstellen zwischen einem philologischen Lexikon und einem Lesebuch für gebildete Kreise'. Wie die Dinge liegen, muß man sich mit einer solchen Verkürzung ja zufrieden geben, so sehr ich auch immer wieder bedaure, wie stark die Darstellung historischer mundartlicher Sprache bei dieser Entwicklung Schaden nimmt. Jedenfalls steht also hinter den meist sehr knappen Artikeln des Wörterbuches das große Wörterarchiv; und ebenso steht hinter den wenigen Kartenskizzen der handschriftliche Wortatlas, mögen seine Karten schon tatsächlich vorliegen oder erst im Material vorhanden sein. Auch diese Wortkarten wollen deutlich einer doppelten Absicht dienen: sie sollen für den Laien das Buch verlebendigen, und ich zweifle nicht, daß sie diesen ihren werbenden Zweck aufs beste erfüllen werden; der Charakter als 'Bilderbuch' wird ganz gewiß den Absatz des Werkes steigern. Sieht man sie rein wissenschaftlich an, so ist zu sagen, daß es sich bei diesen Karten im Grunde um eine Teiledition des Hess.-Nass. Wortatlas handelt; und es ist nicht einzusehen, warum nicht das auszugsweise Wörterbuch und der auszugsweise Atlas Hand in Hand miteinander erscheinen sollten, zumal sicherlich eins dem andern zugute kommen kann.

Ein Notstand bleibt freilich: auch für das gelehrte Auge haben die Karten fürs erste mehr illustrativen Charakter; es geht ihnen die rechte wissenschaftliche Auswertbarkeit ab, weil nach allen Seiten der Anschluß fehlt und eben nur der Gesamtüberblick tiefere Deutungen gestattet. So schreitet denn auch die Verfasserin nur in Einzelfällen zu einer Interpretation der Kartenbilder, die sich aber auch begnügt mit einer Aufweisung des dynamischen Vorganges, der im Leben eines Wortes sichtbar wird. An einem Teil mögen die Karten, wenn ihre Zahl wächst, sich gegenseitig zu einer vertiefteren Auslegung helfen. Im übrigen muß man hoffen, daß im Laufe der Zeit die Anschlußkarten sich einstellen, soweit nicht der Deutsche Wortatlas die Lücken schließt, der sich bei jedem Schritt auf wortgeographischem Boden als die große Notwendigkeit dartut.

Und noch über ein anderes muß man sich klar sein. Wenn jetzt das Wörterbuch in großem Umfange Wortkarten aufnimmt, so ist mit dieser Teiledition des Wortatlas auf viele Jahrzehnte hinaus die Publikationsform für

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

die hessische Wortgeographie gegeben. Neben den Wortkärtchen des Dialektwörterbuches der französischen Schweiz ist ein Dialektatlas als Sonderwerk sehr wohl denkbar, neben dem Hess.-Nass. Wb. nicht mehr. Und genau so wie das Volkswörterbuch für Generationen d a s hess.-nass. Wörterbuch sein wird, so werden die 200 Karten im Wörterbuch d e n hess.-nass. Sprachatlas darstellen (auf diese Zahl kommt man etwa, wenn man auf Grund der 1. Lieferung eine Gesamtberechnung wagt). Das bleibt gegenüber den Karten, die das Archiv beherbergen wird, wohl eine vergleichsweise bescheidene Zahl; aber man mag sich mit ihr zufrieden geben. Dagegen läßt sich ein anderes leises Bedenken an dieser Stelle nicht ganz unterdrücken. Wenn man den Wortatlas, wie es jetzt geschieht, als Beigabe zum Wörterbuch druckt, wird man ihn doch nicht so anlegen und ausgestalten können, wie es wohl geschehen würde, wenn man ihn als selbständiges, eigenrichtiges Werk herausbrächte. Aber da diese Kartenpublikation vermutlich doch etwas Endgültiges darstellt, so bleibt nur der Wunsch, daß man sie so entschieden wie möglich auf diese Endgültigkeit einrichte. Ich würde also plädieren für ganzseitige, gleichmäßig gehaltene Karten in möglichst großer Zahl (die kleineren Skizzen haben ihnen gegenüber weniger instruktiven Wert), für tunliche Eindämmung der bloß ungefähren Eintragungen (obgleich die gestrichelten Linien an sich kein Unglück sind), vor allem aber für Erläuterungen der Kartenbilder, soweit sie die Verf. überhaupt zu geben vermag und soweit sie sich im Rahmen des Wörterbuchs geben lassen. Gerade der Laie, der doch erklärtermaßen auch etwas von diesen Karten haben soll, wird ihnen ohne Hilfe zumeist nichts abgewinnen können.

Das Rhein. Wb. will den Ansprüchen, die die Wortgeographie auch an den Lexikographen stellt, auf andere Art gerecht werden: es will dem Lexikon einen Ergänzungsband folgen lassen, in dem die Synonymik in kartographischer Darstellung veranschaulicht wird. Das ist ein Verfahren, das gewiß den Vorteil für sich buchen kann, daß es auf solche Weise möglich wird, das Kartenwerk als eine in sich geschlossene, nach ihren eigenen Ansprüchen geformte Arbeit hinzustellen (nur sollte es dann auch den nötigen Umfang gewinnen!). Eine Vereinigung des Wörterbuchs mit dem Wortatlas, wie sie das Hess.-Nass. Volkswb. versucht, scheint äußerlich praktischer und bequemer, aber sie schafft Bindungen, nach beiden Seiten hin. Indes, gefährlich würde sie erst, wenn sie den Blick gegenüber dem Eigenrecht und den besonderen Forderungen des Wörterbuchs beengte. Das wird niemand dem Hess.-Nass. Wb. nachsagen, obwohl fühlbar wird, wie stark der wortgeographische Gedanke nicht nur, sondern überhaupt die Marburger sprachgeographische Arbeitspraxis das Wörterbuch innerlich formt. Diese Praxis hat zu einer Genauigkeit in bezug auf die Angabe der geographischen Bezeugung geführt, wie sie noch kein deutsches Wörterbuch, auch das Rheinische nicht, aufzuweisen hat; auf diesem Felde liegt die eigentliche Anspannung der Verfasserin. Zuweilen fühlt man sich unmittelbar an Wredes Sprachatlas-Berichte im 'Anzeiger für deutsches Altertum' erinnert, wenn die Verfasserin sich bemüht, mit Worten ein geographisches Bild zu vermitteln; nur daß sie dabei im Gegensatz zu jenen verhältnismäßig einfachen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Linienbeschreibungen oft vor einer praktisch nicht mehr lösbaren Aufgabe steht: was etwa die Beschreibung unter lachen 2 geben will, das kann schlechterdings nur die Synonymenkarte leisten. So begegnet denn in diesem Wörterbuch kein bequemes 'allgem.', wie man es sonst wohl gewöhnt ist; sondern wo die Belege sich mehren oder häufen, versucht die Verfasserin immer noch durch die Gruppierung der Belegworte geographische Bilder zu geben — Bilder freilich von bedingter Gültigkeit; denn zuverlässige Angaben über die Verbreitung sind in der Mehrzahl der Fälle bei der stark zufälligen Zusammensetzung des gesammelten Materials nicht möglich.

Aber nicht nur zu peinlichster Genauigkeit hat sich die Verf. durch den nachbarlichen Sprachatlas erziehen lassen (bei den zu zahlreichen Verweisungen scheint sie mir fast übergenau), sondern auch zu größter Vorsicht. Die Etymologie alten Stils ist bei den Dialektgeographen ja in Mißkredit gekommen, und nicht ganz mit Unrecht. Die moderne Wortgeographie hat den Nachweis erbracht, daß auch beim Etymologisieren unter Umständen ihr der Vortritt gebührt. Aber auch die Wortgeographie ist kein etymologisches Allheilmittel; der Artikel Langwiede z. B. zeigt, daß auch bei reichem wortgeographischen Material Zweifel bleiben können. Und ob die Situation der Wortforschung wirklich eine so generelle Abkehr von der Haltung rechtfertigt, wie sie in diesen Dingen des Deutens etwa das Schwäb. und das Schweiz. Wb. einnehmen, ist mir doch fraglich. Es soll ja gar nicht jenes gefährliche Etymologisieren sein, das immer auf Stämme und Wurzeln aus ist; es gibt auch eine Art von immanentem Deuten, die darin besteht, daß man den Benutzer auf vergleichbare Wörter im eigenen oder in benachbarten Wörterbüchern hinweist, daß man unter Umständen Zusammengehöriges unter einem Stichwort zusammenrückt, daß man gegebenenfalls historische Belege beibringt, um das Einzelwort aus seiner Isolierung zu befreien. In alledem aber zeigt die Verfasserin die stärkste Zurückhaltung; in einzelnen Punkten ist sie zwar, wie ich anerkenne, ein wenig entgegenkommender als das intransigente Rhein. Wb. (das aber wenigstens in einem Ergänzungsbande das Deuten nachzuholen verspricht), in anderem dafür noch ängstlicher. Auch hier glaubt man die Schule des Wortatlas zu spüren. Jenes voraussetzungslose, aufs Interpretieren verzichtende Ausbreiten des Materials, das Wrede als Absicht der Sprachatlas-Karten (auch der jetzt publizierten) hinstellt, ist im tiefsten Grunde auch die Darstellungsform, die die geographisch orientierte Arbeit der Verfasserin auf einer anderen Fläche zu verwirklichen sucht. Gewiß, wenn man sich auf Statistik beschränkt, wenn man jedes Stichwort für sich bringt (auch in Fällen wie lachern-lächern), wenn man in jedem zweifelhaften Fall auf den Deuteversuch Verzicht leistet, wird man nie irregehen; nur leitet man dann auch den Benutzer nicht und enthält ihm die Hilfe vor, die er erwartet. Der Kritiker hat es hier nicht leicht: er sieht sich vor einer peinlich gewissenhaften Akribie, die an sich hohes Lob verdient, gerade in einem Wörterbuch; aber er muß doch auch feststellen, daß sie zu einem Mangel an Dichte geführt hat, zu einer gewissen Sprödigkeit, wie man sie dem Rhein. Wb. nicht nachsagen kann. Vor allem ist zu fragen, ob es ein glücklicher Griff war, jene reliefschaffende Gruppenbildung aufzugeben, die

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

unter dem Hauptstichwort auch Ableitungen und Kompositionen zusammenfaßt; die umständliche Reihe etwa der Substantivkompositionen mit Lach- ist so, wie der Text sie bietet, schwer erträglich.

Vielleicht, daß bei all diesen Dingen auch der Gedanke mit im Spiel war, dem nichtphilologischen Leser die Benutzung des Werkes und die Freude an ihm zu erleichtern. Diese ungelehrtere Haltung wird ja mehr und mehr zum Stil der 'Volksausgaben', wie sie uns die letzten Jahre auf dem Felde der mundartlichen Lexikographie gebracht haben. Aber so verständlich eine solche Entwicklung sein mag — wenn man bedenkt, daß die verkürzten Ausgaben voraussichtlich für Generationen die definitiven sein werden, fragt man sich doch, wieweit dieser Stilwandel des Dialektwörterbuches gutzuheißen ist. Gerade in einem Werk wie dem vorliegenden, dessen Verfasserin sich gewillt und gerüstet zeigt, der modernsten Entwicklung der Mundartenkunde Rechnung zu tragen, schiene ein Nachgeben gegenüber der populären Forderung nicht paßrecht.

Aber all solche Wünsche und Zweifel, wie sie hier pflichtmäßig geäußert wurden, dürfen nicht das Urteil trüben, daß die Verf. in selbstlos treuer und gediegener Arbeit unserer Wissenschaft ein eigenwüchsig-bedeutsames Buch zubereitet. Der Mut, alles auf eine Karte zu setzen, hat immer etwas für sich. Er hat hier ein gerade in seiner Problematik reizvolles Werk geschaffen, das vielleicht auch mithelfen kann zur Aufhellung der etwas unklaren Allgemeinsituation der deutschen Wortgeographie.

Wilhelm Peßler, Plattdeutscher Wortatlas von Nordwestdeutschland nach eigenen Forschungen und mit eigenen Aufnahmen. Hannover 1928.

Von einer guten Dissertation kann man bekanntlich sein ganzes Leben lang zehren. Peßlers wissenschaftliche Leistung bestätigt selten nachdrücklich diesen Satz. Vor rund fünfundzwanzig Jahren verfaßte er seine schöne Promotionsschrift über die Ausbreitung, besonders die Grenzen des Niedersachsenhauses, und wie seine ganze seitherige Arbeit auf diesem Grunde steht und Gedanken ausgestaltet, die aus diesem Boden gekeimt sind, so knüpft auch seine letzte Veröffentlichung unmittelbar an jene Erstlingsstudie an. Damals schon hat Peßler in über 100 niederdeutschen Dörfern die Sachbezeichnungen für etwa 75 Teile des Niedersachsenhauses gesammelt und ist dabei auf einen unerwarteten Synonymenreichtum gestoßen. Das sehr zuverlässige, weil aus unmittelbarer Beobachtung an Ort und Stelle geschöpfte Material hat er zu wortgeographischen Karten verarbeitet, und die 18 ergiebigsten von diesen Karten legt er in seinem Atlas vor — der etwas ausschweifende Titel des Werkes läßt also nicht recht erkennen, worum es sich handelt.

Die Arbeit zeigt alle Kennzeichen eines ersten Wurfes. Das Beobachtungsnetz ist nicht nur an sich zu locker, sondern vor allem auch zu ungleichmäßig; am empfindlichsten ist die große Lücke im äußersten Westen: die westliche Hälfte von Westfalen muß sich mit ein paar peripheren Aufnahmen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

begnügen, was gerade bei diesem wichtigen Übergangsgebiet nicht angeht; so bleibt denn dem Verfasser hier gelegentlich nichts anderes übrig, als einfach die Waffen zu strecken. Auch das technische Verfahren hat seine Mängel: Peßler greift in der Hauptsache zu (wie mir scheinen will: unnötig groben) Strichelungen, um die verschiedenen Synonymengebiete möglichst plastisch voneinander abzuheben. Das ist an sich zu loben; aber diese Strichelungen ziehen sich unbedenklich auch über die weiten Gebiete, aus denen keine Belege vorliegen, und so präjudizieren sie viel zu viel. Der Kommentar weiter, der mit tastenden Deutungen die Karten begleitet, rührt viele Dinge an, ohne doch irgendwo ernsthaft zuzugreifen, und die 'Zusammenfassung der Ergebnisse' am Schluß zeigt mit ihren Allgemeinheiten vollends, daß es zunächst einmal gilt, die Fragen richtig zu fassen, die das Material stellt, und sich zu überlegen, wo und wie man weiter arbeiten muß, um dieser Fragen Herr zu werden.

Diese Unfertigkeit ist das Schicksal solcher Arbeiten wie des Peßlerschen Atlasses; der Verfasser selber sieht im Hintergrunde ein größeres, vollkommeneres Werk. Fassen wir die Lehren in Kürze zusammen, die sich unmittelbar aus den vorliegenden Karten für eine Fortsetzung der geographischen Arbeit ergeben — Peßler deutet sie zum Teil selber an. Vor allem: das Beobachtungsfeld muß verbreitert werden; der 'niedersächsische Kulturkreis' verträgt mitnichten die Interpretation aus sich selbst. Gewiß hat die Erfüllung dieser Forderung insofern ihre Schwierigkeiten, als eben ein besonderer, nur in Norddeutschland verbreiteter Haustypus das Material der Befragung hergegeben hat. Aber so wertvoll es methodisch ist, wenn Peßler ein geschlossenes Sachgebiet zu wortgeographischen Bildern verarbeitet hat, man wird fürs erste doch vielleicht darauf zu sehen haben, möglichst weit verbreitete Gegenstände abzufragen; auch das Peßlersche Material enthält übrigens eine Reihe geeigneter Begriffe wie Brunnen, Fach, Traufe, Einfahrtstor. Hat man auf weiträumigen Karten die allgemeinen Gesetze wortgeographischer Schichtung und Gruppenbildung gelernt, so kann man mit größerem Gewinn auch begrenztere Karten auslegen. Vor den Peßlerschen Skizzen hat man den ungefähren Eindruck, als wenn ein alter niedersächsischer Wortbestand vor allem in der Richtung von Südosten nach Nordwesten überflutet und verjüngt wird; daneben wird ein alter West-Ost-Stoß spürbar, der besonders Bezeichnungen lateinischen Ursprungs vorgetrieben hat; jüngere Einflüsse wirken von der Wasserkante her. Wer aber über dies Ungefähr hinausstrebt und die Gründe für die Aufsprengung der Südzone des beobachteten Gebietes erfahren will, kann eben den Anschluß nicht entbehren. Daß das Nebeneinander von niederrheinischem Gebund und mecklenburgisch-vorpommerischem Gebind für das Fach im Bauernhause sich auf dem Wege der Kolonisation erkläre, ist vorläufig Vermutung; die Gesamtkarte könnte Gewißheit geben. Nicht zuletzt sind es auch die lateinischen Eindringlinge im Westen, Pütt für Brunnen, Posten für Dielenständer, Porte, Kamer, die das Bedürfnis nach einem weiteren überblick wecken. Hier fehlt vor allem das Niederländische schmerzlich; wir wissen vom Sprachatlas her längst, daß es sprachgeographisch

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

einfach nicht zu entbehren ist. Aber sehr mit Recht betont Peßler bei Gelegenheit der Brunnenkarte, daß das wortgeographische Bild seinen vollen Ertrag erst abwirft, wenn das Blickfeld über das ganze germanische Sprachgebiet gedehnt wird. Das sind die Stellen, wo die Wortgeographie Aufschlüsse über große Kulturbewegungen verheißt für Zeiten, in denen andere Überlieferung noch gar nicht oder nur sehr undeutlich spricht.

Aber sie hat mehr zu leisten, als nur allgemeine Kulturströmungen und -ablagerungen festzustellen. Es geht, nicht zuletzt durch romanische Vorbilder genährt, heute auch durch die deutsche kulturgeographische Forschung ein Zug, der sie dem Studium der 'Großbewegungen' ein besonderes Augenmerk schenken läßt. Es muß indes unser Ehrgeiz bleiben, weiterzukommen. Unsere Wortgeographie muß einen Grad von Dichtigkeit erstreben, der auch bei kleineren Wortgebieten wenigstens einigermaßen brauchbare Grenzziehungen erlaubt. Man sehe sich auf Peßlers Karten einmal den Norden der Rheinprovinz und die östlich anstoßenden Gebiete an: ein, wie wir wissen, kulturgeschichtlich und demzufolge auch wortgeographisch so zerklüftetes Gebiet läßt nur bei schärferer Grenzführung Deutungen zu. Aber auch größere Gebiete rufen danach. So fällt z. B. bei Peßler des öfteren auf, wie eine Bezeichnung im heutigen Westfalen und nördlich davon ein größeres Gebiet bedeckt (vgl. die Karten 7, 8, 9). Aber um das deuten zu können, um zu erkennen, ob etwa das Bistum Münster als eine Art von Kulturprovinz die Ausdehnung einer Bezeichnung beeinflußt hat oder ob und welche andere regionalen Bildungen und Bindungen im Spiele sind, bedarf es eben schärferer Bilder. Die deutsche Sprachgeographie hat wohl einmal den Grad der Abhängigkeit sprachlicher Räume von Herrschaftsgrenzen und Verwaltungsräumen überschätzt. Aber ein wirkliches wissenschaftliches Ausschöpfen der wortgeographischen Tatsachen wird sich immer auf den Versuch angewiesen sehen, die Wortbezirke mit anderen räumlichen Phänomenen in Beziehung zu setzen; da kann denn nur die Übereinstimmung der Grenzen die Richtigkeit der Parallelisierung sichern. Mag fremde Forschung auch unser Bemühen um die Grenzen sprachlicher Räume zweifelnd betrachten, wir dürfen davon nicht lassen. Und mag er vorläufig noch so undeutlich sein, methodisch richtig ist der Weg doch, wie ihn etwa Frings und Nießen in ihren Untersuchungen zur Geographie und Geschichte von Ostern, Samstag und Mittwoch im Westgermanischen gehen (Indogerm. Forsch. Bd. 45). Dort wird vor allem bei Paschen für Ostern sehr lehrreich der Versuch gemacht, die Ausdehnungszone des Wortes auf die Kölner Kirchenprovinz zu beziehen. Merkwürdig übrigens, daß Ähnlichkeiten zu bestehen scheinen zwischen den Frings-Nießenschen Karten von Paschen und Satertag (Saturni dies) und den Peßlerschen von Pütt, Posten und Kamer. Jedenfalls sind es kulturgeographische Aufschlüsse, die die Karten hier wie in anderen Fällen versprechen; Peßler sollte nicht von der 'Fülle von Erkenntnissen volkstumsgeographischer Art' sprechen, die der Atlas bereits vermittelt. Seine alte Liebe, der Gedanke der Ethno-Geographie, gibt ihn nicht frei.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Höchst wichtig ist sodann die Forderung der Wortbedeutungskarten neben den Sachbezeichnungskarten; hier ist eine Lücke zu füllen, die die Wortgeographie bislang nicht deutlich genug empfunden hat. Zu der Brunnenkarte etwa, die im Westen eine Zone mit Pütt (lat. puteus) aufweist, gehört als notwendige Ergänzung eine andere Karte, die uns zeigt, wo Pütt (resp. Pfütze) in anderen Bedeutungen erscheint; sie wird gut tun, auch die ans Deutsche grenzenden romanischen Gebiete einzubeziehen. Es liegt auf der Hand, was eine solche Ergänzung für die Feststellung des Gesamtumfanges eines Wortbezirkes und die verschiedenen Arten seiner Veränderungen, für die Frage von Reliktgebieten u. dgl. bedeuten kann. Darin liegt rein methodisch vielleicht das größte Verdienst von Peßlers Arbeit, daß er wenigstens an zwei Beispielkarten klarmacht, wie wertvolle Hilfe der Synonymenkarte von der Wortbedeutungskarte kommt.

Eine letzte Forderung endlich ist die nach einem möglichst großen Reichtum von wortgeographischen Aufnahmen. Wir dürfen nicht vergessen, daß die Wortgeographie auf der einen Seite und auf der andern die Lautgeographie, wie sie die Karten des Deutschen Sprachatlas im wesentlichen zum Gegenstand haben, uns vor eine verschiedene Situation stellen: bei den lautgeographischen Karten vertritt das in seinen lautlichen Unterschieden veranschaulichte Wort unter Umständen eine Fülle anderer, die dieselben Laute enthalten (was für Stein gilt, gilt im Regelfalle auch für Bein usw.); bei den wortgeographischen Karten dagegen ist die einzelne in viel höherem Maße individuell. Wer nur anderthalb Dutzend von Wortkarten vor sich hat, wie Peßlers Atlas sie bringt, steht deshalb vor einer verwirrenden Buntheit der Bilder. Vermutlich sind Hunderte von Karten nötig, ehe sich die großen Gesetzmäßigkeiten mit Sicherheit fassen lassen, die dann wieder in die Einzelkarte Licht bringen. Der Grundgedanke Peßlers ist sehr gesund, der, von der Sache ausgehend, eine größere Zahl wortgeographischer Fragen an dasselbe Objekt knüpft; aber die Arbeit muß vervielfältigt werden.

Peßler ordnet seinen Wortatlas vollbewußt in den größeren Zusammenhang volkskundlicher Arbeit ein. Das ist der Rahmen, in dem die wortgeographischen Studien am fruchtbarsten zu werden versprechen, wobei man freilich die Volkskunde in der neuen kulturmorphologischen Perspektive sehen muß, wie es der Eingangsaufsatz des vorigen Heftes dieser Zeitschrift andeutet. Peßler spricht mehrfach von dem Ausbau der von ihm in Angriff genommenen Arbeit, aber nicht ganz widerspruchslos. Und fast scheint es, als wenn das Ideal, das ihm vorschwebt, eine größere Zahl volkskundlicher Einzelatlanten aus den verschiedenen deutschen Landschaften ist, deren Zusammensetzung das große Kartenwerk Deutschlands und seines Volkes ergeben solle (S. 8). Hier muß ich widersprechen — vielleicht mehr um der Benutzer des Buches, als um seines Autors willen, der heute hoffentlich nicht mehr an dieser überholten Meinung festhält, nachdem er selbst in die Front des deutschen Volkskundeatlas eingetreten ist. Das große volkskundliche Kartenwerk des deutschen Volksbodens ist nutzlos ohne Gleichartigkeit nach Idee, Stoff und Form, und diese Gleichartigkeit ist niemals durch Anein-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

anderreihung landschaftlicher Sonderwerke zu gewinnen. Also ja keine wissenschaftliche Kleinstaaterei! Zunächst müssen wir alle Kraft sammeln für das große Gemeinwerk; das gilt für die wortgeographische Arbeit ebenso wie für die Geographie volkskundlicher Gegenstände, und gerade von den Wortführern der neuen Forschungsrichtung darf jetzt keiner mehr aus der Reihe tanzen. Daneben soll ganz gewiß Raum bleiben für landschaftlich begrenzte Sonderarbeit; aber erst vor dem Hintergrunde der umfassenden Übersichtskarte wird sie voll fruchtbar werden.

Man hat so oft den Geist und das Leben in der Volkskunde hinter der Fülle der Materialsammlung vermißt, und es wäre nicht ganz unverständlich, wenn dem Fernerstehenden verstärkte Bedenken nach dieser Richtung hin kämen, der von solchen Forderungen weitgespannter Sammelwerke hört, Sammelwerke, in denen auch das fürs erste noch versinken soll, was seitheriger volkskundlicher Sammelarbeit so oft die liebenswürdige Entschuldigung gab: die Hingegebenheit an heimatliche, landschaftliche Volksart. Aber die Zukunft wird lehren, daß gerade diese Aufnahmearbeit im großen den Geist und das Leben in der Volkskunde befreien hilft.

So läßt also die Peßlersche Arbeit mit ihren Lücken und Vorläufigkeiten vielen Wünschen Raum; dennoch bleibt es eine Leistung, die hohen Lobes wert ist. Und fast beneidet man den Verfasser um den frischen Zugriff, mit dem er eine halbfertige, aber gute Sache einfach auf die Füße stellt, um die Unbekümmertheit, mit der er sich frank und frei auf dem unvertrauten und nicht ungefährlichen Boden von Nachbarwissenschaften bewegt. Hier gilt wirklich einmal die alte Weisheit, daß die Hälfte mehr sein kann als das Ganze. Hoffentlich beschert uns Peßler neben der ersten Auswahl seiner 75 Karten bald noch eine zweite!

Wilhelm Peßler, Deutsche Wortgeographie. Wesen und Werden, Wollen und Weg. [Sonderabdruck aus „Wörter und Sachen" Bd. XV.] Heidelberg 1932.

Die erste zusammenfassende Arbeit über deutsche Wortgeographie beschert uns ein Geograph — ein Germanist brächte wohl noch nicht den Mut dazu auf. Sie hält freilich nicht ganz, was der klingende Untertitel verspricht: das Heft bietet im wesentlichen eine nach sachlichen Gesichtspunkten geordnete Übersicht dessen, was an wortgeographischer Arbeit bislang auf deutschem Boden geleistet worden ist. Peßler verfügt anscheinend über eine sehr reichhaltige und bunte Sammlung wortgeographischer Literatur; denn in seiner grundrißartigen Darstellung spielt auch allerlei Kleinzeug, Berichte, Aufsätze, Zeitungsartikel, Sonderdrucke u. dgl. eine erhebliche Rolle. So steht dann Großes neben Kleinem, öfter in sonderbarer und wenig stimmiger Nachbarschaft. Es versteht sich, daß der Germanist manches anders angefaßt und manches mit einer anderen Begleitmusik versehen hätte: die kritischen Töne fallen ganz aus. Gleichwohl kann man dem Verfasser dankbar sein für diese handliche bibliographische Überschau, die auch Entlegeneres ans Licht zieht.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Aber die Grundhaltung und die Zielsetzung. 'Die deutsche Wortgeographie hat sich in den letzten Jahren zu ungeahnter Blüte entfaltet' heißt Peßlers erster Satz, und dieser überschwängliche Ton beherrscht die ganze Schrift. Es ist, als wenn mit der deutschen Wortgeographie alles in schönster Ordnung wäre. Wer sich bemüht, nicht nur das Einzelne zu sehen, sondern das Ganze, wird das schwerlich unterschreiben. Der Reichtum, der P. den Blick benimmt, ist doch ein Reichtum partikularer und zusammenhangloser Arbeit. Die großen Mundartwörterbücher, namentlich des deutschen Westens und des deutschen Südostens, sind heute die fruchtbarsten Träger wortgeographischer Arbeit. Aber erstens: Wieviel fehlt noch, daß ganz Deutschland mit solchen Wörterbüchern, geschweige mit gleichmäßig arbeitenden Wörterbuchzentralen besetzt wäre? Und dann: Wo ihr Aufnahmebezirk aufhört, da hören auch ihre Wortkarten auf; und manche Frage bleibt offen, weil man nicht weiß, wie es jenseits der Grenzen weitergeht. Diese landschaftliche Zerstückelung gibt heute der wortgeographischen Arbeit in Deutschland ihr Gesicht. Natürlich hat auch eine solche Form der Arbeit ihre starken Seiten. Je begrenzter der Raum, um so größer kann die Dichte und Gründlichkeit der Aufnahme sein, um so mehr läßt sich die Fragestellung verfeinern, um so knifflicher wird, was aus den Wortkarten herauszulesen ist — wenn man nicht schließlich auf das Herauslesen verzichten und sich mit dem bloßen Vermerken zufrieden geben muß. Der wertvolle und aufschlußreiche 'Wortatlas des Kreises Wetzlar', den Walter Wenzel 1930 veröffentlichte und der seither schon Schule gemacht hat, zeigt, welche Formen die Wortgeographie notwendig bei zunehmender Verengerung des Beobachtungsfeldes annimmt. Aber der Sinn der Karte ist doch nicht bloß das mikrologische Meßtischblatt, an dessen Rändern alle Flußläufe und Eisenbahnstrecken durchgeschnitten sind, zur Karte gehört auch, und zwar noch wesentlicher, die Breitensicht, die natürlich auf das einzelne verzichten muß, ohne daß sie darum die Dinge verfälschte. Um es noch einmal auszusprechen (vgl. S. 124 und S. 153 f.): wir brauchen den Deutschen Wortatlas. Gewisse Fragen, und vielleicht die wichtigsten, wird nur er zu beantworten gestatten und nicht eine Beobachtung, die sich mit den Gliedern begnügt und auf den ganzen Körper verzichtet. Die deutsche Wortgeographie muß heute den Weg ins Weite gehen, nicht den ins immer Engere; und eine Darstellung, die hier nicht eine große Lücke empfindet, die diesen Mangel nicht offen herausstellt, die hier nicht auf Klärung der Lage dringt und zu durchgedachten Forderungen vorstößt, scheint mir nicht deutlich genug zu sehen, wohin 'Wollen und Weg' der deutschen Wortgeographie zu führen hat. P. bucht zwar auch die Anfänge einer den ganzen deutschen Volksboden überspannenden wortgeographischen Aufnahme und Kartierung, die Bernhard Martin auf Veranlassung des Deutschen Wörterbuchkartells unternommen hat; er streift auch kurz die wortgeographische Arbeit, die nebenher im Atlas der Deutschen Volkskunde geleistet wird. Aber wenn er die Summe zieht: 'so kommt immer mehr Stoff zusammen, um einen deutschen Wortatlas zu verwirklichen', so dürfen wir uns schwerlich bei solcher Ergebnisicht beruhigen. Was not täte, wäre ein engeres Zusammenarbeiten des Deutschen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Sprachatlasses und des Deutschen Volkskundeatlasses in Dingen der Wortgeographie. Die sprachgeographische Erfahrung, die im Marburger Sprachatlas aufgesammelt ist, und die neuen wissenschaftlichen und materiellen Möglichkeiten des Berliner Volkskundeatlasses, vor allem seine großartige Sammelorganisation müßten sich zusammenfinden, um den Plan eines Deutschen Wortatlasses als eines selbständigen und eigenrichtigen Werkes zu entwerfen und durchzuführen. Selbstverständlich ohne damit ihre eigenen Aufgaben und Arbeitsformen irgendwie zu beeinträchtigen. Schon jetzt geschieht es, daß Landesstellen des Volkskundeatlasses dem Atlasfragebogen von sich aus und für ihren Bezirk Sonderfragen beilegen, die Dutzende und Aberdutzende reiner Wortverbreitungsfragen enthalten — man macht sich mit Recht den eingespielten Apparat zunutze, der so bequem wichtigste Forschungsunterlagen herbeischaffen kann. Aber es ist doch schmerzlich zu sehen, wie wir auf diesem Felde über den Partikularismus wieder einmal nicht hinauskommen, obgleich es im Grunde nur den Entschluß kostet. Ich unterschätze den wortgeographischen Gewinn, der bei der Arbeit des Wortkundeatlasses herausspringt, gewiß nicht, aber eingestandenermaßen hat die Wortgeographie in ihm nur als Dienerin, allenfalls Begleiterin der Sachgeographie ihren Platz. So hoch diese Verbindung von Wort und Sache anzuschlagen ist, der Wortbestand erschöpft sich nicht in volkskundlich belangreichen Sachbezeichnungen, und die Wortgeographie darf es ebensowenig. Deshalb werden wir nicht zum Ziele kommen, solange wir die Wortgeographie nur als ein Anhängsel zur volkskundlichen Geographie behandeln. Es braucht einen Frageplan von einigen hundert Einzelfragen, der seinen Ausgangspunkt im rein Wortgeographischen hat. Und wenn es möglich ist, daß Landesstellen des Volkskundeatlasses (einfach aus einer Art wissenschaftlicher Notlage heraus) einem Fragebogen des Volkskundeatlas fünfzig wortgeographische Sonderfragen beigeben, dann muß es auch möglich sein, daß die Zentrale des Volkskundeatlasses ein paar hundert wortgeographische Fragen aus dem ganzen deutschen Volksgebiet hereinbringt. Nur auf diesem Wege können wir zu dem Deutschen Wortatlas gelangen, dessen Notwendigkeit auch jeder landschaftlich gebundene Forscher auf Schritt und Tritt empfindet. P. zitiert mit Recht einen Satz Josef Müllers: 'Solange nicht die kulturgeographischen Zusammenhänge der Landschaften auf den verschiedensten Lebensgebieten erkannt und dargestellt sind, wird auch die Wortgeschichte, willkürlich betrieben, in der Luft hängen'. Aber wer wird dem Weg trauen, den Müller andeutet: 'Erst die jetzt anhebende Wortgeographie wird nach Vollendung sämtlicher wortgeographisch orientierter Wörterbücher diese Aufgabe, aber auch nur im Verein mit anderen kulturgeschichtlichen Disziplinen, leisten können'. Auf diesem Wege der Summierung landschaftlicher Einzelarbeit ist der gesamtdeutsche Wortatlas nie zu erreichen. Hätten wir ihn schon, wer zweifelt daran, daß die sich immer mehr entfaltende wortgeographische Einzelarbeit, die P. zu seinem optimistischen Urteil geführt hat, mit anderen Fragestellungen und anderen Methoden, mit anderer Sicherheit und anderen Erfolgen arbeiten würde, weil sie eben nur an einer großen Zahl von Gesamtkarten die nötigen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Richtungspunkte und Kontrollmittel gewinnen kann. Auch die deutsche Lautgeographie ist deshalb zu ihren großen Erfolgen geschritten, weil sie den großen deutschen Lautatlas im Rücken hatte.

Peßler träumt schon von einem 'gesamtgermanischen Zusammenschluß wortgeographischer Forschung'. Mehr noch: 'Das Endziel unserer Bestrebungen ist ein von vornherein nach einheitlichen Gesichtspunkten angelegter Atlas der Wortgeographie Europas.' Luftschlösser bauen ist in der Wissenschaft nicht schwerer als anderswo; und warum sollte man es nicht auch in der Wissenschaft gelegentlich tun? Aber unsere erste Aufgabe auf Erden ist doch, mit festen Händen anzugreifen, was zugleich nötig und möglich ist.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Der deutsche Volkskundeatlas

1928

Der deutsche Volkskundeatlas ist eine geschichtliche Notwendigkeit, auch wenn man von seiner ideellen Bedeutung absieht und ihn lediglich im Rahmen der Entwicklung der deutschen Volkskunde betrachtet. Die Situation dieser jungen Wissenschaft drängt auf ein solches Atlaswerk hin. Man hat der Volkskunde öfter den Vorwurf gemacht, daß sie zu sehr im bloßen Sammeln ihres Stoffes steckengeblieben sei und ihn zu wenig deutend zu bewältigen versuchte. Der Vorwurf hat recht, aber doch nur halb. Es liegt im Wesen der Volkskunde, daß sie große Stoffmassen zusammentragen und weite Räume (auch rein geographisch gesehen) überblicken muß, ehe sie sich ans Deuten machen kann. Und heute wissen wir, daß es die vorsichtigeren Volkskundler gewesen sind, die einfach ans Buchen gingen und mit dem Deuten zurückhielten. Ehe man nicht weite Felder übersah, konnte es nicht anders sein, als daß das Deuten irgendeiner Voreingenommenheit zuliebe abirrte, gewöhnlich ins Romantische abirrte. Gewisse Teilgebiete der Volkskunde haben wissenschaftlich einen Vorsprung gewonnen dadurch, daß sie die vergleichende Zusammenschau großer Stoffmengen zum grundlegenden methodischen Prinzip machten, die Volksliedforschung, die Märchenforschung, vor allem die Mundartenforschung. Und von diesen Forschungszweigen hat der, der aus äußeren und inneren Gründen die breitesten Stoffmassen zum Vergleich nebeneinanderstellen konnte, die umfassendsten und fruchtbarsten neuen Erkenntnisse gezeitigt. Das ist eben die Mundartenforschung, von der zu sagen ist, daß sie nicht nur einen neuen Abschnitt der Sprachwissenschaft einleitet, sondern die Wege weist zu neuen Formen historischer Erkenntnis überhaupt.

Die Methode, die der Mundartenforschung ihren großartigen Aufschwung gegeben hat, ist die kartenmäßige Darstellung mundartlicher Formen. Ein Versuch, wie ihn schon Napoleon anstellte, indem er die Geschichte vom verlorenen Sohn in die verschiedenen Mundarten seines Reiches übertragen ließ, ist vom 'Sprachatlas des Deutschen Reiches' im größten Maßstabe wiederholt worden. Diese sprachgeographische Forschung hat sich als so ungeheuer fruchtbar erwiesen, nicht nur auf deutschem, sondern auch auf romanischem Boden, daß sie gebieterisch ruft nach einer übertragung ihrer Methoden auf verwandte Wissensgebiete, die ebenfalls der kartographischen Vergegenwärtigung zugänglich sind. Unter ihnen kommen in erster Reihe Forschungsinhalte in Frage, die mit der Mundart die Volksgebundenheit teilen, d. h. eben volkskundliche Erscheinungen, das Wort im weitesten Sinne genommen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Noch von einer anderen Richtung aus gesehen, bedeutet der Volkskundeatlas einen notwendigen Akt organischer wissenschaftlicher Entwicklung. Innerhalb der Volkskunde selber, auch jenseits des Sondergebietes der Volkssprache, ist nämlich der Schritt zur Karte geschehen. Und zwar sind es vorzugsweise die volkskundlichen Realien, deren Bearbeiter schon wiederholt die Nötigung zu einer kartenmäßigen Darstellung empfunden haben. Die Anfänge einer deutschen Sachgeographie liegen also schon seit Jahrzehnten vor. Namentlich die Siedelformen des ländlichen Volkes sind es gewesen, die frühzeitig zu geographischer Aufnahme und Darstellung führten, und zwar gilt das ebenso für den engeren Bezirk, den Hausbau, wie für den weiteren, die Dorfform. Da diese volkskundlichen Objekte in den Interessenkreis der Erdkunde fallen und besonders von Geographen behandelt worden sind, versteht es sich von selbst, wenn hier zufrühest die kartographische Darstellung Platz griff. Aber trotz dem Vorsprung, den auf dem Felde volkskundlicher Kartographie die Behandlung von Bau und Siedlung zweifellos hat, kann auch hier die bereits vorliegende Arbeit erst als Ansatz und Anreiz gewertet werden. Wo diese Arbeit die nötige Dichtigkeit der Aufnahme zeigt, wie z. B. in den Arbeiten von Schlüter über die Siedelungen im nordöstlichen Thüringen und von Hennig über die Dorfformen Sachsens, ist das Beobachtungsfeld ziemlich eng begrenzt. Wo es aber weiter gedehnt ist, wie in Peßlers Forschungen zum niedersächsischen Bauernhaus, da fehlt viel an der nötigen Dichtigkeit. Und wer gar, wie es Peßler auch versucht hat, die deutschen Haustypen über das ganze deutsche Kulturgebiet hin geographisch festlegen will, der vermag erst ganz roh sondernde Karten zu zeichnen, mit denen ein wissenschaftliches Arbeiten noch gar nicht möglich ist. Das Bild dieser Gegensätzlichkeit wiederholt sich bei den spärlichen Ansätzen, die es, neben der Siedelungsforschung, von volkskundlicher Sachgeographie gibt. Was wir an Karten und Kärtchen zur Geographie der Trachten, der Osterfeuer, der Totenbretter u. a. m. besitzen, zeigt die nötige Intensität der Stoffdarstellung höchstens bei engem Aufnahmeraum; wo aber der Horizont sich dehnt, lichtet sich die Karte meist so, daß sie allenfalls illustrativen, aber keinen vollen Forschungswert mehr hat. Dabei soll noch gar nicht davon geredet werden, daß sich diese Versuche so gut wie ausnahmslos immer auf sich selber stellen. Was Kartenmaßstäbe anlangt, Dichtigkeit des Beobachtungsnetzes, Formen der Aufnahme und der Darstellung, geht zumeist jeder seinen eigenen Weg. Das ist an sich nicht zu schelten und wird bei so geteilter Arbeit nie anders sein können; nur entfällt auf diese Art die Möglichkeit eines unmittelbaren Vergleiches der Ergebnisse. Aus dem Vergleich aber kann erst die volle wissenschaftliche Frucht entsprießen.

Es ist nötig, sich solchermaßen die wissenschaftliche Situation zu vergegenwärtigen, aus der der Plan des deutschen Volkskundeatlas hervorgegangen ist. Das hat keineswegs bloß ein historisches Interesse. Vielmehr ist die praktische Ausgestaltung des Planes aufs stärkste dadurch bestimmt, daß er nicht als ein völlig Neues und Voraussetzungsloses in Erscheinung tritt, sondern nach Arbeitsformen und -zielen die Folgerungen aus einer ganz konkreten Wissenschaftslage zu ziehen hat. Positive und negative Erfah-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

rungen auf dem Felde volkskundlicher Forschung weisen ihm den Weg. Den deutschen Volkskundeatlas als erster gedacht und gefordert zu haben, bleibt das historische Verdienst Wilhelm Peßlers; es wird auch dadurch nicht geschmälert, daß Peßler dem Unternehmen von seinen ethno-geographischen Theorien aus Ziele zu setzen geneigt war, die zu kurz und willkürlich genommen waren. Es begreift sich nach Lage der Dinge ohne weiteres, wenn ein Siedelungsgeograph wie Peßler auf den Gedanken des Volkskundeatlas geführt wurde, und wenn er diesen Gedanken vor allem im Kreise von Geographen zu propagieren suchte. Aber ebenso ist es eine sachliche Notwendigkeit, wenn das Unternehmen, auf dem Wege über den 'Verband deutscher Vereine für Volkskunde', schließlich einem Ausschuß in die Hände gelegt werden soll, in dem die deutsche Dialektgeographie und die zu guten Teilen aus ihr erwachsene kulturmorphologische Forschung voll zur Geltung kommt. Damit scheint, was Erfahrung und praktische Kenntnis, was Fragestellung und Zielsetzung anlangt, ganz organisch eine Fundamentierung gewonnen, wie sie für ein Unternehmen von solchen Maßen anzustreben ist.

Es wäre nicht gut, wenn man den Plan im ganzen und im einzelnen heute schon genau festlegte. Dazu ist er, bei aller Vorbereitung, nach Art und Maßen doch zu neuartig. Er braucht, um gedeihen zu können, eine gewisse Lockerheit und Elastizität; nur an sich selber kann er zu festeren Formen reifen, die aber immer eine gewisse Beweglichkeit behalten werden. So dürfen auch hier nur Umrisse gegeben werden.

Was den räumlichen Umfang des Atlaswerkes anlangt, so wäre das Vollkommene eine Aufnahme des gesamten deutschen Kulturgebietes in Europa, einschließlich der deutschen Siedelungsgebiete in Ost- und Südosteuropa. Wie weit freilich in diesen deutschen Exklaven die Sammelarbeit sich durchführen lassen wird, steht dahin. Wenn sie, wie zumindest für Siebenbürgen zu erhoffen, Erfolge trägt, werden ihre Ergebnisse in Sonderkarten niederzulegen sein, die so zu halten wären, daß sie eine unmittelbare Vergleichung mit den Hauptkarten gestatten. Dagegen muß mit allen Kräften danach gestrebt werden, daß das zusammenhängende Kulturgebiet in Mitteleuropa auf den Karten als geschlossener Körper zur Anschauung kommt. Es würde die Ausführung des Unternehmens wesentlich erleichtern, wenn man sich auf die politischen Grenzen des Deutschen Reiches beschränkte, es bliebe aber ein schwerwiegender Fehler. Der deutsche Sprachatlas, der sich an jene Grenzen hielt, leidet heute sehr fühlbar unter diesem Mangel und hat die größte Mühe, den alten Schaden wieder gutzumachen. So ist also eine Einbeziehung Österreichs und der deutschen Schweiz anzustreben, natürlich auch der Gebiete, die durch die Friedensverträge von den deutschen Mittelmächten losgelöst worden sind. Sehr erwünscht wäre es, wenn es gelänge, auch die baltischen Provinzen und vor allem die Niederlande dem Unternehmen anzugliedern. Die gerade in den Rheinlanden in lebhafter Entwicklung befindliche sprachgeographische und kulturmorphologische Forschung hat immer wieder erwiesen, daß die volks- und kulturkundliche Arbeit im Westen Deutschlands sich der besten Erkenntnisquellen berauben würde, wenn sie an der Reichsgrenze haltmachen wollte.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Schwieriger ist die Frage zu beantworten, welcher Umfang stofflich dem Volkskundeatlas zu geben ist. Man hat sich schon bei der ersten breiteren Erörterung des Planes auf einer Tagung des 'Ausschusses für deutsche Volks- und Heimatforschung' in Neiße (1926) dahin geeinigt, die Körperkunde beiseite zu lassen, und mit Recht. Was bis jetzt an somatischen Untersuchungen auf deutschem Boden vorliegt, wie die Arbeiten Virchows und Rankes, ist zwar von hohem Interesse; aber es zeigt doch auch, daß es um die Vergleichbarkeit dieser Dinge mit im engeren Sinne volkskundlichen Erscheinungen, vorläufig wenigstens, schlecht bestellt ist. Die Rassenforschung ist eine Wissenschaft für sich, mit eigenen Methoden und eigenen Zielen. Auch die rassenkundlichen Erhebungen innerhalb Deutschlands, wie sie neuerdings mit ausgearbeiteten Programmen empfohlen werden und stellenweise schon praktisch vorgenommen worden sind, müssen zunächst ihren eigenen Weg nehmen. Es sind nicht nur die Unterschiede in dem schwer greifbaren Objekt und demzufolge im Arbeitsverfahren, die davor warnen, die Somatik in die allgemeine Aufnahme für den Volkskundeatlas einzubeziehen, sondern es sind auch Unterschiede der Fragestellung. Eine Verkoppelung mit dem Rassegedanken könnte nämlich für die volkskundliche Aufnahme die Gefahr bedeuten, daß die völlige Unbefangenheit, mit der sie ihre Arbeit zu leisten hat, getrübt wird. Ethnische Gesichtspunkte möchten sich dann als richtunggebend in den Vordergrund schieben, möchten gerade auch für das allgemeinere Bewußtsein der Aufnahmearbeit von vornherein einen bestimmten Stempel geben. Das hieße aber, sie mit vorgefaßten Meinungen belasten, von denen sie (gerade nach den Erkenntnissen der modernen Sprachgeographie) unter allen Umständen freizuhalten ist. Hier ist also getrennte Arbeit vonnöten; aber sie muß Wege suchen, die für später ein Vergleichen der Ergebnisse gestatten.

Auch was die Siedelungsformen anlangt, so ergab die Neißer Besprechung Bedenken, ihre Aufnahme dem Volkskundeatlas zuzuweisen. Denn obgleich sie stofflich der sachlichen Volkskunde sehr viel näherstehen als die Somatik, besteht auch hier die Schwierigkeit, daß der Gegenstand sein eigenes Aufnahmeverfahren heischt; eine wissenschaftlich brauchbare Beobachtung und Buchung der Dorfformen ist auf dem Wege der allgemeinen Umfrage nicht möglich. Hat doch schon die Frage nach den Hausformen, die Brenner in Bayern auf diesem Wege zu lösen versuchte, zu Schwierigkeiten geführt. Eine umfassende Aufnahme der deutschen Dorfformen gehört zwar zu den dringlichsten Aufgaben der deutschen Siedelungsforschung; aber es ist eine Aufgabe, die dem Geographen von Fach näherliegen sollte als dem Volkskundler, weil hier rein geographische Faktoren eine stärkere Rolle spielen als bei anderen volkskundlichen Objekten.

Das führt auf den Hauptgrundsatz, von dem der stoffliche Inhalt des Volkskundeatlas bestimmt sein wird. In Neiße beschloß man: 'Zur Aufnahme kommt in Betracht alles in seiner Gänze noch nicht geborgene, lebende Überlieferungsgut der sachlichen und geistigen Volkskunde des gesamten deutschen Sprachgebietes.' Das ist dahin zu ergänzen, daß, zunächst wenigstens, solche Dinge aufgenommen werden sollen, die durch Fragebogen erfaßbar sind. Das bedingt nicht so sehr Unterschiede im Stoff als in der

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Intensität der Aufnahme. An sich ist dem Fragebogen ziemlich jeder volkskundliche Gegenstand zugänglich, und die Fragebogen sollen auch die verschiedensten Felder volksmäßigen Sondergutes und Sonderseins bestreichen, vom Konkreten bis ins rein Geistige hinauf. Haus und Gerät, Nahrung und Tracht, das häusliche und wirtschaftliche Leben mit all seinem Zubehör sollen ebenso Berücksichtigung finden wie das weite Gebiet von Glauben, Sitte und Brauch. Was die Gezeiten des Jahres, ebenso wie die des menschlichen Lebens (Geburt und Tod, Verlobung und Hochzeit u. a.) an Brauchtum bewahren, wird besondere Beachtung verlangen, nicht minder, was an Rechtsbräuchen und -vorstellungen, was an Dämonenglauben und sonstigem Wahn im Volke lebt. Die volkskundlichen Elemente, die die Riten der christlichen Kirche verbrämen und durchsetzen, haben neuerdings steigende Aufmerksamkeit gefunden; sie verdienen auch in dem Atlaswerk, weil kulturgeschichtlich zum Teil sehr ergiebig, vor anderen Berücksichtigung. Schließlich wäre die Volksdichtung in Lied, Sage usw. nicht nur nach ihrer Substanz, sondern zumal auch in ihren Lebensformen zu beobachten.

Aber wenn auch auf allen diesen Feldern der Fragebogen Frucht bringen kann, so begreift sich leicht, daß er nicht für alle gleich fruchtbar ist. Gewisse Dinge können der Anschauung nicht entbehren, z. B. Bauten und Geräte oder gar Möbel und Trachten. Und wenn man sich auch manchmal wird helfen können, indem man auf den Fragebogen um die Beigabe einfacher Zeichnungen bittet, auch das hat seine bald erreichte Grenze. Brot- und Gebäckformen etwa werden auf diese Art greifbar werden, von Gehöft und Haus kaum mehr als Grundriß und Aufriß, Dachart und ähnliche, mit wenig Strichen darstellbare Formen. Diese Tatsache begrenzter Möglichkeit der Vergegenständlichung wird eine gewisse Auswahl aus dem überreichen Material bedingen, eine weitere die Tatsache, daß die ganzen Erhebungen sich ja in kartographischen Darstellungen niederschlagen sollen. Denn es läßt sich voraussehen, daß manches, was an Volkskundlichem wissenswert und erfragbar ist, sich doch der Veranschaulichung durch die Karte entziehen wird. Man denke etwa an die innere Einrichtung und Ausstattung des Bauernhauses oder an die verschiedenen Formen des Gemeingesanges: beides läßt sich bis ins einzelne erkunden, kartenmäßig darstellen aber nur in gewissen typischen Zügen.

Damit gelangen wir zu einem Punkt, der für die Anlage und das Vorgehen des Unternehmens von entscheidender Wichtigkeit ist. Es kommt ihm nicht auf eine einfache volkskundliche Bestandsaufnahme an; es soll nicht ein bloßes Sammelwerk werden, nur durch seine riesenhaften Maße die herkömmliche volkskundliche Sammelarbeit überbietend, von der eingangs gehandelt wurde. Wollte man bloß sammeln und bergen, so wäre die Frage aufzuwerfen, ob für solchen Zweck die Karte das beste Mittel ist. Man könnte meinen, daß dieser Absicht buchmäßige Darstellungen besser genügen, die das Volkstum eines begrenzten Bezirkes in all seinen Äußerungen aufnehmen auf die Art, daß ein und derselbe Beobachter, überall auf unmittelbarer Anschauung fußend, die Mittel von Wort, Skizze und Bild zugleich einsetzt. Ein ähnliches Gesicht zeigen uns bereits volkskundliche Darstellungen kleinerer

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Gebiete, und in Hannover geht man daran, den ganzen Raum der Provinz nach Kreisen in dieser Art aufzuarbeiten.

Wenn das neue Unternehmen die Form der Karte wählt, so liegt eben darin ausgesprochen, daß es sich nicht mit der Bestandsaufnahme begnügt, sondern seine Ziele höher nimmt. Das Unternehmen will in seinen Karten vielmehr die Grundlagen schaffen für eine historische Volkskundeforschung großen Stils; darin liegt seine große wissenschaftliche Aufgabe, darin liegt zugleich die Nötigung und die Möglichkeit einer Beschränkung des ungeheuer andrängenden Stoffes. Man darf hier auf das Beispiel des Sprachatlas hinweisen, der ein längst nicht in jedem Zuge vergleichbares, aber vorläufig doch das einzige vergleichbare Gegenstück auf deutschem Boden darstellt. Auch beim Sprachatlas sind es nur einige hundert Wörter, die in ihren mundartlichen Formen kartographisch vergegenwärtigt werden; aber eben die neue Methode der kartenmäßigen Veranschaulichung hat zu einem ganz neuen Verständnis des gesamten Sprachlebens geführt. Wir wünschten die Zahl der Wörter beim Sprachatlas heute freilich höher, und es kann keine Frage sein, daß auch für die rein wissenschaftlichen Aufgaben des Volkskundeatlas, theoretisch genommen, die Anzahl seiner Karten gar nicht groß genug werden kann. Nur soll betont werden, daß die Beschränkung, wie sie sich praktisch aus mehr als einem Grunde ergeben wird, in keiner Weise eine Beeinträchtigung seines Wertes und seiner Auswertbarkeit für wissenschaftliche und allgemeine kulturelle Zwecke zu sein braucht. Es wäre, wenn überhaupt möglich, nicht einmal zu wünschen, daß der Volkskundeatlas eine nach Kräften vollständige Aufnahme des volkskundlichen Gutes erstrebte, so daß gewissermaßen nichts mehr zu tun übrigbliebe. Das müßte zu Lähmungen im lebendigen Betriebe der Volkskunde führen, die gerade das Gegenteil von dem wären, was der Volkskundeatlas im tiefsten beabsichtigt. Die Entwicklung, die er fördern will, soll vielmehr einen ähnlichen Weg nehmen, wie sie ihn beim deutschen Sprachatlas gelaufen ist. Da hat das große Kartenwerk die lokal und stofflich begrenzte mundartliche Sonderforschung nicht gehemmt, sondern beflügelt, hat ihre Wege gelenkt und ihre Einsichten unendlich vertieft. Das gleiche soll eine der wesentlichsten Aufgaben des Volkskundeatlas sein: er darf nicht bloß als Sammelbecken angelegt werden; nicht minder wichtig ist die methodische Trieb- und Lehrkraft, die er entfalten soll auf einem Felde, das solcher Befruchtung sehr bedarf.

Auch die Frage nach der Dichtigkeit der Aufnahme will mit von diesem Gesichtspunkt betrachtet werden. Wollte man den Volkskundeatlas lediglich als einen sammelnden Thesaurus unseres Volkstums nehmen, so verstünde es sich, daß das Netz der Aufnahme nicht eng genug sein könnte. Aber auch, wenn man ihn als Forschungsinstrument begreift, empfiehlt sich ein hoher Grad von Dichtigkeit. Wieder ist ein Blick auf den Sprachatlas von Nutzen. Der Sprachatlas erstrebte etwas wie eine punktuelle Aufnahme. Sein Fragebogen ging an alle Schulorte Deutschlands; so belegen seine Karten jede Erscheinung aus beinahe 50 000 Punkten des deutschen Reichsgebietes. Dieser Grad von Dichtmaschigkeit hat sich als wissenschaftlich nötig erwiesen. Zunächst liegt in der Fülle der Belege ein Kontroll- und Korrekturmittel, auf das ein

Werk, das mit der indirekten Erkundung durch Fragebogen arbeitet, nicht leicht verzichten kann. Vor allem aber ermöglicht diese Dichte des Netzes Erkenntnisse, wie sie etwa aus dem französischen Sprachatlas, der nur mit reichlich 600 Belegorten arbeitet, nicht zu gewinnen sind. Gewisse für das volle sprach- und kulturgeschichtliche Verständnis nicht zu entbehrende Erscheinungen, zumal die sogenannten Relikte, fallen gar zu leicht durch die Maschen, wenn das Netz zu locker ist. Auf der andern Seite stellt das Sprachatlasnetz aber auch den höchsten Grad wünschbarer Dichte dar. Noch weiter zu gehen und jeden Weiler aufzunehmen, hieße unnötige Arbeit tun. Im übrigen muß man sich klarmachen, daß das punktuelle System für den Sprachatlas weit leichter durchzuführen war, als es für den Volkskundeatlas sein dürfte. Denn bei jenem gab es nur einen, nicht sonderlich umfänglichen Fragebogen, dessen Beantwortung an Zeit und Interesse des Gewährsmannes keine besonderen Anforderungen stellte. Der Volkskundeatlas wird mit einer Mehrzahl von Fragebogen kommen, wenn sie auch in angemessenen Abständen ins Land geschickt werden sollen; und diese Fragebogen werden länger und umständlicher sein, sie werden vor allem auch die Selbständigkeit und den guten Willen des Beantworters in höherem Maße in Anspruch nehmen. Das aber versteht sich von selber und brauchte nicht erst durch die bereits vorliegenden Erfahrungen bestätigt zu werden, daß bei einer Erkundung durch Fragebogen die Zahl der einlaufenden brauchbaren Antworten im umgekehrten Verhältnis steht zu der Schwierigkeit des Fragebogens und dem Zeitopfer, das er von dem Zeugen verlangt. Auch behördliche Mitwirkung, die dem Sprachatlas sehr zustatten gekommen ist, würde daran schwerlich viel ändern: gerade ein volkskundlicher Fragebogen verträgt eine unlustige Beantwortung nicht, ohne unfruchtbar zu werden. Auch das ist zu bedenken, daß außerhalb der Reichsgrenzen im allgemeinen nur mit einem lockereren Netz von Antworten wird gerechnet werden können, obgleich z. B. die Niederlande bei wortgeographischen Umfragen, die ihren Sitz im Reiche hatten, trefflich Schritt gehalten haben.

Deshalb soll vorläufig offen bleiben, ob wir uns für die Aufnahme und für die Karten in zahlreichen Fällen nicht mit geringerer Dichtigkeit begnügen können, zumal dadurch ein Vielfaches an Zeit und Kraft gespart und an schnellerem Fortgang des Werkes gewonnen würde. Hier kann nur die Arbeit selbst uns lehren. Die erste Hilfe soll uns ein bunt zusammengesetzter Probefragebogen leihen, der schon zugerüstet ist. Seine Aufgabe ist nicht nur, Aufschlüsse zu geben über die nötige und mögliche Dichte des Aufnahmenetzes, sondern er soll Lehren erteilen zur Methodik volkskundlichen Abfragens. Er soll erkennen lassen, wie weit man in volkskundlichen Dingen überhaupt mit dem indirekten System des Fragebogens kommen kann. Es versteht sich von selbst, daß für mancherlei Dinge die direkte Erkundung an Ort und Stelle wird nachhelfen und ergänzen müssen.

Die Aufgaben der Aufnahme und der Verarbeitung setzen eine Organisation voraus. Aber es liegt im Wesen der Sache, daß es sich dabei nicht um eine völlig zentralistische Organisation handeln kann. Der Sprachatlas konnte seine Arbeit von einer Zentrale aus bewältigen. Der Volkskundeatlas würde sich selber am stärksten schädigen, wenn er ebenso verfahren wollte. Darüber

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

herrscht heute unter den Kundigen nur eine Meinung, daß gerade die Volkskunde nur in landschaftlicher Sonderung recht gedeihen kann, wenn es natürlich auch (und nicht nur in Gestalt des Volkskundeatlas) Aufgaben gibt, die allein in überlandschaftlicher Zusammenfassung zu meistern sind. Der Heimatbegriff im engeren und weiteren Sinn ist eine Lebensquelle für die Volkskunde, auch deshalb, weil dies Forschungsgebiet eine engere geistige und lokale Verbindung des Forschers mit seinem Objekt nötig macht oder zumindest als sehr erwünscht erscheinen läßt. Rein ideell würde also der Volkskundeatlas seinem hohen Ziele, die wissenschaftliche Volkskunde zu verlebendigen und zu vertiefen, schlecht genügen, wenn er die volkskundlichen Bestrebungen in den Landschaften aushöhlte und ihnen das Blut entzöge. Aber auch praktisch vermag er ohne Hilfe der landschaftlich begrenzten Volkskunde gar nicht zu leben. Deshalb wird die Organisation ein doppeltes Gesicht zeigen müssen: eine Zentrale muß mit landschaftlichen Stellen zusammen arbeiten.

Die Zentrale gehört in eine große Stadt. Erfahrungsgemäß brauchen Unternehmungen von solcher Reichweite, wie sie der Volkskundeatlas einmal gewinnen soll, einen entsprechend weiträumigen Boden, der neben den geistigen auch die nötigen sachlichen Bedingungen bietet, was Verbindung mit den Staatsbehörden, mit den zentralen gelehrten Körperschaften, Propaganda u. a. anlangt. Nur eine Großstadt kann dem Unternehmen die Entwicklungsmöglichkeiten und die Strahlungskraft geben, die es braucht. Und da auch auf eine lokale Verbindung mit der Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft Wert zu legen ist, scheint Berlin der geeignetste Platz für die Zentrale. Ihre Aufgabe wird in erster Linie die technische Fundierung des Unternehmens sein. Sie wird die Fragebogen zu entwerfen haben, nicht autokratisch, sondern in ständiger Beratung mit den landschaftlichen Stellen. Sie wird die Praxis der Aufbereitung des Materials entwickeln (das ja nicht bloß in der Zentrale aufgestapelt werden soll, sondern auch den landschaftlichen Stellen für ihre Sonderzwecke zur Verfügung bleiben muß). Sie wird die Technik für die kartographische Verwertung des Materials ausbilden; hier ist vom Sprachatlas mancherlei zu lernen. Ihr wird schließlich auch die Veröffentlichung des Volkskundeatlas zufallen. Daneben ist die vermittelnde Instanz für die lokalen Stellen, die für die Gleichläufigkeit der Arbeit in ihnen Sorge zu tragen hat, soweit sie im Interesse des Gesamtwerkes nötig ist, die auch ein gleichmäßiges und lückenloses Voranschreiten der Aufnahmearbeit im Gesamtgebiete zu betreiben hätte. Alles in allem eine Arbeitsfülle, die eine gehörig organisierte Geschäftsstelle mit einer Mehrzahl wissenschaftlicher Arbeiter zur Notwendigkeit macht.

Denn auch die Schaffung der Lokalstellen wird von der Zentrale zu befördern sein, eine Aufgabe, die sicherlich nicht überall leicht, aber um so dankbarer ist. Im Reichsgebiet nimmt man als Grundlage für das Netz der Lokalstellen zweckmäßig die preußischen Provinzen und die größeren Länder. Diese Aufteilung des Reiches nach politischen Bezirken hat sich bereits bewährt bei den deutschen Mundartenwörterbüchern. So wenig sich Sprachlandschaften an sich mit jenen politischen Bezirken decken, die politische Begrenzung empfiehlt sich doch, weil sie den

Wörterbuchunternehmungen das Interesse und die Fürsorge der Landes- oder Provinzbehörden sichert, ohne die sie nicht gedeihen können. Nicht anders soll es auch bei den Lokalstellen des Volkskundeatlas sein. Auch sie brauchen die Förderung durch die regionalen Behörden. Sie ist vielleicht am besten rege zu machen, indem man die zur Förderung des Atlasunternehmens berufenen Kreise in einem Ausschuß zusammenfaßt, dem neben Vertretern der staatlichen und kirchlichen Behörden, der Selbstverwaltungskörper auch die volkskundlich interessierten wissenschaftlichen Stellen und Vereinigungen der Landschaft anzugehören hätten. Erwünscht ist eine solche breite Fundierung der Lokalstellen vor allem auch aus propagandistischen Gründen. Der Volkskundeatlas ist eine Angelegenheit, die nicht in gelehrten Zirkeln eingeschlossen bleiben darf, sondern die, soweit möglich, ins allgemeine Bewußtsein übergeführt werden muß. Er braucht die öffentliche Resonanz, die innere Teilnahme breiter Schichten. Sein Gelingen wird zu wesentlichen Teilen davon abhängen, wie weit er es versteht, sie zu gewinnen. Nur das freundwillige Mitgehen breiter Helferscharen kann seine nicht einfachen Umfragen zu vollem Erfolge führen.

Im übrigen wird man sich bei der Schaffung dieser landschaftlichen Kuratorien, wie bei dem ganzen Unternehmen, vor schematischen Regelungen zu hüten haben. In diesem Punkte, wie überhaupt bei der Aufziehung der Lokalstellen, will den besonderen Verhältnissen der jeweiligen Landschaft, zumal was die Lage und Organisierung der landes- und volkskundlichen Forschung anlangt, in hohem Maße Rechnung getragen werden. Am einfachsten werden die Lokalstellen sich einrichten lassen, wo, wie im Rheinland, in Ostpreußen, neuerdings auch in Westfalen, provinzielle Institute für Landeskunde und Heimatforschung bestehen. Auch bei den großen landschaftlichen Mundartenwörterbüchern, die heute nicht nur innerhalb, sondern auch außerhalb der Reichsgrenzen einen sehr beträchtlichen Teil des deutschen Sprachgebietes überspannen, wird im allgemeinen die Angliederung einer Abteilung für den Volkskundeatlas keine Schwierigkeiten machen. Denn die Mundartenwörterbücher werden für ihre eigenen Zwecke aus der lokalen Atlasstelle ja den größten Nutzen ziehen. Wo es an Wörterbüchern fehlt oder aus besonderen Gründen der Anschluß an sie untunlich erscheint, wird in manchen Landschaften die Verbindung mit anderen, der Landeskunde dienenden Institutionen möglich sein. Im Notfall müssen sie als völlig selbständige Gebilde neu geschaffen werden, wie denn auch bei der Angliederung an schon vorhandene wissenschaftliche Arbeitskörper auf das nötige Maß von Selbständigkeit zu halten sein wird. Die Schaffung der Lokalstellen ist natürlich zu guten Teilen eine Personenfrage, namentlich da, wo die äußeren Vorbedingungen und Anlehnungsmöglichkeiten weniger günstig sind. Aber gerade da ist die Aufgabe ihrer Errichtung doppelt lohnend, weil sie in dem jeweiligen Bezirk Kristallisationspunkte für die organisierte wissenschaftliche Arbeit an der heimatlichen Volks- und Landeskunde werden könnten. Vielleicht daß dieser Gesichtspunkt manchenorts die Schwierigkeiten überwinden hilft, die sich der Errichtung einer Lokalstelle entgegenstellen mögen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Die Hauptaufgabe der Lokalstellen besteht im Zusammentragen des Materials. Sie ist nicht zu erfüllen ohne einen großen, gleichmäßig verteilten Helferkreis. Die großen Mundartenwörterbücher pflegen einen solchen mehr oder weniger festen Stamm von Mitarbeitern zu besitzen, auch das ein Grund, die Lokalstellen an sie anzulehnen. Doch wird bei keinem von ihnen die Zahl der Helfer so groß sein, wie der Volkskundeatlas sie braucht; auch sind die Anforderungen, die Wörterbuch und Atlas stellen, nicht ganz die gleichen. Dem Atlas muß es nicht nur auf Massenhaftigkeit, sondern auch auf eine gewisse innere Gleichmäßigkeit des Materials ankommen. Ein volkskundlicher Fragebogen aber ist nichts so Einfaches, daß jeder Volksangehörige ohne weiteres mit ihm fertig würde. Zahlreiche unzulängliche und nicht auswertbare Antworten wären die Folge, wenn man im guten Glauben an die gute Sache die Formulare bedenkenlos ausstreute. Beides, die Massenhaftigkeit und die Gleichmäßigkeit der Belege, wird man vielmehr am ehesten erzielen, wenn man sich an eine in sich gleichartige und breitgelagerte Schicht von Gewährsmännern wendet, bei denen Standesorganisationen und die Einwirkung vorgesetzter Stellen den Eifer für die Sache fördern können.

Als solche kommen die Lehrer und die Pfarrer in Frage. Beide haben ihre Eignung für volkskundlich geartete Erhebungen großen Stils erwiesen: der deutsche Sprachatlas ist mit Hilfe der deutschen Lehrerschaft, Hermann Fischers Schwäbischer Sprachatlas mit Hilfe der Geistlichkeit zustande gekommen. Die Verbindung der nötigen Sachkunde mit einem gewissen bildungsmäßigen Abstand hat sich in beiden Fällen sehr fruchtbar gezeigt. So scheint es das Gegebene, wenn auch der Volkskundeatlas sich in erster Linie an die Lehrerschaft wendet. Das steigende Interesse dieses Standes für die heimatliche Volkskunde (auch die Mitarbeiterlisten der Wörterbücher reden davon) findet hier ein sehr dankbares Betätigungsfeld. Aber auch die Hilfe des Pfarrers ist von größtem Wert. Oben wurde bereits auf die Bedeutung der religiösen Volkskunde hingewiesen: jener Ausschnitt der Volkskunde, der es mit dem Brauchtum zu tun hat, ist aufs stärkste religiös bestimmt, und für gewisse Fragenkomplexe ist zweifellos der Pfarrer der beste Gewährsmann. Andere Dinge freilich werden gerade ihm weniger zugänglich sein (man denke vor allem an den mannigfachen Aberglauben des Volkes). So wäre das Ratsamste vielleicht, beide Stände zugleich für das Unternehmen zu nutzen, etwa in der Form, daß für gewisse, ihm stofflich nahestehende Fragebogen der Pfarrer um Beantwortung gebeten wird. Aber auch in dieser Beziehung mögen sich von Landschaft zu Landschaft die Dinge verschieden gestalten.

Natürlich wäre es falsch, den Helferkreis grundsätzlich auf diese Berufe zu beschränken. Man wird Hilfe nehmen, wo man geeignete Hilfe findet. In Universitäten mit bodenständiger Hörerschaft haben sich gelegentlich die Studenten als ein sehr ergiebiger Boden für volkskundliche Umfragen erwiesen. Wo schließlich die Fragebogen in technische Dinge greifen, wird es gar nicht anders gehen, als daß man bei Sachkennern anfragt. Aber es wird im allgemeinen besser sein, in entsprechenden Fällen die Sammler an solche Ge-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

währsmänner zu weisen, als diese unmittelbar als geschlossene Berufsgruppe in die Sammelarbeit einzuspannen. Das fände fraglos nicht geringe praktische Schwierigkeiten und wäre nötig erst in dem Falle, daß man Fragebogen rein technischen Inhaltes herausbringen wollte, die etwa dem Gewerke des Müllers, des Schmiedes, des Imkers bis in die Einzelheiten nachgingen. Aber es muß vorläufig offen bleiben, ob der Aufnahmebezirk so weit gedehnt werden kann. Gerade für solche Intimitäten eines Gewerkes ist der Fragebogen nicht das rechte Mittel, ganz abgesehen davon, daß an eine kartenmäßige Auswertung des Stoffes in solchen Fällen schwerlich zu denken wäre.

Wir stehen hier wieder an einer Stelle, wo es gilt, sich die Grenzen des Unternehmens klarzuhalten, die in seiner Natur als der eines Atlaswerkes begründet liegen. Es kann dem Unternehmen nicht dienlich sein, wenn man auch nur im Stadium des Planes und der Vorbereitung seine Grenzen über den ausfüllbaren Rahmen hinaus weitet. Gerade wenn man ihm die denkbar größte Spannweite geben will, kommt es darauf an, den Plan einfach und übersichtlich zu halten; nur so ermöglicht sich seine Durchführung. Jene Auswahl und Abkürzung, die die technischen Mittel des Werkes, der Fragebogen und die Karte, gegenüber der Gesamtmasse volkskundlichen Gutes erzwingen, verlangt ihr Recht auch bei dem Modus des Einsammelns. Es wird selbst bei den Kreisen von Gewährsmännern, an die zunächst gegangen werden soll, nicht lauter einwandfrei ausgefüllte Fragebogen geben. Nur besondere Schulungskurse würden dem abhelfen können, ähnlich den volkskundlichen Kursen, wie sie z. B. das Westfälische Wörterbuch und die ihm angeschlossene Volksliedersammlung seit längerem mit gutem Erfolg abhält, gerade auch mit der Absicht, sich besonders unter der Lehrerschaft der Provinz einen sachkundigen Mitarbeiterstamm heranzuziehen. Wo es möglich ist, sollten die Lokalstellen diesem Beispiel folgen. Es wird freilich wohl immer eine begrenzte Zahl von Helfern bleiben, die auf diese Weise zu erfassen ist; man müßte von ihnen erwarten, daß sie das Erlernte in ihrem Kreise weitergeben. Die Organisation weiterzutreiben als bis zu solchen freien Schulungs- und Werbekursen, wäre kaum zweckmäßig. Die Gefahr muß vermieden werden, einen Apparat in Bewegung zu setzen, der sich doch nur unvollkommen aufziehen lassen würde und vielleicht in keinem Verhältnis zu seiner Arbeitsleistung stände. Die Überorganisation, die nur Leerlauf schafft, ist hier wie überall vom übel.

Aber bei aller Überlegung und Vorsicht im Aufstellen und Austeilen der Fragebogen läßt sich voraussehen, daß nach zwiefacher Richtung hin Lücken sich einstellen werden. Zunächst wird, rein lokal gesehen, das Ergebnis der Fragebogenaufnahme für manche Stellen nicht genügen, sei es, daß Antworten ausfallen, sei es, daß die Besonderheit der Sache in dem betreffenden Bezirk eine größere Dichtigkeit der Beobachtung nötig macht. Sodann werden die Antworten auch zweifellos gelegentlich Lücken und Mängel der Fragestellung aufdecken, weil das erfragte Objekt in dieser oder jener Gegend Eigenheiten aufweist, die der Fragebogen nicht berücksichtigte, weil er sie nicht kannte, oder die überhaupt durch den Fragebogen nicht zu erfassen sind. Hier setzt eine weitere Aufgabe der Lokalstellen ein. Sie werden durch direkte Er-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

kundungen an Ort und Stelle die indirekte Aufnahme der Fragebogen, soweit nötig, zu kontrollieren, zu ergänzen und zu vertiefen haben.

Diese Begleitung der Fragebogensammlung durch wissenschaftliche Reisen wird um so ausgedehnter sein müssen, je mehr an eigener wissenschaftlicher Tätigkeit die Lokalstellen an die Aufnahme anschließen; nach dieser Richtung hin werden sich fraglos starke Unterschiede entwickeln. Das ruft die Frage auf, welche Arbeitsteilung zwischen der Zentrale und den Lokalstellen vorzunehmen ist in Dingen der wissenschaftlichen Auswertung des gesammelten Materials. Denn wenn vom Standpunkt des Gesamtunternehmens aus auch die Hauptaufgabe der Lokalstellen im Zutragen des Stoffes besteht, es wäre nicht nur unbillig, sondern auch sehr unzweckmäßig, wenn man ihnen die Möglichkeit vorenthalten wollte, aus ihrer Sammelarbeit auch wissenschaftliche Früchte zu ziehen. Der Gedanke zwar muß schon im Keim zurückgewiesen werden, die Lokalstellen gegenüber der Zentrale so zu verselbständigen, daß auch die Ausarbeitung des Gesamtwerkes in ihre Hände gelegt wird. Das wäre theoretisch allenfalls denkbar in der Form, daß die Gesamtkarte des deutschen Kulturgebietes gemäß den Lokalstellen zerschnitten wird; jede landschaftliche Stelle hätte dann ihren Ausschnitt zu bearbeiten; und das Zusammenlegen der Einzelteile ergäbe den Gesamtatlas. Auf diesem Wege wären vielleicht brauchbare Sonderatlanten zu gewinnen, doch niemals der Gesamtatlas, der die ganze Arbeit erst lohnt und fruchtbar macht. Im übrigen aber weist die Sache selbst auf eine Eigentätigkeit der Lokalstellen hin. In einem Punkte unterscheidet sich ja grundsätzlich die volkskundliche Aufnahme von der sprachlichen, die dem Sprachatlas zugrunde liegt: Fragen nach Sprachformen gestatten immer eine Antwort, Fragen nach volkskundlichen Erscheinungen werden oft nicht allgemein beantwortet werden können, weil das Objekt nicht allgemein verbreitet ist. Die Folge ist, daß die Sprachkarte lückenlose Bilder gibt, während die volkskundliche sehr oft weiße Flecke zeigen, zuweilen nur ausschnittweise bedeckt sein wird. Das darf an sich nicht davon abhalten, auch bei Bräuchen etwa, die nur noch landschaftsweise erhalten sind, Gesamtbilder anzustreben: auch die weißen Flecken sind wissenschaftlich bedeutungsvoll. Anderseits aber ist es begreiflich, wenn eine Landschaft an Dingen, die ausschließlich oder vorzugsweise ihr eigen sind, besonderes Interesse nimmt, und es ist berechtigt, wenn sie in solchem Fall zu Sonderstudien und Sonderpublikationen schreitet. Man könnte daran denken, daß etwa süddeutsche Landschaften bei solchem volkskundlichen Eigenbesitz die Aufnahme zu verdichten wünschen, sei es, daß sie besondere Fragebogen ausgehen lassen oder in direkter Erkundung ihre Landschaft tiefer ausschöpfen. Nicht minder wird die selbständige wissenschaftliche Tätigkeit der landschaftlichen Stellen zur Geltung kommen können, wenn sie sich von der Karte führen lassen zur eingehenden interpretierenden Untersuchung volkskundlicher Einzelerscheinungen oder Komplexe.

Denn das muß immer wieder betont werden: der Volkskundeatlas soll ein großes Forschungsinstrument werden. Was er der Wissenschaft zu geben hat, das werden nicht so sehr fertige Ergebnisse sein als neue Blickrichtungen und neue Fragestellungen, denen in selbständiger Forschung nachgegangen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

sein will. Wissenschaftlich gesehen, wird der Atlas nur Rohstoff sein, der erst durch ausholende Arbeit zu Erkenntnissen, wie wir vertrauen: großen Erkenntnissen wird geformt werden müssen. Der zu erwartende Lauf der Entwicklung läßt sich vom Sprachatlas einigermaßen abnehmen. Auch da haben wir es ja erlebt, wie die Forschung von den großen Karten zum sprachlichen Teilbezirk, oft kleinen Umfangs, zurücklenkte, um ihm mit neu gerichtetem und geschärftem Blick neue Erkenntnisse abzugewinnen; so wurde der Boden Schritt um Schritt bereitet auf die Synthesen hin, bei denen die Dialektforschung heute angelangt ist. So läßt sich auch beim Volkskundeatlas voraussehen, daß der Weg vom Kartenblatt zum Teil wieder ins Gelände zurückführen wird. Für die bändereichen Publikationen, die sich an das Atlaswerk einmal anschließen werden, jetzt schon Plan und Form festzulegen, wäre verfrüht. Aber es liegt auf der Hand, daß gerade in diesem Bezirk die landschaftlichen Stellen vielfach fruchtbare Arbeit leisten oder anregen und fördern können, eben weil sie dem Objekt näher auf dem Leib sitzen als die über dem Ganzen schwebende Zentrale. Gerade deshalb wird es auch zu einer ernstlichen Konkurrenz zwischen Zentrale und Lokalstellen kaum kommen können, weil der Blick der Zentrale immer aufs Gesamtwerk gerichtet sein wird, der der landschaftlichen Stellen auf engere Bezirke.

Überhaupt soll deutlich ausgesprochen werden, daß es für die Zentrale ein Monopol nur insofern geben darf, als alles Material durch ihre Hände geht und sie den Gesamtatlas herzustellen hat. Die forschende Auswertung des Materials muß frei bleiben, und zwar nicht nur in Rücksicht auf die landschaftlichen Stellen, sondern auch auf andere interessierte Kreise. So wäre z. B. denkbar, daß die Kirche, und zwar in ihren beiden Konfessionen, Interesse nähme an den Materialien, die ins Gebiet der religiösen Volkskunde fallen, ein Interesse, das nicht so sehr von rein volkskundlichen als von kirchlichen Gesichtspunkten aus gespeist ist. Natürlich steht nichts im Wege, daß sie in solchen Fällen das Material auch für ihre Zwecke bearbeitet. Gerade auch nach dieser Richtung hin muß die Anlage des Ganzen labil bleiben. Im übrigen ist es zwecklos, für die wissenschaftliche Ausmünzung Normen zu setzen und Aufteilungen vornehmen zu wollen. Erfahrungsgemäß läßt sich nur die Aufbereitung wissenschaftlichen Materials durch Organisationen bewältigen; das Herausholen wissenschaftlicher Erkenntnisse bleibt gebunden an die wissenschaftliche Persönlichkeit.

Aber wenn es auch nicht angeht, im voraus Schemata abzugrenzen für die produktive Arbeit, die der Volkskundeatlas zeugen soll, es ist wohl möglich, die Richtung anzudeuten, die diese Arbeit nehmen wird. Es mag an sich geraten scheinen, einen wissenschaftlichen Plan von solchem Umfang, wie ihn der Volkskundeatlas aufweist, zunächst in seinen in ihm selbst liegenden Grenzen Wurzel fassen zu lassen und ihn nicht dadurch zu belasten, daß man seine Aspekte ins Uferlose dehnt. Und doch fordert bei diesem Plan die Sache selbst den Blick über die nächst gegebenen Grenzen hinaus. Wir wissen, daß der Volkskunde mit dem Atlas ein Mittel zugerüstet wird, das sie für jedes tiefere, entwicklungsgeschichtliche Verständnis ihrer Inhalte gar nicht zu entbehren vermag. Seine Bedeutung kann nicht überschätzt werden. Er soll der

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Volkskunde, die heute noch auf weite Strecken hin das Gesicht einer nach Methoden suchenden, erst werdenden, unfertigen Disziplin zeigt, die volle wissenschaftliche Fundamentierung geben. Er wird ein großer Markstein für die streng wissenschaftliche Volkskunde sein. Trotzdem sprechen wir es aus, daß die Volkskundeforschung, auch im Besitz des neuen methodischen Hilfsmittels, niemals in sich selbst die vollen Deutemittel ihrer Erscheinungen finden wird, sondern daß nur aus einer weitblickenden Synopse die letzten, einigermaßen endgültigen Ergebnisse zu erwarten sind. Die Mundartenkunde hat auf deutschem Boden zuerst gelernt, daß sie, um ihrer Probleme Herr zu werden, ihre eigenen Grenzen verlassen und den Vergleich mit anderen kommensurablen Wissensgebieten suchen muß: die Verbindung von Sprachgeographie und historisch-politischer Geographie ist der große neue Gesichtspunkt, der der modernen Mundartenforschung Antrieb und Aufschwung gegeben hat. Die Volkskunde ist ihr für gewisse Sondererscheinungen, wie Hausbau und Tracht, vorläufig mehr probeweise auf dem Wege geographischer Vergleichung gefolgt. Vor kurzem haben die Rheinlande uns den bislang umfassendsten Versuch beschert, die natürliche und politische Geographie einer Landschaft mit ihrer mundartlichen und volkskundlichen zusammen zu sehen, um auf diese Weise zu einer Kulturmorphologie der Landschaft vorzustoßen. Der Versuch hat gelehrt, wie wertvolle Frucht dies synoptische Vorgehen verspricht. Gerade die aus solcher Zusammenschau zu erhoffenden Ergebnisse sind es, die den Plan des Volkskundeatlas innerlichst befeuern.

Damit wird aber deutlich, daß für die weiteste Perspektive auch der Volkskundeatlas noch ein Teilfaktor ist; andere Deutemittel müssen mit ihm zusammengehalten werden, um zu einer zuverlässigen, historischen Erkenntnis der Inhalte und Erscheinungsformen unseres Volkslebens zu gelangen, in letzter Sicht zum geschichtlichen Verständnis unseres Volkstums. Nächst verwandt ist der Volkskunde die Volkssprache, die Mundart. Und hier liegt in Gestalt des Sprachatlas des Deutschen Reiches ein großes Parallelwerk schon zum Vergleich bereit. Freilich bietet er nur eine geographische Darstellung der Laute und der Formen. Wir wissen heute, vor allem dank der romanischen Forschung, die uns hier einen sichtlichen Vorsprung abgewonnen hat, daß die Geographie der Worte nicht minder wichtig, kulturgeschichtlich eher noch bedeutungsvoller ist. So stellt denn ein großer deutscher Wortatlas, in seinen Maßen dem Sprachatlas vergleichbar, heute die dringendste Forderung der deutschen Sprachwissenschaft dar. Es ist zugleich eine Forderung, die auch von seiten des Volkskundeatlas mit allem Nachdruck gestellt werden muß. Wie eng Sache und Wort volkskundlich zusammengehören, versteht sich ohne weitere Begründung. Es wird auf weite Strecken hin praktisch kaum möglich sein, die Sache zu erkunden, ohne zugleich nach dem Wort zu fragen; und der 'Sprach- und Sachatlas Italiens und der Südschweiz', den Jaberg und Jud vorbereiten, weiß, was er tut, wenn er Wort und Ding gemeinsam aufnimmt. Es wäre ein nicht zu rechtfertigendes Versäumnis, wenn man beim Entwerfen des Grundrisses für den Volkskundeatlas nicht gleichzeitig den deutschen Wortatlas ins Auge fassen wollte, der dem Volkskundeatlas seinem Wesen nach weithin verschwistert ist.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Aber hier ist nicht der Ort dazu, im einzelnen davon zu handeln, wie in Arbeitsgemeinschaft mit dem Volkskundeatlas der Wortatlas aufzubauen wäre. Es sollte nur am nächstliegenden Beispiele gezeigt werden, daß der Volkskundeatlas nicht nur die Möglichkeit, sondern beinahe den Zwang birgt, sich konzentrisch zu erweitern. Das Prinzip, die Dinge im Raum zu sehen, das sich im Volkskundeatlas durchsetzt, hat die notwendige Folge, daß man sie im Raum nicht isolieren darf. Sondern alles, was an Vergleichbarem und Einflußübendem den Raum füllt, will hinzugesehen werden, und zwar in der gleichen geographischen Sicht hinzugesehen werden, weil sie allein die nötige Kommensurabilität gewährleistet. Damit enthüllt sich der große wissenschaftliche Hintergrund des Volkskundeatlasplanes. Es liegt in seiner Idee, daß mit seinen Karten die geologischen und klimatischen, die Karten der politischen, der Verkehrs- und Wirtschaftsgeorgraphie, die Karten der Lautformen und des Wortschatzes verglichen werden. Und zwar hat sich mit der räumlichen Sicht in die Breite der Gegenwart dieselbe Sicht in die Tiefe der Vergangenheit zu verbinden. Es wird zwar nicht mehr möglich sein, synchronistische Sach-, Laut-, Wortatlanten usf. für vergangene Jahrhunderte zu schaffen, wie uns historisch-politische Atlanten erreichbar sind; wohl aber ist es möglich, auch unsere fragmentarische Kenntnis älterer Zeiten mit dem räumlichen Blick zu umspannen, um so, wenn auch nicht den vollständigen historischen Untergrund, doch Vergleichspunkte für die Verhältnisse der Gegenwart zu gewinnen. Das ist der Weg, der sich unserer heutigen Erfahrung als der fruchtbarste darstellt, wenn man zu einer 'Kulturmorphologie' des deutschen Volksgebietes gelangen will, zu einer 'Biologie' unseres Volkstums, die uns ebenso zum Verständnis gegenwärtiger wie historischer Erscheinungen helfen und eins vom andern her belichten soll. Diese 'Methode der wechselseitigen Erhellung' ist es, für die in dem Volkskundeatlas ein fundamentales Werk heranwachsen soll.

Wie weit aber einmal der Kreis der Disziplinen reichen wird, die in diese große Sypnose einzubeziehen sind, das läßt sich vorläufig kaum absehen. Daß z. B. die Kunstgeschichte (die es übrigens seit langem gewöhnt ist, auch geographisch zu denken) mit in diesen Bezirk gehört, versteht sich nahezu von selbst; wie wollte man mit der Volkskunst fertig werden, ohne die Schöpfungen höher geschichteter Kunst, geographisch aufbereitet, vergleichen zu können? Aber auch Wissenschaften wie die heute erstarkende Ortsnamenforschung, die Archäologie, die Stammes-, die Rassenkunde, werden einmal ihre Befunde mit denen der Wissenschaften jüngerer Lagerung vergleichen können. Und wenn man die äußerste Perspektive aufzeigen darf, letztlich greift die Aufgabe, die sich hier stellt, über die Grenzen des eigenen Volkstums hinaus und führt auf den Boden einer international vergleichenden Kulturforschung.

Der Volkskundeatlas ist seinem Wesen nach ein wissenschaftliches Unternehmen; und seine wissenschaftlichen Grundlagen und Ziele aufzuzeigen, darauf kam es wesentlich an bei dem Aufriß des Planes, der hier geboten wurde. Der Volkskundeatlas hat aber noch eine andere Seite, auf die wenigstens hingedeutet werden soll. Man könnte sie als eine national-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

pädagogische bezeichnen. Das Verlangen nach einem bewußten inneren Verhältnis zum Volkstum war noch nie so verbreitet wie heute, seit überhaupt Volk und Volkstum Gegenstände der Reflexion geworden sind. Eine Selbstbesinnung macht sich geltend, die in ihrem Streben nach Reinigung und Erneuerung aus den Kräften des eigenen Volkstums heraus gewiß warm zu begrüßen ist. Der überraschende Aufschwung, den die Volkskunde in den letzten Jahren erlebt hat, der sie zu einem Gegenstand reger Teilnahme in weiten Kreisen zumal auch der Lehrerschaft gemacht hat, das Interesse für Volkskunst und, damit gleichlaufend, die neue Bewertung von künstlerischem Besitz und künstlerischen Ausdrucksformen der deutschen Vergangenheit, das Interesse für Rassenfragen, die mächtig anschwellende Heimatsbewegung, auch gewisse Erscheinungsformen der Jugendbewegung, alles das bewegt sich letzten Endes auf der gleichen Linie. Aber gerade wo diese neue Liebe sich wissenschaftlich auszuwirken und zu begründen sucht, liegt noch viel im argen. Der volkskundliche Liebhaber sucht nach Bestätigung; eine Halbwissenschaft tut sich auf und findet breiten Widerhall, die mehr trübt als klärt, und die man auch um ihrer guten Meinung willen nicht ohne weiteres gewähren lassen darf. Gerade der starke Affektgehalt, der hinter diesen Bestrebungen steht, und der auf eine Art ihre Stärke ausmacht, birgt auch Gefahr. Beobachten wir doch bis in die Wissenschaft hinein, wie affektbestimmte Voreingenommenheiten meist ethnischer, stammesmäßiger, rassischer Art zu vorschnellen, unausgereiften Aufstellungen führen, die dann, als wissenschaftliche Ergebnisse ausgegeben, in weiteren Kreisen gläubige Annahme finden und falsche Meinungen zeugen, und zwar Meinungen, die vom nationalpädagogischen Standpunkt aus nicht ungefährlich sind. Denn sie können spalten, statt zu verbinden, neue Sonderungs- und Überlegenheitsgefühle, neue empfindungsmäßige Scheidewände schaffen, die auf völlig haltlosen Voraussetzungen beruhen. Der Volkskundeatlas weist dem volkskundlich interessierten, aber nicht durchgebildeten Liebhaber (auch von dieser Seite aus wird man gerade auf die Lehrerschaft geführt) ein Anbaufeld zu, auf dem er ganz konkrete, unspekulative, dabei höchst dankbare wissenschaftliche Arbeit leisten kann. Das ist seine pädagogische Augenblickswirkung.

Dahinter aber erhebt sich eine sehr viel größere für die Zukunft. Wenn der Volkskundeatlas auch in erster Linie bestimmt ist, wissenschaftliche Erkenntnis zu fördern, es ist eine Wissenschaft, die mehr als andere dazu berufen ist, in das allgemeine Bewußtsein einzugehen und dort formend und erziehend zu wirken. Der Begriff Volkstum ist heute beinahe ein Schlagwort, so viel gebraucht und so wenig begriffen und darum oft so falsch ausgemünzt, auf der anderen Seite aber ein Begriff, der danach verlangt, daß seine sehr komplexen Inhalte auch für breitere Schichten sich klären und feste Umrisse gewinnen. Wir vertrauen, daß ein solches vertieftes Sich-seiner-selbst-Bewußtwerden für unser ganzes Volk wie für seine einzelnen Teile praktische Frucht tragen müßte, bis in sein öffentliches Leben und seine großen Entscheidungen hinein. Der Volkskundeatlas ist mit der wissenschaftlichen Arbeit, die sich aus ihm entwickeln wird, ein starker Helfer auf diesem Wege. Darin liegt die große ideelle Aufgabe des Werkes.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Eine neue niederrheinisch-westfälische Liederhandschrift aus dem 16. Jahrhundert

Vortrag, gehalten auf der Pfingstversammlung des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung zu Soest am 7. Juni 1927

Das Verdienst an dem neuen Funde, mit dem ich die Freunde niederdeutscher Sprache und Dichtung bekannt machen kann, gebührt nicht einem einzelnen. Der Hauptanteil daran fällt dem Stadtarchivar von Münster i. W., Dr. Eduard Schulte zu. Er legte mir vor ein paar Monaten Abschriften einiger Lieder aus einer Handschrift vor, die freilich, wie ich nachträglich erfuhr, schon archivalisch aufgenommen ist. Sie liegt im Archiv des Grafen Droste-Vischering zu Darfeld (Kreis Coesfeld), und so mag sie fortab die Darfelder Liederhandschrift heißen. Prof. Schmitz-Kallenberg war bei seiner Inventarisierung der nichtstaatlichen Archive in Westfalen bereits auf die Handschrift gestoßen; aber er hatte sie mit den Augen des Historikers angesehen und nur auf ein historisches Lied hingewiesen, das am Eingang steht [1]). Charakter und Bedeutung der Handschrift war aus dieser Notiz nicht zu erkennen.

Wir haben an Liederhandschriften aus dem niederrheinisch-westfälischen Gebiet ja keinen Mangel: das liederreiche 16. Jahrhundert zeigt sich uns in diesen Gegenden doppelt liederreich. Die Handschriften sind zu einem guten Teil geistlichen Inhalts, wie das Werdener Liederbuch, das Liederbuch der Anna von Köln und das der Katharina Tirs aus dem Nieſinkkloster in Münster[2]). Dazu kommen in größerer Zahl Handschriften mit vorwiegend weltlichen Liedern: das Liederbuch der Herzogin Amelia von Cleve, die Benckhäuser Liederhandschrift und die Berliner Liederhandschriften von 1568, 1574 und 1575, um nur die bekanntesten zu nennen[3]).

Was diesen Reichtum von Liederhandschriften am Niederrhein geschaffen hat, ist letztlich eine Mode adliger Kreise, die Mode nämlich, handschriftliche Liederbücher zusammenzustellen, die sich kreuzt mit der Sitte des Stammbuches. Es ist hier nicht der Ort, die verschiedenen Formen von geschriebenen Liedersammlungen zu behandeln, die solche Kreuzung ergab. Es genügt die Feststellung, daß die Benckhäuser Handschrift[4]) den Charakter des Lieder-

1) Inventare der nichtstaatlichen Archive des Kreises Coesfeld, hsg. von der Histor. Kommission der Provinz Westfalen, bearb. von Dr. L. Schmitz-Kallenberg, Münster 1904, S. 119.
2) vgl. Edw. Schröder, Jahrb. f. nd. Sprachf. 15, S. 3 f.
3) Genaueres bei P. Alpers, Untersuchungen über das alte niederdeutsche Volkslied, Göttingen 1911, S. 5 ff.; A. Kopp, Über ältere deutsche Liedersammlungen, Archiv f. d. Studium d. neueren Sprachen 121, S. 258 ff.
4) vgl. P. Alpers, Die Benckhäuser Liederhandschrift von 1573, Nd. Zeitschr. f. Volkskunde 1, S. 108 ff.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

stammbuches am reinsten zum Ausdruck bringt. Sie ist es, der die Darfelder Handschrift nach Art und Anlage am nächsten verwandt ist, und die sich als erste zum Vergleich darbietet. Er fällt sehr zugunsten des neuen Fundes aus. Die Benckhäuser Handschrift ist zwischen 1573 und 1588 geschrieben, die Darfelder ist um eine Generation älter und gehört damit zu den ältesten Handschriften ihres Kreises. Die Benckhäuser Handschrift enthält nur 44 Stücke, die Darfelder dagegen mehr als 100, und auch innerlich ist sie, wenngleich ganz wesentlich aufs Minnigliche gestellt, sehr viel reicher als ihr Gegenstück, das fast zu einem Drittel rein geistliche Lieder bietet.

Als Besitzerin bezeichnet sich auf dem Titelblatt Kathryna von Bronchorst und Batenborch Dochter zu Honnepel, also eine Dame aus altem niederländischen Adel, und die Handschrift schreitet in dem vollen Pomp dieses Adels einher. Sie wird eingeleitet durch eine Folge von 14 Wappen, je zwei auf einer Seite, niederrheinischen, niederländischen und westfälischen Geschlechtern zugehörig, auch ein paar französischen Namens sind darunter; und in der zweiten Hälfte der Handschrift erscheint noch einmal eine Folge von 24 Wappen. Dem Anschein nach handelt es sich dabei um heraldische Ahnentafeln der Besitzerin.

Die Bronkhorsts stammten aus der Gegend von Zütphen in Gelderland. Die Linie Batenborg, die sich im 14. Jahrhundert abzweigte, griff in ihrem Besitz weiter nach Süden. Ihre Glieder erscheinen seit Ende des 14. Jahrhunderts als Herren zu Batenborg und Anholt: Batenborg an der Maas, noch im Geldrischen, und Anholt schon auf heute westfälischem Boden gelegen. Der Zweig, der auf Honnepel saß, führt uns in den nördlichen Zipfel der Rheinprovinz: im Kreise Rees liegt heute noch ein Ort namens Empel. Das Glück will, daß sich die Besitzerin des Stammbuches genealogisch genau ausmachen läßt. Wenn nicht alles täuscht, war diese Katharina die Tochter des Diedrich, Herrn zu Honnepel, und der Elisabeth von Limburg-Stirum. Sie war verheiratet mit dem angeblich 1576 gestorbenen Balthasar von Brederode: er hat sich auf das erste Blatt hinter den Wappentafeln eingetragen, aber nicht mit einem minniglichen, sondern mit einem historischen Liede[1]). Leider fehlen mir genauere Daten über Katharina und ihren Mann, die erkennen ließen, in welchem Alter und an welchem Ort sie ihr Stammbuch füllte. Es scheint aber, als wenn es angelegt wurde zu einer Zeit, als Katharina noch jung und unverheiratet war. Schwerlich würde sonst auf

1) Das Lied ist einfach B. v. Brederode unterzeichnet; aber die Identität seines Einzeichners mit Balthasar von Brederode hat sich sicherstellen lassen. Es sind nämlich umfängliche Privatkorrespondenzen der Herren resp. Grafen von Bronkhorst, Batenborg und Anholt aus dem 15. bis 17. Jahrh. im Fürstl. Salm-Salmschen Archiv zu Anholt i. W. erhalten (vgl. Inventare der nichtstaatlichen Archive des Kreises Ahaus, bearbeitet von Dr. L. Schmitz, Münster 1899, S. 5). Im Bündel Serie I Nr. 16 des genannten Archives findet sich ein Brief Balthasars von Brederode an seine Gemahlin Katharina von Bronkhorst vom 14. April 1569: ein Schriftvergleich läßt über die Identität des Schreibers dieses Briefes mit dem Einzeichner des Liedes keinen Zweifel, wenn auch der Ductus des Briefes ausgeschriebener ist als die kalligraphischen Züge der Handschrift. Das Bündel enthält eine größere Zahl von Briefen an Katharina von Bronkhorst aus den Jahren 1573—79; doch kehrt sonst keiner der Schreiber in dem Stammbuch wieder. Immerhin bestätigt die Korrespondenz, daß man sich Katharina zur Zeit der Anlage des Stammbuches als eine jüngere Dame denken darf. Sie wird übrigens in Briefen aus d. J. 1574 als Witwe (veufe) bezeichnet; die Angabe Bockenbergs (s. nächste Anm.), daß Balth. v. Brederode 1576 gestorben sei, muß also irrig sein.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

dem Titelblatt der Name Brederode fehlen; denn die Brederodes galten als das edelste Geschlecht Hollands[1]).

Es ist eine Sache von eigenem Reiz, die toten Namen der Geschlechtsregister in dem **Stammbuch lebendig werden zu sehen.** Katharinas ganze Verwandtschaft hat sich nämlich eingetragen, wenn auch eine zuverlässige Identifizierung der Einzeichnenden z. T. ihre Schwierigkeiten hat, weil sich bei den Bronkhorsts immer dieselben Vornamen wiederholen. Namen aus dem Kreise ihrer Geschwister, ihrer Vettern tauchen auf, nicht minder aus ihrer Schwägerschaft. Es hatte eine überkreuzheirat zwischen den Bronkhorsts und den Brederodes stattgefunden: ein Bruder Katharinas, Jodokus, hatte eine Brederode, Johanna, eine Nichte ihres Mannes, geheiratet. So versteht es sich, wenn neben dem Namen der Bronkhorsts am häufigsten der der Brederodes erscheint. Mancher von den Einzeichnern tritt handgreiflichst vor uns hin: so hat sich ein Diedrich von Bronkhorst, vielleicht der Bruder der Besitzerin, verewigt, indem er den Umriß seiner linken Hand zu Papier brachte.

Aber der Kreis der Eintragenden greift weit über Katharinas engere Verwandtschaft hinaus. An drei Dutzend verschiedene Namen treten auf, nicht wenige mit mehreren Eintragungen. Vor allem zeigt sich der niederrheinische Adel vertreten, Geschlechter aus dem Jülichschen, Cleveschen, Bergischen, die Brakel, Holtorp, Schoeler, Merode, Smulting u. a.; aber auch das westliche Westfalen macht sich stark geltend, die Hasenkamp, Aldenbokum, Westrem, Raesfeld. Die genaue Feststellung der Eintragenden ist wieder dadurch erschwert, daß derselbe Geschlechtername des öfteren in verschiedenen in Frage kommenden Gegenden auftritt. Nichtsdestoweniger ist man mehr als einmal in der Lage, entfernte Vetternschaft oder andere Beziehungen zu den Bronkhorsts oder Brederodes festzustellen. So erscheint z. B. mehrfach ein Graf Joest von Schaumburg und Holstein, bekannt aus der Geschichte des berühmtesten Brederode, jenes Heinrich von Brederode, der in den Geusenkämpfen eine abenteuerliche Rolle spielte und schließlich auf den Besitzungen des Schaumburgers Zuflucht fand[2]).

Zu der örtlichen Festlegung kommt die zeitliche hinzu. Der Deckel der Handschrift zeigt in der Lederpressung mehrfach die Jahreszahl 1540. 48 Eintragungen sind datiert, das sind weit mehr als die Hälfte, wenn man bedenkt, daß vereinzelt ganze Komplexe von Liedern von einer Hand eingetragen und mit einem Datum gezeichnet sind. Das früheste Eintragungsdatum ist 1546 (die Handschrift ist also offenbar erst längere Zeit nach ihrer Herstellung in Gebrauch genommen worden), das späteste 1565, wenn man absieht von einer flüchtigen Bleistifteintragung vom Jahre 1582. Die weitaus meisten Daten, gegen 40, fallen in das erste Jahrzehnt der Benutzung, die Jahre von 1546 bis 1556.

---

1) Die genealogischen Angaben beruhen in der Hauptsache auf dem Stammbaum der Familie Bronkhorst, der sich findet bei A. Fahne, Die Herren und Freiherren von Hövel, Bd. 1, Köln 1860, Tafel II; dazu kommt die Historia et genealogia Brederodiorum, illustrissimae gentis Hollandiae von P. Cornelissonius Bockenbergius, Leiden 1587. Für weitere Angaben habe ich dem Fürstl. Salm-Salmschen Archivar zu Anholt i. W., Dr. Zelzner, zu danken, der mich für Katharina auf Johann Hübners geneal. Tabellen, 2. Teil, Leipzig 1727 (Tab. 444) hinwies.

2) vgl. Biogr. Woordenboek der Nederlanden 2 3, S. 1255.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Aber geschichtlich wichtiger als diese genaue zeitliche Festlegung des Inhaltes der Handschrift ist doch der feste geographisch-genealogische Rahmen, in den sie sich stellen läßt. Gerade hier am Niederrhein hat uns ja Frings die Augen dafür geöffnet, was kultur- und sprachgeschichtlich die Dynastengeschichte der Gegend bedeutet. Und wenn man sich die letzte große Veröffentlichung aus dem Bonner Kreise ansieht, das Buch über die Kulturströmungen und Kulturprovinzen in den Rheinlanden[1]), so stößt man innerhalb der geschichtlichen Darstellung Aubins auf einen Abschnitt, der im Zusammenhang mit der Territorialgeographie von genealogischen Lebensräumen rheinischer Dynastien handelt und sie kartographisch zur Anschauung bringt. Zweifellos ist es sehr wichtig für die Erkenntnis von Kulturströmungen und -zusammenhängen, sich solche konkrete Anschauung zu vermitteln. Hier in unserem Stammbuch aber hat man einen genealogischen Lebensraum vor sich, zwar enger begrenzt, aber von einer ganz anderen Plastik, als die Aubinschen Karten sie bieten können. Auch darin ist unser Bild ihnen überlegen, daß es in einem breiten zeitlichen Querschnitt eine Anschauung gibt nicht bloß von den ehelichen Verbindungen, sondern auch von den vetterlichen und freundschaftlichen Beziehungen eines bedeutenden Geschlechts und dem geographischen Raum, den sie überspannen; und er reicht vom inneren Holland bis ins Westfälische.

Dem entspricht der sprachliche Zustand, in dem sich die Handschrift uns darstellt. Alpers spricht einmal[2]) von dem Monströsen der Sprache in diesen niederrheinisch-westfälischen Handschriften, mit ihrer rohen Mischung hochdeutscher, niederdeutscher und niederländischer Elemente. Auch die Darfelder Handschrift bietet kein anderes Bild. Sie enthält (neben vereinzelten niederländischen) rein hochdeutsche und rein niederdeutsche Stücke; die größere Zahl der Texte dagegen zeigt Mischcharakter. Wenn man die 'monströse' Mischsprache nun aber betrachtet im Lichte jenes Ringens zweier Kulturkomplexe, wie es sich dort am Niederrhein, im Cleverland und seinen Nachbargebieten, einmal abgespielt hat, dann gewinnen gerade diese Texte das größte Interesse. Auch hier verdanken wir Frings die zusammenfassende kulturgeschichtliche Würdigung sprachlicher Erscheinungen, wie man sie vordem nur als Einzeldinge konstatiert hatte; für die historische Unterbauung dieser wertvollen dialektologischen Erkenntnisse steckt in der Darfelder Handschrift (wie auch in ihren Verwandten) ein Material, das die rheinische Mundartenforschung noch nutzen muß. Eine zutreffende Interpretation dieser Mischsprache ist gewiß nicht ganz leicht; aber ebenso gewiß ist, daß vieles, was zunächst als monströse Wirrnis erscheint, sich von dem Kundigen als durchaus sinnvoll erfassen läßt.

Die größte Schwierigkeit liegt wohl darin zu entscheiden, was wirklich gesprochene Form war und was bloß geschriebene, orthographisch irgendwoher entlehnte. Hier gilt es auf der Hut sein. Denn wo mehrere Texte der Handschrift von derselben Hand geschrieben sind, treten sprachliche Differenzen auf, die nur von sprachlich verschiedenen Quellen aus verstanden

1) von Herm. Aubin, Theodor Frings, Josef Müller, Bonn 1926.
2) Nd. Zeitschr. f. Volksk. 5, S. 17.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

werden können. Das gilt vor allem für die Hand, die, anscheinend als Grundstock der ganzen Sammlung, 19 Lieder hintereinander eintrug (Bl. 29a bis 37a). Aber auch, wenn man diesen Störungsfaktor abzieht, bleiben Sprach- und Formmischungen, die ihre eigene Erklärung heischen: auch die gesprochene Sprache jener Gegenden hat offenbar einen Mischcharakter gehabt, derart, daß bodenständige niederdeutsche Formen im Kampfe lagen besonders mit von Süden her andrängenden hochdeutschen. Am meisten gibt für diese Dinge jener oben zitierte Hauptschreiber der Handschrift her. Studiert man seine Texte etwa unter dem Gesichtspunkt der Lautverschiebung, so wird hinter dem wilden Durcheinander doch eine Art von Regelhaftigkeit sichtbar, insofern gewisse Fälle zahlenmäßig ein ganz starkes übergewicht aufweisen; es sind vor allem die Pronomina ich, mich, sich, dazu die Ableitungssilbe -lich, bekanntlich alles Fälle, bei denen auch heute die ch-Form sich mehr oder weniger weit über die Benrather Linie erhebt. Der Schreiber hat daneben aber, und zwar recht häufig, auch ick, seltener -lick, und solcher Doppelungen gibt es mehr: sie sind das lebendige Abbild eines sprachlichen Hin und Hers, für dessen Deutung zweifellos auch die Frage der gesellschaftlichen Schichtung der Sprachträger von Belang ist. Auf Grund der urkundlichen überlieferung hat Frings festgestellt, daß ich der Vorposten jener Bewegung ist, die am unteren Rhein südliche Sprache nach Norden treibt; die Amtssprache hat es im 14. und 15. Jahrhundert sogar weit über seine heutige Peripherie hinausgetragen[1]). Eine ganze Reihe von Stücken der Darfelder Handschrift bestätigt seinen Befund, aber aus einer anderen überlieferungssphäre: dort Amtssprache, hier Gesellschaftssprache. Damit bietet sich in der Darfelder Handschrift und ihren Genossen eine Quellenschicht dar, die die Urkunden nicht nur ergänzt, sondern vielleicht an Wert übertrifft. Wir lernen uns ja allmählich befreien von der Vorstellung, als wenn Urkunden die treuesten Zeugen landschaftlicher Sprache wären: Urkunden sind meist von berufsmäßigen Schreibern geschrieben, und wo berufsmäßige Schreiber sind, ist immer auch Schreibtradition. In unserem Stammbuch haben wir weithin eine viel rohere, aber auch unbefangenere Form der Aufzeichnung; darin liegt sein Wert für die Sprachgeschichte. Freilich sei nicht verschwiegen, daß auch in diesem Punkte Sonderungen nötig sind. Manche Eintragungen stammen deutlich von geübten Federn; der Unterschied der Züge zeigt vereinzelt handgreiflich, wie die des Schreibens ungewohnte adelige Hand nur die Unterschrift vollzogen hat.

Die Mischsprache läßt sich in einzelnen Zügen noch von einer anderen Seite her beleuchten und deuten. Es ist bekannt, daß die Volks- und Gesellschaftslieder, die wir im 16. Jahrhundert auf niederdeutschem Boden vorfinden, aufs allerstärkste vom hochdeutschen Liede abhängig sind[2]). Damit böte sich die Möglichkeit, daß die Niederdeutschen sich bei gewissen zum geläufigen Liedinhalt gehörenden Begriffen an die hochdeutsche Lautgestalt gewöhnt und ihr den Vorzug gegeben hätten. Das läßt sich tatsächlich in der Darfelder Handschrift im einen oder anderen Falle feststellen. So erscheint

1) Frings, Rhein. Sprachgesch. S. 257 (in: Gesch. des Rheinlandes von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart, Essen 1922, Bd. 2).
2) vgl. Alpers, Untersuchungen über das alte nd. Volksl. S. 55 f.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

das Substantivum kleffer gelegentlich in einem Texte, der nach seinem sonstigen Sprachstand nur die unverschobene Form dulden sollte. Deutlicher noch sind die Dinge bei hertz: verschiedene Lieder, die im Ganzen noch bei dem unverschobenen Stande verharren, zeigen neben den Pronominalformen mit Vorliebe gerade dies Wort verschoben. Sogar ein niederländischer Text, der außer einem vereinzelten sich keine hochdeutschen Spuren aufweist, zeigt doch einmal die Form hartze (neben harte). Man denkt sofort daran, daß wie bei mich und -lich ja auch bei herz die Verschiebungsverhältnisse heute abnorm sind. Die herz-Karte ist vom Standpunkt der Lautverschiebung aus wohl das merkwürdigste Blatt des Sprachatlas. Fragt man die Marburger nach den Gründen, die bei diesem Wort die hochdeutsche Form so tief in niederdeutsches Gebiet vorgetrieben haben, so heißt die Antwort: Kulturwort! Aber die Frage, was denn diesem Kulturwort den Weg ins Niederdeutsche geebnet hat, bleibt offen. Vor der Darfelder Liederhandschrift drängt sich die Vermutung auf, daß eben das hochdeutsche Lied der hochdeutschen Form die Bahn gebrochen hat. Denn im Volks- und Gesellschaftsliede ist herz ja das dritte Wort, und das erdrückende Übergewicht des Hochdeutschen, gerade auch im eigentlichen Volksliede, hat auf niederdeutschem Boden angehalten bis auf den heutigen Tag. Wobei noch in Rechnung zu setzen ist, daß für ältere Zeiten das gesungene Lied ja eine unendlich größere Bedeutung und Ausbreitung hatte als bei uns.

In verstärktem Maße gewährt der Inhalt der Handschrift das Bild einer Mischung verschiedener Kulturkomplexe. Was einem äußerlich zunächst ins Auge fällt, ist der nicht ganz geringfügige französische Einschlag. Die Handschrift enthält ein mehrstrophiges französisches Lied und etwa 15 französische Eintragungen geringeren Umfangs, meist Sentenzen und Wahlsprüche, wie sie dem Stammbuch anstehen. Gleich auf dem Titelblatt steht unter dem Namen der Besitzerin Je vie an esperance. Die Wahl des Französischen wird begreiflich, wenn man weiß, daß in der Familie der Katharina von Bronkhorst französisches Blut war. Eine ihrer Schwägerinnen schrieb sogar ihren Namen französisch: Jenne de Brederode. Aber auch gute niederrheinische Adlige (Holtorp, Schoeler) haben sich mit französischen Sprüchen eingetragen: da kündigt sich die französische Welle an, die wir im ganzen erst ein gut Teil später Gewalt gewinnen sehen. Überhaupt gibt sich die Handschrift in diesen kurzen Sprüchen z. T. recht gebildet. Auch ein paar lateinische Sentenzen begegnen. Zwei Eintragungen sind in einer Geheimschrift mit eigentümlichen, halb runisch und halb hebräisch anmutenden Zeichen gegeben. Demgegenüber ist aber zu betonen, daß der deutsche Inhalt der Handschrift keineswegs besonders modern, gewählt höfisch erscheint; und wenn man das Stammbuch mit einer ausgesprochen bürgerlichen Sammlung vergleicht, wie dem sog. Ambraser Liederbuch von 1582, so wird wohl ein Unterschied der Höhenlage fühlbar, aber besonders groß ist er nicht.

Auf den Stoff gesehen, ist der Inhalt der Handschrift recht bunt. Sie enthält ein paar historische Lieder, von denen wenigstens eins eine wichtige Bereicherung unserer Überlieferung bietet. Es ist das Lied von Kaiser

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Maximilian und seiner mißglückten Werbung um Anna von Bretagne[1]), das bislang nur aus dem Antwerpener Liederbuch von 1544 und zwei späten deutschen Drucken aus dem Ende des 16. Jahrhunderts bekannt ist. Hier bietet die Darfelder Handschrift also die älteste deutsche Fassung. Des weiteren hat sie zwei Landsknechtslieder, und wenigstens das eine von ihnen stellt ein schlechtes, rechtes, stark zersungenes Soldatenlied dar. Auch das eine oder andere geistliche oder moralisierende Stück findet man, dazu eine poetische übersetzung vom ersten Kapitel des Hohenliedes Salomonis, und unter dem Titel Warsagungh der Worffell oder Doppelstein eine Aufreihung von 54 meist vierzeiligen poetischen Auslegungen der verschiedenen Würfelwürfe.

Aber was die Szene beherrscht, sind Liebeslieder, und zwar Liebeslieder aller Schichten und Arten, abgerechnet höchstens die scherz- und schwankhaften oder parodischen Liebeslieder, wie sie im Ambraser Liederbuche so erfrischend den Fluß der Scheide- und Meidelieder unterbrechen. Solche Gedichte wagen sich nur in schüchternen Proben hervor; hier wird die vornehmere Schicht der Darfelder Handschrift fühlbar. Im übrigen stehen im Vordergrunde die sog. Gesellschaftslieder, die nach Inhalt und Stimmung noch immer die alte ritterlich-höfische Art spiegeln, wenn auch in einer eigentümlichen Mischung von Auflösung und Erstarrung, also jene unepischen, reflexionsmäßigen, immer noch mit den höfischen Begriffen der triuwe und êre, der nîder und kleffer spielenden, dabei aber doch ins Volksliedhafte abgeglittenen Gebilde, die man euphemistisch als Gedankenlyrik bezeichnet hat. Ihre Bedeutung fürs 16. Jahrhundert läßt sich einigermaßen vergleichen der Geltung, die im Volkslied der letzten Generationen den sentimentalen Kunstliedern des 18. Jahrhunderts zukommt. Es mag auch noch Ausdruck der gesellschaftlichen Schicht sein, der das Stammbuch angehört, wenn wir solche Lieder ausschließlicher als etwa im Ambraser Liederbuch das Feld beherrschen sehen. Eine eigene Note gewinnt die Sammlung dadurch, daß sie auch der kunstmäßigsten Form, in der zu jener Zeit und in jenen Gegenden die höfische Liederdichtung fortgebildet war, Eingang gewährt hat, das ist die Dichtung der niederländischen Rederijkers. Aber es ist doch ganz bezeichnend für den Geschmack des adligen Kreises, dem das Stammbuch entsprossen ist, daß diese gespreizte, fremdwortüberladene Modepoesie nur in vereinzelten Stücken vertreten ist. Im ganzen waren die poetischen Neigungen dieses Adels handfester, als daß sie elegantem Formenspiel besondere Reize hätten abgewinnen können. Das äußert sich auch darin, daß Dichtungen von zugespitzter meistersingerischer Künstlichkeit zwar nicht fehlen, aber doch auch nicht gesucht sind[2]). Eine gleichzeitige oberdeutsche Sammlung wie der Palatinus 343 zeigt in dieser Beziehung spürbar einen entwickelteren Geschmack. Kräftiger dagegen treten jene schlichteren Lieder hervor, wie sie die

1) Liliencron, Histor. Volksl. 2, Nr. 180.

2) Auf ein Stück dieses Bezirkes mag um seines inhaltlichen Interesses willen besonders hingewiesen werden: es ist ein tageliedartiges Gedicht mit dem Anfang Saturnus kald ist manichuald (Bl. 44 b), das eine ganze Reihe von Liebespaaren aus mittelalterlicher Poesie auftreten läßt; vergleichbar ist Nr. 154 bei Kopp, Die Lieder der Heidelberger Handschrift Pal. 343.

Uhlandsche Sammlung in den Vordergrund schiebt und wie sie uns herkömmlich unter dem Begriff des alten deutschen Volksliedes gehen: Gheyn beter freudt up erden niet en is dan jegelick bye synnen buelen is, by synnen buell alleyne usw. oder: Ich had myr eyn gerdellyn gebowedt van ffyollen eyn gellen kley, das gerlyn yst myr vntffraren, das doet myr myn yongens heyrtzen so we usw. oder: Grois leith drege ich forborgen alinden jungen heyrtzen min, de mir tho jaer de leuesthe was, de isth mir nach kein fienth usw. oder: Dye maeyn steyt yn dem huchsten, dye soen haeyt sych oderdaen usw. oder: Ich armes kuitzelyn kleyne, myn gedancken syn mennichfolt usw. oder: Ich byn daer tho gebaren, das ich kein gelucke sall hainn usw. Oder ein Lied, das sich in der Überschrift als dantzlied bezeichnet: Nu willen wyr alle froelich syn in ehren, wyr willen froelich fruntlich syn, singen springen, hei wuchhei, in zucht vnd ehren usw.

Diese Tatsache verdient vielleicht unterstrichen zu werden: Lieder, die uns gemeinhin als Volkslieder gelten und die wir unwillkürlich mit niederen sozialen Schichten in Beziehung setzen, treten uns hier innerhalb der höchsten Schicht entgegen. Nun ist gewiß nicht in Zweifel zu ziehen, daß es damals Lieder gab, die durchstanden von der obersten bis in die unterste gesellschaftliche Schicht. Aber das muß man sich doch gegenwärtig halten, daß unsere Sammlungen aus dem 15. und 16. Jahrhundert nach ihrem ganzen Charakter nicht geeignet sind, uns an das Volkslied tiefster Schicht heranzuführen. Denn woher stammen unsere Liederhandschriften? Aus Adelskreisen, aus geistlichen Händen, nicht zuletzt aus bürgerlichen, städtischen Kreisen. An das Lied des flachen Landes kommen wir durch sie nicht heran. Der Begriff des Volksliedes, wie ihn die moderne Volksliedforschung für das Lied unserer Tage geschaffen hat, und das Volkslied des 16. Jahrhunderts sind nicht ohne weiteres kommensurable Größen, — eine Tatsache, auf die immer wieder hingewiesen werden muß.

Fragt man, was die Handschrift rein materiell an Zuwachs zu dem bekannten Liedervorrat des 16. Jahrhunderts bringt, so wird man von vornherein nicht allzuviel Neues erwarten. Immerhin fehlen mir vorläufig noch für an die 40 Lieder die Gegenstücke, aber diese Zahl wird sich bei weiterer Umschau wohl noch verringern. Die Handschrift zeigt natürlich Übereinstimmungen mit jeder größeren Sammlung aus dem 16. Jahrhundert. Am stärksten sind sie bei dem sog. Ambraser Liederbuch, mit dem das Darfelder 25 Stücke gemein hat; mit Uhland und de Boucks niederdeutschen Liederbüchern teilt es 16, mit dem Antwerpner Liederbuch 9 Stücke. Diese Zahlen vermögen freilich kaum eine Vorstellung davon zu geben, wie es mit dem Anteil des hochdeutschen, niederdeutschen und niederländischen Liedes am Gesamtbestand der Darfelder Handschrift bestellt ist. Bekanntlich ist das allermeiste hochdeutschen Ursprungs, was in jenen niederdeutschen Liederbüchern steht; und auch im Antwerpner Liederbuch ist längst nicht alles rein niederländisches Gut. Aber auch aus der Liste der ursprunghaft niederländischen Lieder, die Alpers kürzlich aufgestellt hat[1]), erscheint das eine oder andere Stück in dem Stammbuch.

1) Nd. Zeitschrift f. Volksk. 5, S. 30.

Aber der Wert der neuen Quelle liegt nicht nur in dem Zuwachs an neuem Liedergut. Denn auch Stücke, die schon bekannt sind, erscheinen in ihr doch vielfach in beträchtlich abweichenden Fassungen. Die Lieder wollen hier freilich unterschiedlich beurteilt werden. Manches entstammt ganz deutlich einer gedruckten Quelle; so kommt z. B. das Lied vom König Ludwig von Ungarn[1]) völlig überein mit der Fassung in den Bergreihen. Herr Balthasar von Brederode hat es sich also bequem gemacht, als seine Braut oder Frau ihn um eine Eintragung bat. In der Mehrzahl aber tragen die Lieder alle Kennzeichen einer Aufzeichnung aus dem Gedächtnis: es sind wirklich mündlich verbreitete, gesungene Lieder, die die Handschrift füllen. Darum zeigen sie sich, und auch künstliche meistersingerische Stücke machen davon keine Ausnahme, vielfach in so gründlich zerstörter Gestalt. In diesem hohen Grade von Zersungenheit liegt für den Volksliedforscher vielleicht der reizvollste Zug des Denkmals. Es will ja bedacht sein, daß gedruckte Sammlungen wie das Ambraser Liederbuch Wert darauf legen mußten, möglichst lesbare, verständliche Liedertexte zu bieten: jene echtesten Volkslieder, die immer mehr oder weniger zerstört sind, gerieten dabei ins Hintertreffen. Die Hände, die unser Stammbuch schrieben, waren viel unbehinderter; ihnen fehlten literarische Absichten. Das gibt, wenigstens in den Augen des Volksliedforschers, dem Stammbuch einen Vorsprung gegenüber irgendwie literarisch orientierten Sammlungen.

Anders betrachtet, lassen die Stammbücher sich aber doch wieder auf eine Linie stellen mit jenen Sammlungen, die ein Einzelner sich zusammenschrieb und drucken ließ. Es geht einem vor einer Handschrift wie der Darfelder ein eigener Begriff des Stammbuches auf. Wer an jüngere Stammbücher denkt, schon der Renaissance, legt sich die Frage vor: warum haben sich Katharinas Freunde fast ausnahmslos mit langen Liedern eingezeichnet? Die Antwort lautet: Das Stammbuch war dazu bestimmt, Ersatz zu sein für ein gekauftes Liederbuch, es war der Weg, sich eine private Liedersammlung zuzulegen. Deshalb konnten sich in einem solchen Buch Eintragungen, die der Besitzer selbst vornahm, vereinen mit solchen von anderen Händen[2]); deshalb begegnet in der Darfelder Handschrift wiederholt derselbe Name unter immer neuen Liedern. So begreift es sich auch, wenn die Liedeintragungen, von wenigen Ausnahmen abgesehen, etwas völlig Unpersönliches haben, ganz anders als man es von einem rechten Stammbuchblatt erwartet.

Ein sehr viel persönlicheres Element steckt dagegen in den Sprüchen, die nicht immer, aber oft den Liedern beigegeben sind, zuweilen auch, nach jüngerer Art, für sich allein den Stammbucheintrag bedeuten. Wieviel eigener, unmittelbarer diese Gruppe von Einzeichnungen ist, erhellt auch daraus, daß in ihnen das Niederdeutsche sich oft stärker Geltung verschafft als in den zugehörigen Liedern. Diese Sprüche sind sehr zahlreich, einige sechzig, die Dubletten und Varianten nicht gerechnet[3]). Es ist nicht ohne Interesse, sie auf Gehalt und Geschmack hin zu studieren und mit den Liedern zu ver-

1) Liliencron, Histor. Volksl. 3, Nr. 403.
2) vgl. Kopp, Archiv 121, S. 259.
3) Unberücksichtigt bleiben auch die oft schwer deutbaren Sprüche, die nur durch die Anfangsbuchstaben ihrer einzelnen Worte angedeutet sind: zu dieser in unserer Handschrift noch mit Maßen gehandhabten Sitte vgl. A. Kopp, Euphorion 9, S. 622 ff.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

gleichen: so erst gewinnt das gesellschaftliche Bild, das aus der Handschrift aufsteigt, die rechten Farben. Fromme Denksprüche begegnen in größerer Zahl, daneben allerlei handfeste Lebensklugheit, öfter von der pessimistischen Meinung, die wir bei spätmittelalterlichen Moralisten gewöhnt sind (etwa: De truwe wyl faen, de moet werlych snelle wynde haen); die Abwehr des Neides, auch außerhalb des Kreises der höfischen nîder, spielt eine bedeutende Rolle wie überall in der populären Moralisation des Mittelalters (etwa: Meynger benyt dat he sycht, noch mot he lyden dat et geschyt). Großen Raum nimmt natürlich auch die Liebe ein, aber sie ist meist recht anders gefaßt als in den Gesellschaftsliedern: entweder mit Tiefe und Wärme (etwa: Keyn leyffer dan dych, dat wes gott vnd ych; Eyn ys eyn kleyn getal, eyn is my dye werl al; Een voer al vnde dye getrow); oder mit Laune, Keckheit und Derbheit (etwa: Gott helff myr myt ffrovden zo dyr; dych nuemer zo verlasen, es kom dan eyn ander zo masen; Wat acht ich vf der sunnen schijn, wal mir der main gnedich synn; Wen gedancken jonfferen druncken machden, man soldt sy selden nuchtern rachen). Die paar Sprüche von höfischer Bläßlichkeit kommen dagegen nicht an. Auch ein grobianischer Zug mischt sich gelegentlich in das Bild und beleuchtet den Abstand zwischen Lied und Leben. So trägt zum Beispiel Graf Joest von Schaumburg ein schmachtendes Liebeslied ein, das in eine Klage ausläuft über die verleumderischen falschen Zungen; dann aber läßt er das Sprüchlein folgen: He seedt an, de das lest, ich bin full gewest; und seine kühnen Schriftzüge sprechen zum mindesten nicht gegen dies Bekenntnis.

In dem ungewöhnlich Persönlichen liegt überhaupt ein ganz besonderer Reiz der Handschrift. Da ist allein schon der Unterschied der schreibenden Hände: solche, die kaum der Feder mächtig sind, wechseln mit sauberster Kalligraphie. Da sind alle möglichen zeichnerischen Beigaben, von den üblichen Minneemblemen bis zu ausgeführten Figuren. Da sind allerlei Versteckschriften, Rasuren und Korrekturen, aus denen man Temperament und Laune ablesen kann. Aber all das sind Dinge, denen sich mit Worten kaum mehr nachkommen läßt. Wer sich daran erfreuen will, muß zu der Handschrift selber greifen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

III.

Zur älteren deutschen Literaturgeschichte

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Frühe deutsche Lyrik

1935

Frühe deutsche Lyrik, das ist mittelalterliche deutsche Lyrik, und mittelalterliche Lyrik ist Minnesang. Gewiß, es gab auch anderes. Die Geistlichen haben gedichtet, erst lateinisch, dann auch deutsch, Bitt- und Bußlieder, Heiligenlob und Marienpreis, aber allein die Marienlyrik hat Rang und Fülle genug, um sich neben dem Minnesang behaupten zu können. Die Spielleute (auch Fahrende genannt) haben gedichtet; das ist ein Stand von berufsmäßigen Unterhaltern, in dem sehr Verschiedenes sich zusammenfand und von dem sehr Verschiedenes geschaffen und weitergegeben wurde: sie sind die Väter des sogenannten 'Spruches', den nachher Walther von der Vogelweide auf solche Höhe hob. Von Haus aus sind das schlichte strophische Gebilde, in die der Spielmann allerlei landläufige Lehre und eigene Besinnung goß. Aber sie trugen, in Vers und Prosa, auch vieles weiter, was leider den Weg aufs Pergament nicht fand; am schmerzlichsten missen wir ihre Balladen von Hildebrand, Kriemhild, Dietrich. Die Vaganten haben gedichtet, das sind fahrende Kleriker, die sich Schulter an Schulter mit den ungelehrten Spielleuten durchs Leben schlugen und, wenn wir ihren Liedern trauen dürfen, nicht schlecht zu leben wußten. Ihr Erbe sind Liebes-, Zech- und Bummellieder, meist lateinisch, selten deutsch, zuweilen auch in einer übermütigen Mischsprache. Weiter: es gab ein deutsches Volkslied, im strengsten Sinne des volksgängigen Gemeinschaftsliedes, weltliche Lieder, die bei Tanz und Spiel, geistliche, die bei Bittfahrten und Umgängen erklangen. Auch von ihnen freilich sind bis ins späte Mittelalter nur Trümmer erhalten. Es gab, soweit wir sehen, erst seit dem 14. Jahrhundert die sogenannten historischen Volkslieder, die ihren Namen indes mit bescheidenem Rechte tragen. Hier ist es meist das Bürgertum der Städte, das sich mit seinen Taten und Erlebnissen bespiegelt, und zwar in Liedern, die gewöhnlich von ihrem Schöpfer zu viel an handwerklichem Guß mitbekommen haben, als daß sie das Zeug gehabt hätten, wirklich mundläufige Volkslieder zu werden. Alle diese Lieder, ob fromm oder ausgelassen, ob geistlich, lehrhaft oder geschichtlich, können noch unmittelbar zu uns sprechen. Ihre Welt ist nicht mehr unsere Welt; aber ihre Erlebnisse und Empfindungen sind uns zugänglich; wir meinen, richtig zu hören, was sie sagen wollen. Zum Minnesang aber ist der Zugang schwer. Denn hier muß es heißen: seine Welt nicht nur, auch seine Erlebnisse und Empfindungen sind nicht mehr die unseren. Hier muß man aus sich heraustreten, um eine Dichtung aufnehmen zu können, die uns sehr fern geworden ist, die scheinbar unsere Liebessprache spricht, in Wirklichkeit ihre eigene Sprache und ihre eigene Seele hat.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Ende März 1227 erlebte die Stadt Mestre in Venetien ein merkwürdiges Schauspiel. Die Göttin Venus, anscheinend frisch dem Meer entstiegen, setzte sich wohlgekleidet zu Pferde und begann mit dem nötigen Gefolge eine glänzende Ritterfahrt. Sie sprach mit niemandem und ließ niemanden Gesicht und Hände sehen, war aber durch Zeichen und Gewandung gehörig kenntlich gemacht. Die Fahrt führte in einem vollen Monat durch Friaul, Kärnten, Steiermark, Österreich nach Böhmen, um in einem Turnier in Korneuburg ihr Ende zu finden. Frau Venus forderte in einem Rundbrief, der die Stationen der Fahrt genau bezeichnete, die Ritterschaft der Länder zum Kampf, denen sie die Huld ihres Erscheinens bewies. Jedem, der zum Speerkampf gegen sie antritt, schenkte sie einen goldenen Ring. Den sollte er seiner Liebsten senden. Denn dieser Ring hatte Zauberkraft, er machte die Frauen schöner und band ihre Minne an den Spender. Besiegte Frau Venus ihren Gegner, so mußte er sich nach den vier Himmelsrichtungen verneigen, einer Frau zu Ehren. Gewann der Gegner, so wurde er mit Rossen beschenkt. Wer nicht kommen wollte, den traf die schwerste Strafe, die Frau Venus verhängen kann: sie tat ihn in der Minne und aller guten Frauen Acht. Der Lade- und Bannbrief liegt uns vor.

Der Mann, der diesen abenteuerlichen und kostspieligen Mummenschanz in die Wege leitete, war Herr Ulrich von Lichtenstein, ein steirischer Adliger vornehmsten Geschlechts. Er hat Jahrzehnte hindurch der Königin Venus, das heißt zu deutsch der Frau Minne, gedient, hat mehr als eine phantastische Ritterfahrt zu ihren Ehren unternommen, hat mehr als einer Dame im Minnedienst gehuldigt, hat bis in reife Jahre Dutzende von Minneliedern geschaffen, hat schließlich gar seinen minniglichen Lebenslauf in ein langes Verswerk gebracht — und war bei alledem ein braver Ehemann nicht nur, sondern ein kluger und nüchterner Politiker, der unter dem steirischen Adel zu hohen Würden emporstieg. Solche Spannungen vertrug die Zeit. Seine Standesgenossen nahmen den Lichtensteiner nicht als einen Narren, sie gingen gern auf ihn ein; er war mit seinem Minnetreiben nur einer unter anderen. Es muß schon eine andere geistige Grundhaltung gewesen sein, die dies Minnetreiben möglich machte. Ideal und Leben, Illusion und Wirklichkeit saßen dichter beieinander und vertrugen sich besser, als uns Heutigen recht nachfühlbar ist, die wir klug und kühl zu scheiden gelernt haben. Und zumal im mittelalterlichen Rittertum, dem eigentlichen Nährboden des Minnesangs, lebt ein Trieb zur Phantastik, eine Fähigkeit, Wunsch und Wesen, Schein und Sein zu vermengen, die uns auch andere seiner Lebensäußerungen, von den Turnieren bis zu den Kreuzfahrten, erst recht verständlich werden läßt. Diese uns verlorenen seelischen Hintergründe muß man wieder aufzurichten versuchen, um zu einem tieferen Begreifen der Minnedichtung zu gelangen: vor ihnen war ein Spiel mehr als ein Spiel.

Wie weit der Minnesang von jüngerer Liebesdichtung absteht, muß auch dem schnellen Leser daraus deutlich werden, daß die äußeren Voraussetzungen in den Minneliedern merkwürdig gleich sind. Wir haben Tausende und Abertausende von Strophen minnesingerischer Dichtung, aber der Kreis der Motive ist ganz eng. Es ist kein Einzel-, sondern ein Gemein-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

erlebnis, das diese Dichtung füllt, und dies Gemeinerlebnis hat seine feste gesellschaftliche Prägung. Ein Minneverhältnis bindet den Dichter an seine Dame; die Form, in der es sich darstellt, ist ziemlich immer dieselbe. Der Minner besitzt nicht, sondern er wirbt. Oft wird angedeutet, daß die Frau gesellschaftlich höher steht, kaum je, daß sie verheiratet ist, und doch ist das in allen hohen Minneliedern die stillschweigende Voraussetzung. Freilich schon das Werben hat etwas eigentümlich Ungegenständliches. Nur selten wagt es einer, vom Halsen und Beiliegen als seinem Herzenswunsch zu sprechen. Der echte Minner dient seiner Dame um ihren 'Gruß': ein Lächeln, ein freundlicher Blick machen ihn glücklich, und ein Zwiegespräch ist eine Gunst von solchen Maßen, daß ihm das Wort auf der Zunge erstirbt. Widerstände treten diesem Werben in den Weg. Vor allem will die Dame nicht wie der Minner möchte. Sie ist kühl und hoheitsvoll, halb geneigt und hinhaltend, launisch, boshaft, ironisch oder was ihre Sprödigkeit sonst für Formen wählt. Und dann doch ab und zu ein Lied, das ein Einverständnis zu verraten scheint. Und vielleicht sogar einmal ein Jubelruf: mir wart von ir in allen gâhen ein küssen und ein umbevâhen. Auch die Umwelt will dem Minnenden nicht wohl. Da sind 'Hüter' und 'Merker', die den Wandel der Dame nicht aus den Augen lassen, Nebenbuhler und Verleumder, die Mißtrauen in das Herz der Dame säen. All diese Gestalten scheinen das Verhältnis zu verlebendigen und den Minneliedern den Stempel leibhaften Geschehens einzuprägen. Aber genau besehen machen sie sie nur unwirklicher: wenn Hüter da sind, die die Dame von dem Minner trennen, oder Lügner, die ihn verderben können, so setzt das doch wieder ein Einverständnis der Geminnten voraus und Beziehungen viel näher, als sie gemeinhin die Wünsche des Dichters zu erhoffen wagen. Denn das Wesen des Minneverhältnisses ist Abstand und Ferne, und darum das Wesen des Minneliedes Sehnen, Schmerz und Klage. Das Werben um die hohe Frau will nicht zum Ziele führen, sie läßt den Minner alt werden in ihrem Dienst; aber wenn er ein rechter Minner ist, wird seine Treue nicht irre, und nach wie vor schlagen seine wehmütigen Gedanken die Brücke zu ihr hinüber.

Begreiflich, daß diese Dichtung ausweicht, wenn man das Leben packen will, das hinter ihr steht. Die starren Formen, die auch Widersprüche nicht scheuen, die typischen Haltungen, die wiederkehrenden Szenen geben ihr etwas Wesenloses und Ungreifbares. Das gilt gerade auch für die angesungenen Damen. Alles Verdeutlichende, Verpersönlichende wird ängstlich gemieden; Namen zu nennen ist streng verpönt. Die Folge ist, daß die Damen des Minnesangs einander so ähnlich sind wie ihre Bilder auf den Tafeln der großen Liederhandschriften. Und eine andere Folge, daß man in Verlegenheit kommt, wenn man die Frage beantworten soll, ob die Lieder eines Dichters einer oder mehreren Damen gewidmet sind.

Was hinter dem Minnesang fühlbar wird, das ist viel weniger das Einmalige von Menschen, Empfindungen und Begebnissen, als das Gemeingültige einer bestimmten vornehmen Gesellschaftsschicht und der inneren und äußeren Lebens- und Unterhaltungsformen, die sie sich geschaffen hatte. Der Minnedienst, der im Hintergrunde des Minneliedes steht, ist gewiß eine Wirklichkeit

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

gewesen. Schade nur, daß wir uns von dieser Wirklichkeit kein rechtes Bild machen können. Das Minnewesen bewegt sich in den Formen des Lehnswesens: der Minner tritt in den Dienst einer Dame und gewinnt dadurch Anspruch auf Lohn. Was er zu leisten hat, das ist sein Gesang, der die Frau verherrlicht und ihren Ruhm ausbreitet, und wenn er nicht nur ein Dichter ist, sondern ein streitbarer Mann, dann begreift der Dienst auch seine Rittertaten ein, die er im Namen und zu Ehren seiner Herrin vollbringt. Und was sie dafür zu leisten hätte, das wäre, nächst der inneren Erhöhung des Mannes, doch eben die Gewährung — die für den echten Minner immer nur eine Sehnsucht bleibt. Hier geht das Exempel nicht auf, im Liede so wenig, wie es im Leben aufgegangen sein kann. Es wäre viel für das Verständnis des Minnesangs gewonnen, wenn wir die gesellschaftliche Sitte des Minnedienstes voll zu greifen vermöchten: in welchen Formen sie zwischen Ritter und Dame Gestalt gewann, in welchem Geiste, wie ernst- oder scherzhaft sie genommen wurde und wie weite Kreise sie zog. Hier versagt unsere Kenntnis weithin, und man muß den Mut des Vermutens aufbringen.

Es ist ein Irrtum, daß der Minnedienst ein Liebesdienst gewesen sei, ganz auf Herz und Gefühl gestellt, so wie es uns die Lieder ja glauben machen möchten. Wo der Minnedienst Wirklichkeit wurde (man hat nicht den Eindruck, daß das in Deutschland in weitem Umfange geschah), darf man ihn nicht herauslösen aus dem glanz- und schmuckbedürftigen, festlicher Schaustellung geneigten Getriebe, das für die Lebensformen des vornehmen Rittertums überhaupt kennzeichnend ist. Die innere Stimmung des gelebten Minnetreibens war etwa die des Turniers, das ja oft genug zu Ehren einer Dame veranstaltet wurde. Wie das Turnier eine Form höfisch-ritterlicher Unterhaltung, so war das Minneverhältnis eine höfisch-ritterliche Form gesellschaftlichen Verkehrs. Wenn ein vornehmer ritterlicher Herr die Sitte des Minnedienstes pflegte, so kann das nur im Rahmen eines artigen Spiels geschehen sein, das den Minner und die Dame verband. Und wenn ein kleiner Ritter oder ein Dichter ohne Besitz einer hochgestellten Frau, sagen wir der Frau seines Lehnsherrn oder Brotgebers, den Minnedienst erwies, so kann das nur eine Form von Huldigungen gewesen sein, die keinerlei Verbindung zwischen dem Minner und der Dame herzustellen brauchten. In jedem Fall setzt der Minnedienst, läßt man ihn als Wirklichkeit gelten, den entsprechenden gesellschaftlichen Hintergrund voraus, den fürstlichen Hof oder doch die große Burg, wo sich ritterliches Gepränge entfalten konnte.

Nehmen wir den Minnedienst als ein höfisches Spiel, so war der Minnesang die Begleitmusik dazu — nur daß diese Begleitung sich verselbständigen konnte. Der Minnesang ist in Deutschland von Haus aus Herrenpoesie; wo ein Adliger ihn pflegt, sind wenigstens äußerlich die Bedingungen gegeben, um Dienst und Dichtung zu einer gelebten Einheit zu machen. Der größte deutsche Minnesänger aber, und andere große neben ihm, waren gar nicht, selbst wenn sie die Ritterwürde gewonnen hatten, vollgültige Glieder der höfischen Gesellschaft. Sie gehörten ihr zu, aber nur als Dienende, die für Unterhaltung zu sorgen hatten. In solchem Fall ist der Minnedienst, den die Lieder vorgeben, nur als eine Geste vorstellbar; das Spiel muß selbst als

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Spiel seinen Gehalt verlieren und mehr und mehr zu einer poetischen Form werden. Man muß sich daher hüten, aus der Verbreitung des Minnedienstes in der Dichtung auf seine Verbreitung im Leben zu schließen. Getrost darf man sagen: für die Mehrzahl der Minnesänger war der Minnedienst, von dem ihre Dichtung zu leben scheint, einfach ein literarisches Motiv, unverbindlich, aber auch unentbehrlich geworden für die höfische Unterhaltung und für die höfische Bühne.

Denn von einer Bühne kann man zu der Blütezeit und an den Blütestätten des Minnesangs geradezu sprechen. Um 1190 lebten am prächtigen Hof der Babenberger in Wien Reinmar der Alte und Walther von der Vogelweide, beide als Hofpoeten, die mit ihren Liedern und Weisen (das Minnelied wurde ja gesungen) die abendliche Gesellschaft zu unterhalten hatten. Ihre Lieder sind in einzelnen Stücken aufeinander abgestimmt. Der eine schlägt ein Motiv an, der andere nimmt es auf, um es auf seine Weise zu wenden. Sie antworten einander, und nicht immer freundschaftlich, ironisch, satirisch, auch hart und heftig. Natürlich geht es um Minne und Frauen: der eine läßt nicht gelten, wie der andere gerade seine Dame in den Himmel hebt. Es widerspricht ein wenig den Gegebenheiten, wollte man annehmen, daß die beiden sich als geschworene Widersacher gegenüberstanden. Aber man kann sich vorstellen, wie es den Reiz des Spieles auf der höfischen Bühne erhöhen mußte, wenn da zweie auftraten, von denen jeder den anderen auszustechen suchte. Hier wird einmal sichtbar, was uns sonst verborgen bleibt, der Hintergrund einer Hofgesellschaft, die von den Dichtern ins Spiel gezogen wird und die halbwegs mitspielt. Aber wieviel Ernst kann noch in dem Minnewesen stecken, wenn es so in den Dienst einer zierlichen und fröhlichen Unterhaltung gestellt wurde? Man fühlt sich manchmal erinnert an Höfe des Barock oder Rokoko, die ja auch eine amouröse Hofdichtung gekannt haben.

Es scheint auf eine große Entzauberung hinauszulaufen, wenn wir so den Minnesang in seinen Lebensformen und vor seinem Publikum zu beobachten versuchen. In der Tat, wer nur Gefühlsoffenbarungen als Lyrik gelten läßt, und nur persönliches, inneres Erlebnis in der Dichtung sucht, der wäre beim Minnesang betrogen. Liebesbeichten wie Goethesche Lieder sind das nicht. Darnach war die Zeit noch gar nicht; so wußte mittelalterliche Kunst noch nicht zu gestalten: es mußten etliche Jahrhunderte vergehen, ehe der einzelne sich so befreit hatte, daß er diese seine Liebe in ihrer Einzigartigkeit zum Gegenstand von Liedern machen konnte. Im Mittelalter beherrscht der Typus die Kunst, auch die Dichtkunst, und diesen Typus hat beim Minnesang Frankreich geprägt: wie das Rittertum im ganzen, so empfing Deutschland auch den Frauendienst und den Minnesang als Einfuhr von Westen her, um mit den fremden Vorbildern auf seine Weise zu schalten. So muß man sich denn mit dem Gedanken vertraut machen, daß der Unwirklichkeit, wie sie aus den äußeren Voraussetzungen der hohen Minnedichtung uns entgegenscheint, eine Unwirklichkeit im Seelischen entspricht, sofern wir den Gehalt der Lieder mit unseren Maßen messen. Vielleicht, daß Herr Friedrich von Hausen, der große Hofmann Barbarossas, sich einer Dame von Fleisch und Blut verbunden wußte und an eine bestimmte dachte, wenn er auf langen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Fahrten im Sattel seine Minnelieder dichtete, um sie dieser bestimmten als huldigenden Gruß zu übersenden. Aber wenn Reinmar der Alte, Hofdichter des Babenbergischen Herzogs in Wien, von seiner Herrin sang, so ist schon die Frage, ob die Umstände es zulassen, hier immer an ein leibhaftes Wesen, geschweige an dasselbe leibhafte Wesen zu denken, das der Dichter zum Gegenstand seiner Gefühle, Wünsche und Verehrungen machte. Und auch wenn, wie bei diesem oder jenem Dichter zu beobachten, die Lieder sich zu einem Kreise fügen, so daß man etwas wie einen Minneroman herauslesen kann, auch das erhärtet noch nicht notwendig die Wirklichkeit eines Minneverhältnisses, die Bindung des Dichters an eine bestimmte Frau, um die dieser Roman sich abgespielt habe. Sondern es kann so sein, daß der Sänger, um die Töne zu wechseln, um das Publikum zu spannen und den Reiz des Spieles zu vertiefen, rein in der Vorstellung die verschiedenen Stufen eines Minneerlebnisses durchmißt. Bei sehr vielen Minnedichtern aber ist der Minnesang ohne Zweifel nur Hülse ohne Kern, eine literarische Form, hinter der kein Erlebnis steht, wenigstens das Erlebnis nicht, das die Lieder wiederzugeben scheinen. Die Dame, mag sie noch so ernsthaft angesungen werden, ist ein Traumbild, bestenfalls eine Wunschgestalt des Dichters, und wenn sie ein Wesen hatte, war es das des Symbols. Aus literarischen Formen aber spricht kein biographischer Gehalt, und Symbole darf man nicht nach Modellen fragen. Es ist darum ein fruchtloses Bemühen, wenn man versuchen wollte, das Minne- oder gar das Liebesleben eines Dichters aus seinen Liedern herauszuklügeln, die Dame oder die Damen als menschliche Wesen auf die Füße zu stellen, denen angeblich seine Dichtung diese und jene Haltung und Gestaltung verdanke.

Man braucht nicht enttäuscht zu sein, wenn durch solche Betrachtungen der hohe Minnesang scheinbar entkernt und seines Lebens beraubt wird. Es lebt nur ein anderes Leben in ihm, als wir in einem Liebeslied zu finden gewöhnt sind. Es lebt in ihm das Gemeinerlebnis des ritterlichen Geistes, der sich eine neue gesellschaftliche Kultur geschaffen hatte und in ihr der Frau eine neue und überragende Stellung gab. Zum erstenmal auf deutschem Boden wurde die Frau nicht nur äußerlich die Beherrscherin der Geselligkeit, sondern auch innerlich der Pol, auf den ein Mann Gebaren, Haltung und Handlung ausrichtete, der Anspruch auf den Namen eines durchgebildeten Ritters machte. Eine neue Wertung der Frau greift Platz; sie wird von dieser neuen Gesellschaftsform geradezu zur inneren und äußeren Erzieherin des Mannes erhoben. Und mag das im Leben auch seine Grenzen gehabt haben: der Dichtung des Rittertums hat es die Seele gegeben. Diese Dichtung hat es mit der Frau an sich zu tun, so wie die höfische Welt sich ihr Ideal formte; darum hat ihr Bild im Minnelied seine typischen, seine wunschbildhaften Züge; darum aber auch entfällt die Nötigung, diese Wunschgestalt sich bei dem einzelnen Minnesänger in einem oder mehreren Wesen verkörpert zu denken. Dies also ist Minnesang: er ist ein großes Preislied auf die Frau, aber die Frau nicht so sehr als Geschlechtswesen, als Gegenpol des Mannes, vielmehr die Frau als Gesellschaftswesen, von dem er nicht seine letzte Beseli-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

gung gewinnt (die bleibt ihm ja vorenthalten), das immer aber seine erhöhende und sittigende Kraft auf ihn ausströmt.

Es gibt zahllose Minnelieder, denen man leicht abmerkt, daß sie ohne jeden Erlebnis- und Gefühlsgehalt sind, wirklich nur noch ein Gedankenspiel mit überkommenen Formen; manchmal sind sie so leer, daß es klappert. Es gibt auch Minnelieder (und ihre Zahl ist nicht gering), hinter deren scheinbarem Ernst in Wirklichkeit ein Schalk sitzt. Der Dichter gibt dem ewig gleichen Minnethema einen besonderen Ton, in dem er sich selbst und die Minne belächelt. Er geht so ins Maßlose mit der Schilderung von seiner Dame Herzenshärtigkeit und seinem eigenen Liebesleid, daß selbst den heutigen Leser eine Unsicherheit ankommt; die zeitgenössischen Hörer hatten es leichter, die Ironie des Spiels zu durchschauen. Und endlich gibt es Lieder, aus denen Empfindung von solcher Stärke und Echtheit bricht, daß man an aller Gelehrtheit irre wird und es sich nicht ausreden lassen mag: hier ist die Dame kein Symbol und keine ferne hohe Frau, hier liebt der Dichter das Wesen, das er anfleht, und dies Gedicht ist nicht anders zu verstehen als ein Lied Goethes an Frau von Stein.

Dazu ist Verschiedenes zu sagen: man traue nicht zu sehr der Verläßlichkeit des Gefühls, das diese Lieder in uns wecken; sieben Jahrhunderte bedeuten in der Kunst auch seelisch einen weiten Abstand und unter Umständen eine tiefe Kluft. Weiter: der Welt des Rittertums war Phantastik und Illusion vertraut, und wieder hindert uns eine anders gewordene seelische Lage zu erspüren, welche Stufen die Illusionsfähigkeit erklimmen konnte und welche Grade von Traumwirklichkeit ein Minneverhältnis oder auch nur die Minneidee zu erreichen vermochte. Und endlich: Lust und Leid der Liebe, der alltäglichen, allmenschlichen, war natürlich auch den mittelalterlichen Dichtern nicht fremd. Was sie unter ganz anderen Umständen, auf ganz anderer Ebene erlebt und erlitten hatten, das konnte seinen Eingang nehmen in die vorgeschriebene Gefühlswelt des Minneliedes. Wolframs Tageliedern merkt jeder die innere Echtheit ab; der Sturm der Gefühle sprengt fast den gegebenen Rahmen des höfischen Liedes. Hier hat wirkliche Liebe in einer Verwandlung Gestalt gewonnen — wie so oft durch eine Wandlung muß, was Gedicht werden will. So gesehen haben wir bei dem einen oder andern Dichter unter den zahllosen Versdrechslern des Minnesangs auch wohl das eine oder andere Stück Erlebnisdichtung, wie wir das Wort verstehen.

So sieht die fremde dichterische Welt sich an, in die der Minnesang uns führt. Aber bei aller Gleichheit der kulturlichen Voraussetzungen ist er natürlich keine Einheit in sich. Die größere Eigenständigkeit eines Dichters oder seine größere Abhängigkeit von romanischen Vorbildern, sein stärkeres oder geringeres formales Können und Wollen, die höhere und niedere gesellschaftliche Stellung des Dichters, der ein Fürst sein konnte oder ein Mann ohne Haus und Hof, die unterschiedlichen seelischen Kräfte und Anlagen, die ja auch durch jede gebundene Kunst hindurchstrahlen — all das schafft starke Verschiedenheiten innerhalb der Masse des Minnesangs, ganz abgesehen von den Abwandlungen, die sich aus dem geschichtlichen Wachstum ergaben.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Die Entwicklung des Minnesangs vollzieht sich für mittelalterliche Verhältnisse merkwürdig rasch: gegen das Jahr 1200 hin schaffen die Jahrzehnte Unterschiede wie sonst Generationen. Am Anfang steht ein ritterlicher Herr aus Österreich, der Kürenberger, der im dritten Viertel des 12. Jahrhunderts gedichtet hat. Seine Lieder, obgleich unzweifelhaft von ritterlicher Farbe, schmecken noch gar nicht recht höfisch. Die Frau ist anders gesehen, noch nicht als die unnahbare Dame. Sie spielt öfter die Werbende, sie leidet an Liebesweh und Trennung, und wo er wirbt, geschieht es in einem Ton der Sicherheit, der Gleichberechtigung, wenn nicht der Überlegenheit, die die Liebe verschmähen kann, die sich ihm anträgt. Die Geschlechter stehen wie gut und gleich nebeneinander. Es ist eine ritterliche Dichtung, wie man sie verständlich und glaubhaft finden kann; sie zeigt die Haltung, die einer Herrendichtung natürlicherweise ansteht. Die Form ist heimisch, sie ähnelt der Nibelungenstrophe, und sie legt die Frage nahe, ob der Kürenberger nicht auch im Inhaltlichen aus heimischen Quellen schöpft. Wir können die Frage nicht beantworten; denn eine vorausliegende deutsche Liebesdichtung kennen wir nicht. Aber sie wird dagewesen sein, und sie muß, nach verschiedenen gesellschaftlichen Schichten, ein verschiedenes Gesicht gehabt haben. Diesen heimischen Untergrund, über dem sich die von fremden Vorbildern genährte Kunstlyrik des höfischen Minnesangs erhebt, sähen wir gar zu gern. Das bleibt eine unbekannte Größe, die aber für manche Sonderzüge und Entwicklungsstufen der lyrischen Kunstdichtung des hohen Mittelalters in Rechnung zu stellen ist.

Sehr viel greifbarer sind die romanischen Einwirkungen. An den Liedern provenzalischer Troubadours hat der strenghöfische Minnesang gehen gelernt. Vers- und Strophenformen entlehnten die Deutschen, gewiß auch Melodien. Denn die Minnedichter waren zugleich Komponisten und suchten auch als solche ihren Ruhm. Da versagt wieder unser Wissen an einer entscheidenden Stelle; denn wir besitzen Liedweisen im ganzen erst aus jüngerer Zeit. Die Deutschen machten sich Motive und Pointen zu eigen, sie übernahmen ganze Strophen, und es gibt unter den älteren Minnesängern den einen oder anderen, der sich kaum anders denn als übersetzer der Provenzalen vorgekommen sein wird. Vor allem lernten die Deutschen das Minne-Schema festigen; sie lernten die Stimmung immer eindeutiger auf den Grundton des trurens, schmerzlich verzichtender Hingabe zu bringen, sie lernten den Kultus von Gefühlen, die ihnen oftmals keine waren, sie lernten die Empfindung verfeinern, wenn nicht im Erlebnis, so im Spiel der Gedanken, die sich ein Erlebnis schufen. Gerade dies ist für die innere Form des höfischen Minnesangs von großem Belang. Weil diese Dichtung von Natur etwas so Gegenstandloses, Unirdisches hatte, mußte sie sich ganz nach innen kehren und in der Gedankenminne den Ersatz für die mangelnde Wirklichkeit ihres Gewesens suchen. Das ist einer der bestimmendsten Züge des hohen Minnesanges: man grübelt über die Minne, man gefällt sich in spitzfindigen Überlegungen, man kostet den Reiz aus, das Gegeneinander von Herz und Leib, von Verlangen und Verzichten, das Widerspiel von Minne und Ehre, von Tugend und Schönheit, das ganze Geflecht von Möglichkeiten zwischen werbendem Mann und umworbener Frau in immer neuen Einfällen und

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Bildern zu gestalten. So stellt sich ein gedankliches Spiel dem gesellschaftlichen Spiel des Minnewesens zur Seite. Und auch die Verfeinerung der Sitte und der Lebensformen, die die gesellschaftliche Kultur des Rittertums brachte, findet im Minnesang ihr notwendiges Gegenstück, insofern als diese Kunst ihr Äußeres mit größter Pfleglichkeit behandelt, einer Pflege, die auf der Höhe dann freilich wieder ins Spielerige umzuschlagen droht.

Friedrich von Hausen ist der erste der Dichter von Rang, die die neue, voll-höfische, vom Romanischen beeinflußte Form des Minnesangs zeigen; aber er wahrt das eigene Gesicht. Er ist ein Beispiel für die vornehmste und innerlichste Haltung, die der hohe Minnesang gewinnen konnte. Als ein hochgeborener Dilettant steht er vor uns, des Hoflebens gewohnt, eng verbunden mit König Heinrich und Friedrich Barbarossa, ein Spiegel der ästhetisch verfeinerten geistigen Kultur, die sich an fürstlichen Höfen der Stauferzeit entfalten konnte. Er lehrt uns, wie die Kunst des Minnesangs statt bloßer Unterhaltung, bloßen Zeitvertreibs eine Art von Standespflicht werden konnte, ein Element vornehmer Bildung. Daher das Ernste, Würdige, Angespannte seiner Dichtung, die der strengsten Form der hohen Minne huldigt, die sich nichts vergibt und nichts von der Hoheit ihres Frauenideals opfert.

Steht Hausen auf der Schwelle des voll-höfischen Minnesangs, so steht, nach etwa zwei Jahrzehnten, Heinrich von Morungen auf seinem Gipfel, auch er ein feingebildeter ritterlicher Herr, dem der Hofdienst gewiß nicht fremd war; er stand in Beziehungen zu dem Markgrafen Dietrich von Meißen. Morungen ist ein Virtuos der Form, aber der durchlebten Form; sein Ohr kostet den Vielklang der Reime und die Bewegtheit wechselnder Rhythmen. Schon gesprochen ist manche Strophe von einer sehr spürbaren Musikalität und einem ebenso spürbaren Reichtum unterschiedlicher Zeitmaße. Kein Zweifel, daß er auch ein großer Musiker war. Vor allem war er ein Dichter, einer der echtesten, die das deutsche Mittelalter hervorgebracht hat, und rein aufs Lyrische gesehen, mit das stärkste Talent. Ein Dichter von einer Sinnenhaftigkeit, wie sie sonst nicht die Stärke des Minnesangs ist, der seiner Natur nach eher zum Blassen neigte. Dem Morunger aber quellen die Gesichte, wie er hat keiner die Schönheit der Geliebten gesehen, wie er hat keiner sie in immer neuen Begegnungen gemalt. Er hat das Gedankenhafte, die peinlich-spielerige Mitgift des hohen Minnesangs, überwunden durch die Kraft des Schauens, und ist nicht übertroffen in seinen großgesehenen Bildern von Glanz und Licht, von Sonne, Mond und Sternen. Und weiter ein Dichter von einer Leidenschaftlichkeit, die sich ebenfalls nicht in das gewohnte höfische Maß fügt. Sein Empfinden durchläuft alle Stufen, von sanfter Trauer bis zu wildem Widerstand; es kann auch umschlagen ins Tändelnde, ins Fröhliche. Wenn bei irgendeinem Minnesänger, kommt man bei Morungen in die Gefahr, Minnen mit Lieben zu verwechseln und einen Roman aus seinen Liedern herauszulesen, und wenn irgendeiner, so lehrt er, wie tief ein phantasievolles Herz sich einspinnen konnte in die Wahnliebe, die es auch in seinen Liedern nur ist.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Aber nicht Morungen verkörpert das zeitgenössische Ideal von hoher Minnedichtung am reinsten, sondern Reinmar der Alte. Er steht zu Wien im Rahmen eines großen Hofes, angesehen zwar, aber nicht mehr als der vornehme Dilettant, sondern als verpflichteter Unterhalter: kaum einer hat sich so stark in dienende Beziehung zu der Hofgesellschaft gesetzt wie Reinmar. Es ist bezeichnend, daß der Minnesang gerade bei einem Dichter solcher Stellung seine innere Vollendung im Sinne der Zeit finden konnte. Auf uns wirkt Reinmar ermüdend; denn er kennt nur einen Ton, die elegische Klage, und er kennt nur eine Haltung, das ist die würdiger, maßvoller Ergebung. Auf uns wirkt er vielfach auch unlyrisch in der Unsinnlichkeit, der Gedankenhaftigkeit seiner Dichtung. Uns scheint die 'Verstandeslyrik' hier einen Gipfel zu erklimmen. Die Zeit oder wenigstens die Träger der feinsten Bildung in ihr urteilten anders: sie liebten die höfische Dämpfung und Bändigung an Reinmar, die sie als ihr eigenes Wesen empfanden, und sie bewunderten seine Meisterschaft in der dialektischen Zergliederung und Zerfaserung des Empfindens, diese Analytik der Minne, die mit vielen Wenns und Obs den Zwiespalt der Lage und der Empfindungen des Minners beizukommen versucht. Uhland hat Reinmar den 'Scholastiker der unglücklichen Liebe' genannt, ein treffendes Wort, nur daß Minne nicht Liebe ist, der Dichter in Minnebezirken also auch keiner unglücklichen Liebe verfallen kann. So kennzeichnen Reinmars Lieder nicht nur einen Dichter, der, wenn auch blaß, weich und ein wenig eitel, den Ruhm für sich in Anspruch nehmen kann, einem sehr erlesenen Kunstideal ohne Nachgeben gedient zu haben; sie kennzeichnen zugleich ein höfisches Publikum, das Kultur und Stil genug besaß, sich eine so gepflegte Dichtung trotz ihrer Schattenhaftigkeit, trotz ihrer starren Einseitigkeit Jahr um Jahr gefallen zu lassen.

Aus anderem Holz ist Heinrich von Veldeke, frischer, herzhafter. Aber was seiner Dichtung das andere Aussehen gibt, ist in der Hauptsache seine wieder um einen Grad niedrere gesellschaftliche Stellung. Er ist nun wirklich ein Berufsdichter, der aber nicht mehr einem Hofe dient, sondern sein Brot bei verschiedenen Herren suchen muß. Gewiß geht es auch bei ihm immer um dieselbe Minne, aber sie wird sehr verschieden angegriffen. Bei ihm rückt der Schwerpunkt vom Trauern oft auf den Gegenpol; sein Stichwort heißt blîschaft, das ist Fröhlichkeit. Er wagt sogar — ein keckes Beginnen — die Minne von der humorvollen Seite zu nehmen. Man spürt, bei ihm ist der höfische Geist nicht so von innen heraus gestaltet, es ist mehr eine wirkungsbedachte Vortragsdichtung, die ihren Reiz darin suchte, einigermaßen bunt zu sein. Wenn man an die Geschlossenheit Hausens oder Reinmars denkt, wirkt das unruhig, wie ein Mangel an Linie; aber man kann es auch Reichtum der Farben und der Töne nennen. Bei Veldeke sieht man, welcher Entfaltung das Minnethema fähig war, wenn es von dem hohen Postament der vornehmsten Minnehaltung um ein paar Stufen herunter geführt wurde. Mag sein, daß auch eine andere Umwelt, andere literarische Voraussetzungen der Dichtung dieses Niederländers die größere Bodennähe geben; sie tut sich namentlich auch in Naturschilderungen kund, von denen der alte strenge Minnesang der süddeutschen Adligen nichts oder wenig weiß.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Man muß die absteigende soziale Linie innerhalb des Minnesangs beachten, die natürlich für seine innere Gestaltung Bedeutung hat. Walther von der Vogelweide gehört an ihr unteres Ende; es steht nicht über allem Zweifel, ob er noch Rittersrang gehabt hat; er ist der erste, bei dem wir sehenden Auges verfolgen können, wie er mit seiner Kunst um sein Leben zu kämpfen hat. Er begann am Wiener Hof als ein Minnesinger alter hoher Schule; seine Lebensschicksale haben ihn zum Befreier der höfischen Lyrik gemacht. Als er im Jahre 1198 den sicheren Hafen in Wien verlassen mußte und ein Fahrender wurde, kam eine neue Art von Dichtung in ihm zur Reife, das sind die 'Mädchenlieder', die uns als Walthers Schönstes in den Ohren klingen: under der linden an der heide. Hier ist das feste Schema der hohen Minne gefallen. Kein Hinaufschauen mehr zu einer Hochgestellten, eher umgekehrt: an die Stelle der unnahbaren Frau tritt das Mädchen, einfach, natürlich, liebebereit. Die Szene wandelt sich: sie ist nicht mehr ritterlich, sondern ländlich. Der Tanz im Freien wird ein Hauptmotiv. Die Natur, von Hausen und Reinmar ausgeschlossen, bricht mit all ihrer Helligkeit, all ihrem Blütenglanz in die Lieder ein: eine neue Freilichtkunst wird der Lyrik gewonnen. Es wandelte sich auch die Stimmung: diese Lieder sind von einer innerlichen Wärme, fröhlich, selbst ausgelassen, wie die Vagantenlieder waren, die mit bei ihnen Pate gestanden haben. Hier weht es uns wie Liebesdichtung an, so wie die Liebe etwa aus Volks- und Studentenliedern spricht. Nun wird man bei Walther freilich nicht viele Lieder finden, die alle Kennzeichen der Mädchenlieder zugleich aufweisen. Das ist vielmehr das Besondere der Waltherschen Dichtung, daß die Grenzen flüssig werden: die alte und die neue Form beeinflussen einander, ja sie können sich völlig vermischen, so daß die Unterscheidung von hoher und niederer Minne schließlich sinnlos wird. Das Endergebnis ist eine Auflockerung des alten Minneliedes, die einer Umbildung gleichkommt: die natürlichere und menschlichere Art, die Frau und die Minne zu nehmen, verschafft sich aus den Mädchenliedern Eingang auch in die Waltherschen Dichtungen, die an sich, nach Inhalt und Form, den älteren Stil fortsetzen. Das Wort 'Frau' verliert den technischen Sinn des Minnedienstes; es weitet sich zum Begriff der edlen, gütigen und reinen Frau schlechthin, die gar nicht mehr schön zu sein braucht. Das ist das große Schauspiel bei Walther von der Vogelweide, wie eine starre gesellschaftliche und dichterische Form sich löst ins Menschliche. All das bedeutet aber kein Verwerfen der alten Übung; sie blieb für ihn die hohe Kunst. Walthers Frauenideal behält höfische Farbe bis an sein Ende; auch diese aufgelockerte Minnedichtung behält ihre typische, überpersönliche Art. Aber der Minnebegriff erfährt seine Ausweitung, eine Füllung, die für zeitgenössisches Empfinden die alte Form fast zerstören mußte, für unser Empfinden den Liedern etwas Beseeltes gibt, das uns einen unmittelbaren Zugang gestattet.

Derselbe Walther, der die Lieddichtung so gewaltig bereicherte, hat auch nach einer anderen Richtung hin entscheidend in die Entwicklung der mittelhochdeutschen Dichtung eingegriffen. Die sogenannte Spruchdichtung, vorher zumeist bescheiden lehrhaften Inhalts und in der Hand dürftiger Fahrender,

hat er auf einen neuen Rang gehoben, indem er sie zum Werkzeug des großen politischen Kampfes machte. Auf diesen Sprüchen haben Walthers stärkste Wirkungen in seiner Zeit beruht, aus ihnen wird uns sein menschliches Bild so klar wie das keines andern mittelalterlichen Dichters. So leidenschaftlich diese Sprüche zu kämpfen verstehen, Walther war nicht eigentlich ein politischer Kopf, und am wenigsten war er ein vollbewußter Verfechter der staufischen Reichs- und Weltpolitik. Sein Denken blieb im deutschen Raum befangen. Wie es in Deutschland mit Kirche, Recht, Sitte und Kunst lief, dem hat sein Grübeln und Sorgen gegolten. Er hat sich als Wächter und Warner in einer schlimmer werdenden Zeit gefühlt. Je älter er wird, umso düsterer sieht er den Weltlauf. Und nichts scheint ihm so bitter geworden zu sein wie dies, daß die vornehme Kunst, der er sich geweiht hatte, mehr und mehr Boden einbüßt, weil das höfisch-ritterliche Wesen und Treiben den Glanz und die Form verlor, die es in seiner Jugend gehabt hatte.

Walther von der Vogelweide spielt gelegentlich an auf den Mann, dessen Kunst seiner eigenen das Wasser abgrub. Es ist Herr Neidhart, ein ritterlicher Dichter, den ein widriges Schicksal aus Bayern, wo er einen Ansitz hatte, nach Österreich verschlug und in das Leben eines Fahrenden trieb. Er ist der erste, der uns einen harten Rückschlag gegen die hohe Minnedichtung sehen läßt. Die hohe Minne muß es sich gefallen lassen, all ihres Schimmers entkleidet zu werden; für Neidharts Dichtung wird das Allereigentlichste der Liebe wieder der springende Punkt. Diesen Richtungswechsel ermöglicht ihm ein Wechsel der Szene: seine Lieder spielen vor einem rein bäuerlichen Hintergrund. Was sich in Walthers Mädchenliedern anbahnte, eine ungezwungene naturfrische Ländlerdichtung, das ist in Neidharts 'Reien', die das Gewand dörflicher Tanzlieder tragen, zu einer festumrissenen dichterischen Gattung gediehen. Sind sie mehr ein Gegenspiel zum hohen Minnesang, so ist die andere Gruppe Neidhartscher Dichtung, die 'Winterlieder', geradezu seine Parodie. Denn hier ist der Dichter, nach dem in den 'Reien' die Dorfmädchen lüstern sind, wieder der unglücklich Minnende. Nur daß es in den säuselnd beginnenden Liedern gewöhnlich recht ruppig weitergeht, weil eben eine bäuerliche Schöne der Gegenstand des wehleidigen Minnewerbens ist. Darin liegt der Spaß, und er nimmt groteske Formen an, wo der Tanz in der winterlichen Bauernstube, auf den es bei dieser Gruppe von Liedern gewöhnlich hinausläuft, in Handgreiflichkeit aller Art und wüste Rauferei übergeht. Minneparodie und Bauernsatire sind bei Neidhart eine eigene Verbindung eingegangen. Seine Kunst, halb fein, halb derb, bot dem höfisch-ritterlichen Publikum, das allgemach der lauen Minnedichtung überdrüssig wurde, eine neue gewürzte und begierig aufgenommene Kost. Aber es muß immer noch ein Publikum gewesen sein, das sich im alten Minnesang gut auskannte; sonst hätte es den Witz dieser Dichtung gar nicht begreifen können, der zum besten Teil im persiflierenden Spiel mit Vorstellungen, Bildern, Wendungen und ganzen Versreihen von Reinmar und Morungen besteht.

Zwei bis drei Jahrzehnte vor 1200 und ebenso viele danach, das ist der Raum, in dem die Blüte des höfischen Minnesangs sich zusammendrängt, in dem aber auch die Umbildungs- und Auflösungserscheinungen der hohen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Kunst schon einsetzen. Von diesen wenigen Jahrzehnten haben ein paar Jahrhunderte mittelalterlicher Lyrik gezehrt: bis zur Reformation steht das deutsche Lied im Schatten des Minnesangs. Natürlich schaffen die Jahrhunderte des ausgehenden Mittelalters das Alte um und tun Neues hinzu; aber man kann sagen: zu dem meisten, was da Gestalt gewinnt, liegen die Keime schon im klassischen Minnesang. Wenn der Minnesang in seiner hohen strengen Form nur wenige Jahrzehnte das Feld beherrschen konnte, liegt das daran, daß das Rittertum als die hohe und ideale gesellschaftliche Lebensform sich nur über eine kurze Spanne zu behaupten wußte, nicht über Friedrich II. hinaus. Und wenn trotzdem diese Dichtung Folgewirkungen von solcher Stärke hervorrufen konnte, so spricht das für die Überlegenheit und den Rang, den spätere Geschlechter der inneren und äußeren Kultur des Rittertums in seiner Höhe zuerkannten.

Soziale Veränderungen also trugen das meiste zur Um- und Neubildung der deutschen Lyrik vom 13. Jahrhundert ab bei. Der Minnesang war von Haus aus Adelsdichtung, von der der Spielmann die Hände zu lassen hatte: swer getragener kleider gert, der ist niht minnesanges wert. Und es hat bis zum Ausgang des Mittelalters dichtende Herren und Fürsten gegeben, die, in der sentimentalen Romantik einer ritterlichen Standesüberlieferung befangen, den alten Minnesang als eine Art Adelsrecht übten. Aber schon Walther von der Vogelweide war Minnesinger und Spruchdichter in einem; er eröffnet eine lange Reihe von Dichtern, die nicht mehr in höfischen Kreisen entsprungen waren und gleichwohl zum Minnesang heraufgriffen. In ihren Händen wird der Minnesang aus der höfischen zu einer bürgerlichen Kunst, und zwar im doppelten Verstande: zu seinen Trägern werden mehr und mehr Angehörige tieferer gesellschaftlicher Schichten; es ist ein seltenerer Fall, daß ein ritterbürtiger Mann wie Reinmar von Zweter das Gewerbe eines Spruchdichters ergreift. Und weiter: wenn diese berufsmäßigen Spruchdichter ihr Feld auch fürderhin an größeren namentlich fürstlichen Höfen suchten, mit dem Hochkommen der Städte trat im späteren 13. Jahrhundert auch das gehobene Bürgertum in die Pflege der Dichtung ein und nahm dankbar auch die alte Adelskunst des Minnesangs auf.

Es versteht sich, daß mit solchen Entwicklungen auch die innere Haltung des Minnesangs sich ändern mußte. Wird in den alten Minneliedern echtester Art der Widerschein des Lebens sichtbar, sei es auch nur eines erträumten und gespielten Lebens, wie es der Minnedienst ausprägte, so ist in den jüngeren Liedern das Minnewesen vollends zur leeren Form geworden. Das hindert freilich nicht, daß man der Form treu bleibt. Auch das allen Hintergrundes beraubte, unlebendig gewordene Minnelied gibt sich immer noch als Werbelied des schmachtenden Minners, wie denn überhaupt die alten Formen eine große Festigkeit beweisen. Die monologischen Mai- und Winterlieder, die das Schicksal von Natur und Minne aufeinander beziehen, das 'Tagelied', das den Abschied des Liebenden nach gemeinsam verbrachter Nacht zum Vorwurf hat, der 'Wechsel', der Ritter und Frau im Zwiegespräch zeigt, all diese Formen stehen durch Jahrhunderte hindurch. Ihr Geist freilich

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

konnte nicht derselbe bleiben. Je weiter sich die Zeit und die Erinnerung von dem entfernte, was einmal die lebendige Voraussetzung des Minnesangs gewesen war, umso mehr mußte das höfische Bild der Dame, die in einen besonderen Kreis von Tugenden und Pflichten, von Vorzügen und Verhaltungsweisen eingeschlossen ist, sich auflösen; ein allgemeiner und menschlicher, zuweilen auch ausgesprochen bürgerlich gesehenes Bild tritt vielfach an seine Stelle. Aber es bleibt die Haltung der Verehrung, der Huldigung, der Hingabe, wenn sie auch bei manchem späteren Dichter nicht mehr einer einzelnen, sondern ganz unumwunden den Frauen insgesamt zuteil wird. Das ist ein dauerndes Geschenk des Minnesangs an unser deutsches Lied geworden.

Daneben verstärkt sich in der jüngeren Zeit begreiflicherweise auch der Hang, die Minne lustig, gegenständlich und zugreifend zu nehmen. Schon in der besten Zeit des Minnesangs, bei Heinrich von Morungen etwa, darf man die Töne der Selbstironie, ja der Komik nicht überhören, die zuweilen die Würze eines schmerzüberströmten Minneliedes sind. Neidhart wird derb und deutlich, indem er die Minne vom Hof aufs Dorf verpflanzt, andere werden noch deutlicher und derber und tragen sie ins Heu und in den Stall. Neue Gattungen bilden sich aus: die Erntelieder, die Graserinnenlieder. Das Gewöhnliche ist, daß auch die ausgelassenste Ländlerdichtung in Wort und Wendung bewußt oder unbewußt beim hohen Minnesang zu Lehen geht, und ein besonderer Spaß ist es, den Ton überraschend zu wechseln, dem Hörer etwa ein Gedicht vorzusetzen, das mit ritterlicher Zierlichkeit beginnt und handfest auf dem Stroh sein Ende findet. Bezeichnend für den gewandelten Geist und Geschmack ist die beherrschende Rolle, die die spätere Zeit der gewagtesten unter den alten höfischen Gattungen einräumt, das ist das 'Tagelied'. Der klassische Minnesang hatte sich an diese Gattung nur zögernd gewagt, den großen Wolfram ausgenommen. Begreiflich, denn die Sinnlichkeit und Leidenschaft der Liebesnacht, das war für die höfische Zucht und Zurückhaltung des Minnesangs im Grunde ein zu kühner und aus dem Rahmen springender Stoff, und nur ein Sondergänger wie Wolfram von Eschenbach konnte sich in ihn verlieben. Dem ausgehenden Mittelalter aber wird das Tagelied Trumpf. Es muß sich immer neue Wendungen und Wirkungen abgewinnen lassen; es wird schließlich auch ohne Scheu auf Knecht und Magd zurechtgeschnitten. Man darf das alles nicht mißverstehen. Aus dieser Art von Dichtung und ihrem frischen, unbekümmerten Lebenssinn spricht wohl ein Abstandnehmen vom alten hohen Minnesang, wie sich das aus den veränderten gesellschaftlichen Verhältnissen ergab. Aber mitnichten spricht daraus eine Ablehnung des alten strengen Minnesangs und der Wunsch, ihn lächerlich zu machen. Der Minnesang bleibt bis zum Ende des Mittelalters die alte hohe Kunst, deren Rang es keinen Abbruch tat, wenn man sie zu neuen Gebilden benutzte und für neue Wirkungen ausbeutete. Für mittelalterlichen Sinn leidet das Hohe und Heilige nicht dadurch, daß man mit ihm scherzt.

Auch für das Äußere des Liedes gilt, daß die jüngere Zeit auf ihre Weise weiter bildet, was im alten Minnelied schon da ist. Der Minnesang war eine Formkunst, für die die Überlegtheit und Genauigkeit des Strophen-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

baues, die Sauberkeit der Verse mit ihrem nicht selten wechselnden Rhythmus, die Leichtigkeit und Künstlichkeit der Reimschlingungen sehr viel bedeutete. Und wenn Walthers Mädchenlieder und Neidharts Sommerlieder zu schlichteren Strophen greifen, so lassen sie erkennen, daß es immer noch die Schlichtheit einer reifen, stilsicheren und formvollendeten Kunst ist, nicht etwa die naive Schlichtheit des Volksliedes. Schon die Dichtung der Blütezeit ist von einem spielerigen Zug nicht frei; er paßt ins Bild der zierlichen höfischen Unterhaltungskunst. Bei den Späteren veräußerlicht sich vielfach dies Streben zur künstlichen Form: das Gefällige wird zum Kunststück, das höfisch Gewandte bekommt etwas handwerkerlich Gemachtes. Es sind namentlich die bürgerlichen Spruchdichter, die berufsmäßigen 'Meistersinger' mit ihrem äußerlichen Kunststolz, die diese Entwicklung weiter treiben. Sie führt schließlich zu reimüberladenen Gebilden, die, wenn es zum Äußersten kommt, selbst innerhalb eines Verses jedes Wort mit dem nächsten reimen lassen können. Kunst ist ihnen Fertigkeit, und Kunst ist ihnen Wissen. Deshalb macht sich bei ihnen eine großtuende Gelehrsamkeit breit, die sich nicht scheut, in Gestalt von Bildern und Vergleichen selbst minnigliche Gedichte mit allerlei naturwissenschaftlichem, geschichtlichem und theologischem Wissenskram auszustaffieren. Die Schöpfungen dieser Meistersinger malen die bürgerlich städtische Ursprungswelt vielfach so sicher wie die klassischen Minnelieder die ritterlich-höfische. Neben dieser steigenden Verkünstelung nimmt auf anderer Linie ein Formverlieren, ein Kunstloswerden zu. Jene sind im Ganzen die Berufsdichter, dieses sind die Liebhaber, Adlige wie Bürgerliche; um 1400 dichtete der Graf Hugo von Montfort seine Minnelieder wieder gutenteils in schlichten Vierzeilern. Es ist nicht so sehr Stilwille wie Nachgeben und Unvermögen, was zu dieser Auflösung einer ehemals sehr angespannten Form geführt hat. Es ist das halb von selbst sich einstellende Ergebnis der Anpassung einer ehemals sehr gepflegten und erlesenen Kunst an wieder einfachere und natürlichere Menschen, Verhältnisse und Bedürfnisse; es ist eine Annäherung an volkstümliche und allgemeinverständliche Formen.

Die Höhe des Minnesangs zeigt uns das Bild einer gewissen Einförmigkeit, aber doch auch einer eindrucksvollen Geschlossenheit der Dichtung. Dies Bild löst sich mit dem 13. Jahrhundert also ins Vielfältige auf, wobei besonders zu beachten ist, daß nicht selten ein und derselbe Dichter in einem uns oft schwer verständlichen Nebeneinander die alten und die jungen, die vornehmen und die niederen, die ernsthaften und die parodischen, selbst die schlichten und die künstlichen Formen des Liedes pflegt. Von der Dichtung gilt eben, was auch sonst von mittelalterlicher Kunst gilt: sie war nicht so sehr, wie unser Empfinden das möchte, etwas bloß im Dichter Ruhendes, vielmehr etwas außer ihm Stehendes, von außen her Bestimmtes. So viel Formen die Zeit ausgebildet hatte, so viel standen dem Dichter zur Verfügung.

So gibt es also wohl den einen oder anderen unter den jüngeren Dichtern, der Linie hält. Herr Ulrich von Lichtenstein ist auch in seinen Liedern der Minner alten hohen Stils, und der Abstand zeigt sich höchstens darin, daß bei ihm im Ganzen doch das Freuen das Trauern überwiegt. Noch um einiges später stimmt ein bürgerlicher Dichter, der vor rein städtischen Hintergründen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

steht, Konrad von Würzburg, übrigens ein Formkünstler hohen Ranges, seine Lieder vollkommen auf den alten vornehmen Ton, nur daß es bei ihm mehr auf einen Frauenpreis im großen hinausläuft als auf eigentliche Minnedichtung. Dagegen etwa Herr Gottfried von Neifen, ein Zeitgenosse Ulrichs von Lichtenstein, ein Mann aus vornehmem schwäbischen Adel, ein Hofmann, den wir in der Umgebung von Friedrichs II. Sohn, König Heinrichs, finden; auch er dichtet noch sehr gewählt auf die alte Weise, freilich mit einem solchen Aufwand von Reimkunststücken, daß dem Leser sehr bald das Äußerliche und Verspielte dieser Kunstübung zum Bewußtsein kommt. Und er läßt unversehens einmal hinter der Maske der hohen Frau das frische Gesicht des Bauernmädchens sichtbar werden, dichtete wohl auch ganz unverblümt eine derbe Flachsschwingerin an. So mischen sich hinfort die Farben und die Töne. Natürlich hat gar mancher unter den Dichtern dieser Generation sein besonderes Können und seine besondere Neigung. Der Tannhäuser z. B., ein Fahrender, den später die Sage berühmt machte, suchte seine Stärke in den langen 'Tanzleichen', die in komisch übertriebenem und umgefärbtem höfischen Stil beginnen, um im tollen Wirbel eines bäuerlichen Tanzes zu enden. Sie ahmen die Weise des Tanzes nach, aber nur um neue Wirkungen für den Vortrag zu erzielen. Anders und stärker noch als bei ihm entfaltet sich das kecke Spiel mit der alten hohen Dichtung bei Herrn Steinmar, einem ritterlichen Dichter aus dem Ende des 13. Jahrhunderts. Er ist der Meister der Parodie, und die Krone seiner Dichtung sind die 'Herbstlieder': ist die Dame spröde, so muß man sich an andere Genüsse halten, und wenn der Mai auch Veilchen bringt, der Herbst hat saftigere Gaben, Becher und Schüsseln, Gänse, Hühner, Fisch und Wurst und Schweinebraten und schließlich Wein so viel, daß das arme Seelchen auf eine Rippe hüpfen muß, um nicht fortgeschwemmt zu werden von den Strömen, die der Schlemmer durch seinen Leib fluten läßt.

Je weiter voran, umso mehr beherrscht die bürgerliche Dichtung das Feld. Ein höchst lehrreiches Zeugnis von dem, was verbürgerlichter Minnesang war, gibt Johannes Hadlaub, ein Züricher, der um die Wende des 13. und 14. Jahrhunderts gelebt hat. Seine Dichtung ist eine wahre Musterkarte dessen, was die vorhergehende Zeit an Formen ernst- und scherzhafter Behandlung der Minne ausgebildet hatte. Er hat ab und an auch ein rein komisch zu fassendes Lied, aber wo er die derben und parodischen Formen in die Hand nimmt, da läßt er gewöhnlich dem Spaß nicht seinen freien Lauf, sondern bricht ihm durch ein minniglicheS Anhängsel die Spitze ab. Es ist ein eigenes Bild: zu einer Zeit, als der alte hohe Stil des Minnesangs in den Kreisen, die ihm eigentlich verpflichtet waren, längst Schiffbruch gelitten hatte, tritt ein Städter auf und behandelt ihn im Grunde ernsthafter als die ritterlichen Herren vom Schlage Steinmars. Der alte Minnesang atmete Vornehmheit und Kultur, verfeinerte Form des Empfindens und der Lebenshaltung. Das ist der Grund dafür, daß auch in Zukunft jeder Dichter, der etwas von sich verlangte und seinem Publikum mehr als grobe Unterhaltung bieten wollte, in dieser oder jener Weise dem Minnesang seinen Tribut entrichtete. Das gilt vor allem für die bürgerlichen Meistersinger wie Heinrich

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

von Meißen, genannt Frauenlob, und Heinrich von Mügeln. Ihre Kunst hat an sich ganz andere Wurzeln und andere Inhalte, sie baut sich über der alten Spruchdichtung auf; aber weil es eine sehr anspruchsvolle Kunst ist, spinnt sie auch den alten Faden der Minnedichtung fort, die sich nun freilich neuer bürgerlicher Sehweise und neuen meistersingerischen Stilformen bequemen muß.

Das Eigentlichste, was die bürgerliche Zeit des ausgehenden Mittelalters dem ererbten Minnesang von sich aus geben konnte, war ein neuer Gehalt, der das alte Spiel fahren ließ und sich zu seiner Welt bekannte. Tatsächlich finden sich jetzt Dichter, die die alten Formen des Minneliedes für eheliche Liebesdichtung nutzen und ihnen damit eine neue innere Wahrheit geben. Und es sind im 14. und 15. Jahrhundert sogar ritterliche Herren darunter, wie der Graf Hugo von Montfort und Herr Oswald von Wolkenstein. Jener ein trockener, zum Lehrhaften neigender Mann, den man bei all seiner Mitteilungsfreude kaum einen Dichter nennen kann, der auch nur noch in einfachen Vers- und Strophenformen sich zu bewegen vermag. Dieser aber ein Künstler von hohen Gnaden, der erste Lyriker auf deutschem Boden, der in vollen Strömen sein Leben in seine Dichtung Eingang finden ließ. Oswald von Wolkenstein ist ein ritterlicher Herr aus dem Südtirolischen, der in einem bunten und umgetriebenen Leben mit allem Bekanntschaft gemacht hat, was einen Dichter innerlich und äußerlich formen und füllen konnte. Er hat mancher Herren Länder gesehen und hat Frauen aller Art erlebt, er hat die krausen Kenntnisse und die schweren Erfahrungen eines wilden Lebens gesammelt, ihm war ans Ohr geflogen, was seine Zeit an Versen überhaupt besaß, er kannte die Minnedichtung aller Gattungen genau so gut, wie er an den Drechseleien der Meistersinger seinen Spaß fand. Und alles, was ihn berührte, gewann im Liede Gestalt. Mit dem klassischen Minnesang läßt sich diese Dichtung nicht mehr vergleichen, es sei denn als sein Gegenpol. Dort eine durchgebildete, aber in ihren Möglichkeiten begrenzte, vornehm auswählende und zurückhaltende Sprache und Form; hier ein übermütiges, manchmal wirbelnd tolles Spiel der Formen, das eines zierlichen Hoftons ebenso mächtig ist wie meistersingerischer Schnörkeleien und der Wüstheiten taumelnder Tanz- und Kneipszenen. Dort eine zucht- und maßvolle Welt des schönen Scheins, ein wenig bläßlich, aber von Anmut und Stil, hier der Widerschein eines kunterbunten, unbeengten, aber auch ungezügelten Lebens, eine Dichtung, die Grobes und Zartes, Plattes und Wunderbares in einem Atem sagen kann, eine Dichtung ohne Ruhe und oft auch ohne Stil, eine Dichtung, die sich nicht selten ins Verstiegene, ja Verzerrte verliert, und die als Ganzes doch überwältigend ist in ihrer strotzenden Lebensfülle. Oswald von Wolkenstein ist ein so ursprünglicher Dichter, wie man nur einen denken kann. In seinem Werk trifft sich ein derb und realistisch gewordener Zeitgeschmack mit einem überschäumenden Temperament, das nicht an sich halten konnte, besonders dann nicht, wenn es um Herz und Liebe ging. Bei diesem Dichter ist mit Händen zu greifen, wie eine Erlebnisdichtung sich der überkommenen Formen des Minneliedes bemächtigt (was freilich nicht heißen soll, daß man jedes Lied des Wolken-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

steiners auf eine der Frauen beziehen dürfte, an die wir ihn gebunden sehen), und es ist bezeichnend für den Wandel, den der Begriff der Minne durchgemacht hatte, daß Oswald gerade auch seine wundervollen ehelichen Lieder mit dem alten Flitter der Minnedichtung umkleidet.

Das war das Schicksal des Minnesangs: eine Adelskunst wuchs allmählich in andere Zeiten und in andere Schichten hinein. Sie mußte sich dabei allerlei gefallen lassen; man modelte sie innerlich und äußerlich. Aber sie hatte Kraft genug, um noch dem Liederbedarf der städtischen Kreise des 15. Jahrhunderts zu genügen. Das bürgerliche Gesellschaftslied, wie es etwa das Liederbuch der Klara Hätzlerin aus Augsburg füllt, verdankt sein Bestes dem alten Minnelied. Und durch das städtische Lied hindurch griffen die Wirkungen des Minnesangs schließlich bis ins schlichte Volkslied hinunter. Die Blüte des deutschen Volksliedes, wie wir sie um die Wende des Mittelalters und der Neuzeit sich entfalten sehen, nährt sich zu guten Teilen aus dem verebbenden Minnesang.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Alexander der Große in der deutschen Dichtung des Mittelalters

1932

Alexander war im Mittelalter bekannter als heute, wenn auch nicht bei den Gelehrten, so doch beim großen Publikum. Noch zu Luthers Zeiten kann ein Historiker, der Bayer Johannes Turmair, schreiben: Es ist nun mer dan zu vil von dem großen Alexander gesagt; weil aber kain herr, kain fürst unsern leuten, auch dem gmain ungelerten man so bekant ist, hab ichs nit unterlassen mügen, hab in ein wenig herfür puzen müessen. Nach Lage unserer überlieferung muß man annehmen, daß im ausgehenden Mittelalter, im 15. Jahrhundert, das Interesse an Alexander seinen Höhepunkt gefunden hat. Da häufen sich die Handschriften, da wird das einflußreichste große Prosawerk über Alexander, die Darstellung des Johannes Hartlieb, im Druck wieder und wieder aufgelegt. Aber schon um 1130 ist die erste Alexanderdichtung in deutscher Sprache erschienen, das Epos des Pfaffen Lamprecht, das noch eines französischen Mittlers bedurfte. Von diesem Werke bis ins 15. Jahrhundert kennen wir fast ein Dutzend epischer Darstellungen von Alexanders Leben in deutscher Sprache, einige freilich nur dem Namen nach. Und die weitaus meisten geben sich in Versen.

Von den großen Herrschergestalten der Antike ist keine im Mittelalter allgemeiner bekannt oder gar populär gewesen — bis auf Alexander. Wie erklärt es sich, daß der Makedonenkönig durch die Jahrhunderte hin immer neue Leser- und Hörerkreise gefesselt hat, gerade auch bei einem Durchschnittspublikum, das sich in immer tiefere Schichten senkte? Es erklärt sich zunächst daher, daß man sich nicht an den geschichtlichen Alexander hielt, sondern an einen anderen. Den wirklichen Alexander konnte mittelalterliches Denken und Darstellen nicht bewältigen. Es ist ein besonderer Zug mittelalterlicher Geisteshaltung, daß auch große Geschichte erst erfaßbar, darstellbar, genießbar wird, wenn man sie auflöst ins Novellistische, Anekdotische, womöglich ins Absonderliche und Mirakelhafte. Das ist nicht anders bei den großen Gestalten der deutschen Vergangenheit. Deutsche Epiker des Mittelalters haben sich wiederholt an Karl dem Großen versucht, aber was dabei herauskam, war nicht Geschichte, sondern Geschichtchen.

So war es ein Glück für Alexander und sein Nachleben im Mittelalter, daß es aus der Antike eine Darstellung seines Lebens gab, die mittelalterlichem Geschmack entgegenkam. Das ist der sogenannte Pseudokallisthenes, ein Alexanderroman, dessen Verfasser nicht nur unbekannt ist, sondern dessen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Ursprungsgeschichte im ganzen ziemlich im Dunklen liegt. Erst spät, im ausgehenden Mittelalter, hat man das Werk mit Kallisthenes in Verbindung gebracht, jenem Geschichtsschreiber aus Olynth, der Alexander als Hofhistoriograph auf seinem Perserzuge begleitete. Das Werk ist in Alexandrien entstanden, aber schwer datierbar, wie es bei solchen literarischen Gebilden die Regel zu sein pflegt, bei denen aus der kompilierten und aufgeschwellten Überlieferung erst die Grundgestalt des Werkes herausgelöst werden muß. Diese Grundgestalt gehört jedenfalls schon in nachchristliche Zeit. Sie ist ein Stück populärwissenschaftlicher Biographie, die an die ältere Historiographie, besonders an Klitarch, anknüpfte. Aber das Historische ist mehr und mehr vom Fabulosen eingehüllt worden. Namentlich Alexanders Züge in den fernen Orient mußten herhalten, um ihm die phantastischsten Erlebnisse und Begegnungen anzudichten. Uralte babylonische Mythen und jüdische Messiasprophezeiungen wurden mit Alexander in Verbindung gebracht. Da sind denn Züge, die schon an dem wirklichen Alexander rätselhaft und geheimnisvoll schienen, in handfester Sagenbildung konkretisiert und rationalisiert. Um ein Beispiel zu geben: Alexander galt seiner Zeit als Sohn des Jupiter Ammon und hat sich so gefühlt. Das Gefühl einer besonderen Gottverbundenheit, einer Gottessohnschaft ist bei Alexander nicht wegzudenken, wenn man den Flug dieses Lebens verstehen will. Bei Pseudokallisthenes ist das primitiv legendarisiert: der letzte König Ägyptens, Nektanebos, war ein zauberkundiger Mann. Seine geheime Wissenschaft lehrte ihn, daß übermächtige Feinde von Osten heranrückten. Er floh verkleidet und ließ sich nach langen Irrfahrten in Makedonien als Astrolog nieder. Er wußte sich der Königin Olympias, der Gattin Philipps, zu nähern. Erst flößte er ihr einen Traum ein, in dem der Gott Ammon über sie kam, und in der nächsten Nacht wohnte er ihr selber als Ammon verpuppt bei, nachdem er als Vorläufer des Gottes eine Schlange in ihr Gemach hatte kriechen lassen. In solcher Art verkindlicht der Pseudokallisthenes die Alexandergeschichte. Und wenn man die Entstehung des Buches aus dem Spiel läßt und nach seiner Geltung und Wirkung fragt, so hat man schon recht, es als ein antikes Volksbuch zu bezeichnen.

Das Buch wurde ein Welterfolg. Es hat unter anderem armenische, arabische, äthiopische Bearbeitungen gefunden, durchaus verständlich, weil sich im Orient die lebendige Erinnerung an Alexander mit großer Zähigkeit gehalten hat. Vor allem ist der Roman vielfach ins Lateinische umgesetzt worden: diese lateinischen Bearbeitungen haben den abendländischen Nationalliteraturen die Alexandergeschichte vermittelt. Sie setzen ein mit der Alexandreis des Julius Valerius, wohl um die Wende des 3. und 4. Jahrhunderts entstanden; sie ist die Hauptquelle für die französischen Alexanderwerke des Mittelalters. Für uns Deutsche ist vor allem wichtig die dem Archipresbyter Leo zugeschriebene Bearbeitung, die sogenannte 'Historia de preliis', die ins 10. Jahrhundert gehört. Dieser Leo war ein Italiener, der im Dienste campanischer Herzöge eine Gesandtschaftsreise nach Konstantinopel unternahm und dort das griechische Original kennenlernte.

Ein antikes Fabelbuch also steht am Anfang, nicht so fabulos wie die Geschichten um Troja, aber auch ein Buch, in dem das Phantastische das Ge-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

schichtliche vollkommen eingesponnen hat. Alexander und Troja sind die beiden großen antiken Themata für die deutsche Dichtung des Mittelalters. Daneben verschwindet alles andere. Und wenn auch nur vereinzelt, haben wir doch den Fall, daß derselbe Dichter ein Troja- und ein Alexanderbuch geschrieben hat. Dies äußere Nebeneinander birgt für die Literarhistoriker die Versuchung, auf ein inneres Nebeneinander zu schließen, das heißt die Stellung des Dichters und des Publikums zu beiden Themen als gleichartig anzusehen. Aber da walten tiefe Unterschiede. Schon chronologisch zeigen sich Differenzen. Was wir an Trojaromanen kennen, gehört überwiegend ins 13. Jahrhundert, das Jahrhundert, das mit Hartmann von Aue, Wolfram von Eschenbach und Walther von der Vogelweide beginnt, das Jahrhundert der ritterlich-höfischen Kultur. Der Trojastoff ließ sich wunderschön auf die Formel von Minne und ritterlicher Heldentat bringen. In dieser Verpuppung und Umdeutung hat das Mittelalter ihn sich zu eigen gemacht. Im 14. und 15. Jahrhundert, als das Interesse an Alexander und der Alexanderdichtung sich immer steigert, ist Troja, wenn auch nicht vergessen, so doch in den Hintergrund getreten. So kommt man schon rein statistisch zu dem Schluß, daß es andere seelische Bezirke gewesen sein müssen, aus denen die Teilnahme am Leben und an den Taten Alexanders sich speiste.

Um es kurz zu sagen: Alexander war für das Mittelalter keine reine Romanfigur, kein bloßer Märchenheld, sondern eine Gestalt, die in dem göttlichen Weltplan an ausgezeichneter Stelle stand. Das Interesse an ihm wurzelt letztlich im Religiösen, deshalb ist es so tief und so nachhaltig gewesen. Eins der beliebtesten Stücke der Bibel war das Buch Daniel, und zwar um seiner Visionen willen, in denen Vergangenes und Zukünftiges in gewaltigen und grauenvollen Bildern verhüllend eingeschlossen war. Immer wieder hat sich die Spekulation und die Phantasie des Mittelalters an diesen Bildern versucht, um Gottes Weltplan zu enträtseln, vor allem um vorauszuwissen, wie er es mit dem Ende der Dinge vorhabe. Das 7. Kapitel des Daniel enthält das Traumgesicht von den vier großen Tieren, die aus dem Meer heraufstiegen. Man wußte, das bedeutete vier Weltreiche, und eins von ihnen war das Alexanders. Aber mehr als das: die Bibel erzählt ja ausdrücklich von Alexander, das erste Kapitel des ersten Makkabäerbuches beginnt mit ihm und gibt einen Abriß seines Lebens bis zu seinem Ende. Damit wird Alexander auf eine besondere Ebene gestellt und ist etwas anderes als Paris und Achill; damit wird, was lateinische Quellen sonst von Alexander zu erzählen wissen, zu einer apokryphen Erweiterung des biblischen Berichtes. Wir wissen, wie das Mittelalter seine Apokryphen geliebt hat, das Evangelium Nikodemi, die Gesta Pilati und dergleichen, wo man die entzückenden Geschichten von Jesu dem Kinde lesen konnte, die genauen Lebensumstände seiner Mutter Maria, wo man die Lebensgeschichte des Pilatus und des Judas erfuhr. Von alledem erzählte die Bibel viel zu wenig, und sie tat es in einem kargen, strengen Stil, der gar nicht nach mittelalterlichem Geschmack war; was man suchte, das war die kindliche Arabeske, die sich um diese Strenge rankte. Auch Alexander war eins von den großen Werkzeugen Gottes; und an den lateinischen Lebensbeschreibungen, wie sie aus Pseudokallisthenes ab-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

geleitet wurden, hat gewiß auch das gelockt, daß das starre, knappe Bild, das die kirchliche Überlieferung von ihm bot, Fleisch und Blut und Leben gewann. Man darf diesen Gedanken freilich nicht überspannen. Andere Gründe kommen hinzu. Die Kreuzzüge hatten den Weg in den Orient geöffnet und den Blick nach dem Osten gelenkt. Was sie dem Abendlande brachten, das war etwas wie die Entdeckung Amerikas: ein neuer Erdteil ging auf, voll neuer Weiten, voller Rätsel und Wunder. Wir sehen es der ältermittelhochdeutschen erzählenden Dichtung, vorab der sogenannten Spielmannsdichtung an, was das literarisch bedeutete. Auch diesem neuen Interesse kam die Alexanderdichtung entgegen. Und es ist nicht von ungefähr, wenn sie sich gelegentlich überschneidet mit der Dichtung vom Herzog Ernst, den seine Fahrten ebenfalls zu den Wundern des Ostens trugen. Aber auch dies Interesse hatte seine religiösen Hintergründe. Denn der neue Erdteil war der Boden, auf dem Jesus und die Apostel gewandelt waren. Es war der Boden, der Adam und Eva getragen hatte, der Boden, auf dem das Paradies zu suchen war.

So ist denn kein Zweifel, daß man gerade die ältesten deutschen Alexanderdichtungen, den sogenannten Vorauer und den aus ihm abgeleiteten Straßburger Alexander, beide dem 12., vorhöfischen Jahrhundert zugehörig, ihrem eigentlichen Wesen nach als geistliche Dichtungen anzusprechen hat. Nicht nur, weil sie von Geistlichen geschaffen sind, sondern weil sie einer Gestalt gelten, die in erster Linie als biblische Gestalt das Interesse der deutschen Bearbeiter wachgerufen hat. Besonders handgreiflich sind die Dinge bei dem Vorauer Alexander des Pfaffen Lamprecht. Er trägt seinen Namen nach der Vorauer Handschrift, die ihn enthält, einem großen Sammelkodex, unserem größten handschriftlichen Schatz aus der frühmittelhochdeutschen Zeit. Da steht der Alexander als einziges sozusagen weltliches Werk zwischen lauter geistlicher Dichtung, zwischen einem Salomogedicht, einer Danielgeschichte, einer Judith auf der einen Seite und Dichtungen vom Leben Jesu und vom Weltende auf der anderen. Das ist der kirchlich-geographische Punkt, auf den Alexander gehört. Zwar ist der Pfaffe Lamprecht weitgehend von einer größtenteils verlorenen französischen Vorlage abhängig, und man kann nur in seltenen Fällen für seine Originalität stehen. Aber man tut ihm kein Unrecht, wenn man ihn in seiner Auffassung des Stoffes mit seiner Quelle gleichsetzt. Nun, Lamprecht will nichts von Alexanders wunderbarer Geburt wissen. Er polemisiert mit seiner Quelle gegen die, die ihn zum Sohn eines Zauberers machen; für ihn ist er der Sohn Philipps, denn so steht es in der Bibel. Lamprecht läßt sich keine Gelegenheit entgehen, Verklammerungen mit sonstiger biblischer Geschichte herzustellen: Medien, das ist das Land, wohin der Engel mit Tobias gesandt wurde; Armenien, das ist das Land, in dessen Bergen die Arche Noäh Grund fand; Sardes ist die Stadt, von der das Buch Apokalypsis erzählt, wohin Gott den St. Johannes als Boten schickte. Namen wie Galiläa und Mesopotamien haben für Lamprecht den vollen biblischen Klang, und doch erzählt uns dieser Mann die Fabeleien von Alexanders Äußerem: sein eines Auge war blau wie das eines Drachen, das andere schwarz wie das eines Greifen. Und doch erzählt er uns die Geschichte von Bukephalos mit all ihren märchenhaften

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Zügen. Und sein Bearbeiter und Fortsetzer, der Verfasser des sogenannten Straßburger Alexander, ebenfalls ein Geistlicher, der etwa 30 Jahre später dichten mochte als Lamprecht, erzählt uns von den Wundererlebnissen Alexanders auf seinen Zügen an die Enden der Welt, von Abenteuern mit den seltsamsten Untieren, mit Giganten und Amazonen, von dem Land, wo Mädchen aus Blumenknospen wachsen, die nur im Schatten leben können; kommt der Herbst, so welken sie dahin. Aber auch dieser Fortsetzer sieht als Geistlicher seinen Alexander in geistlichem Licht und kommt auf ein geistliches Ziel hinaus. Den Schluß der Abenteuerfahrt macht Alexanders Zug gegen das Paradies. Auf Schiffen geht es den Euphrat hinauf; er war, wie man wußte, einer der vier Ströme, die im Paradies ihren Ursprung haben. Alexander kommt an die Mauer, die aus Edelsteinen gefügt ist; er schlägt ans Tor und heischt Tribut. Ein alter Mann tritt heraus und mahnt den König zur Umkehr; er gibt ihm einen Stein, nicht größer als eines Menschen Auge, der seines Schicksals Deutung einschließe. Heimgekehrt nach Griechenland findet Alexander schließlich einen alten Juden, der die Deutung geben kann: er heißt eine Waage bringen und legt den Stein in die eine Schale, die andere wird mit Goldbarren gefüllt; aber wie man sie auch häuft, der Stein wiegt sie auf. Da läßt der Jude das Gold wegräumen und legt eine Flaumfeder mit ein wenig Erde in die Schale, und alsbald senkt sie sich zu Boden: das Grab ist das Schicksal aller irdischen Herrlichkeit, das ist die Lehre, die das Gleichnis geben soll. Alexander geht in sich, läßt Kampf und Habgier und regiert noch eine Zeit als untadliger Fürst, bis ein Giftmord ihn dahinrafft. Von allem, was er je gewann, blieben ihm nur sieben Schuh Erde, mit diesem trübseligen Satz beschließt der Geistliche seine Erzählung. Natürlich hat er sich die Schlußpartien nicht erfabelt: er hielt auf Wahrheit und Quellentreue, das war er seinem Stoff schuldig. Hier folgt er über Pseudokallisthenes hinaus einer jüdisch-talmudischen Quelle, dem Iter ad Paradisum. Aber auch der antike Roman wußte schon, daß Alexander bis zu den Gefilden der Seligen vordrang. Es liegt über dem Straßburger Alexander schon ein Frühlicht der ritterlich-höfischen Zeit. Das reckenhafte Wesen seines Helden macht den Dichter warm. Aber zum Schluß ist er ihm doch der „tobende Wüterich", dessen Habgier und dessen frevelhafter Übermut keine Grenzen kennt. Und wenn der Vorauer Alexander den Spruch Salomos von der vanitas vanitatum als Motto an die Spitze stellt, so zieht der Straßburger Alexander das Fazit des Heldenlebens in einer frommdemütigen Lehre: lazet alle girekeit!

Dann kam das ritterlich-höfische Jahrhundert, und mit ihm ein neues Alexanderbild, wie sich denn jedes Jahrhundert seinen Helden nach seinem Herzen schafft oder umschafft. Diese ritterlich-höfische Epoche hat zum erstenmal auf deutschem Boden versucht, ein weltliches Humanitätsideal zu verwirklichen, natürlich in streng aristokratischer Abgeschlossenheit. Es war eine Epoche, die sich in ihrer Literatur darstellt als eine Zeit feinster Kunst- und Formpflege, eine Zeit hochgetriebener Persönlichkeitskultur, eine Zeit, die Erziehung und Bildung aufs höchste bewertete. Deshalb auch hat ihre Dichtung überall etwas eigentümlich Pädagogisches. Ihr bestimmendes Ge-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

präge erhielt diese Kultur vor allem dadurch, daß sie der Frau eine beherrschende Stellung gab und den Ritter in der Form des Minnedienstes der Frau unterordnete. Es wurde schon gesagt, daß aus der Blütezeit der höfischen Dichtung keine Alexandreis erhalten ist. Aber wir haben zwei Nachzügler, das ältere von diesen beiden Werken, um 1250 entstanden, ist die bedeutendste Alexanderdichtung, die das Mittelalter uns hinterlassen hat. Ihr Verfasser ist Rudolf von Ems, eine höchst sympathische Dichtergestalt. Er war ein ritterlicher Herr, aber doch schon ein Spätling der Ritterdichtung, der gerade in seinen ritterlichen Dichtungen die reife, fast überreife Feinheit aufweist, den etwas melancholischen Duft, wie er solchen Spätlingen manchmal eigen ist. Für Rudolf von Ems ist Alexander das Idealbild des Ritters, besser gesagt, das Idealbild des ritterlichen Fürsten. Natürlich ist er ein tapferer Kämpfer, vor allem aber ziert ihn der Adel der Gesinnung. Er ist freigebig, großmütig, weise, diese Fürstentugenden werden vom Dichter nachdrücklich unterstrichen. Die spezifischen Züge des Ritterromans kommen stark heraus. So spielt das Ethisch-Pädagogische eine große Rolle. In Hunderten von Versen hören wir von Alexanders Erziehung, von all den Kenntnissen und Lehren, die ihm sein Lehrer Aristoteles zukommen ließ. Wenn wir Rudolf glauben dürfen, ist auf dem Wege dieses Fürstenunterrichts die Ethik des Aristoteles entstanden. Noch kräftiger kommt die Minne zur Geltung. Da bot der historische Alexander herzlich wenig und Pseudokallisthenes nicht mehr. Hier mußte man also ausschmücken oder erfinden. Alexanders Verhältnis zu Roxane, das einzige, was die Quelle bot, war kein rechtes Objekt: es fehlte die Komplikation, die darin liegt, daß es sich bei der Minne nach dem Regelfall um das Verhältnis zu einer verheirateten Frau handelt. So gestaltet denn, höchst sonderbar, Rudolf die Beziehungen zwischen Nektanebos und Olympias zu einem Minneverhältnis um. Aber natürlich mußte die Minne auch an Alexander selber demonstriert werden. Dazu dient die Amazonenkönigin Talistria. Es liest sich sehr hübsch, wie Alexander auf ihre Werbungen zunächst gar nicht eingehen will, denn er ist mit Roxane verheiratet. Aber schließlich, die Minne ist allgewaltig, niemand kann ihr widerstehen, das ist die etwas bequeme Maxime, mit der höfische Dichter sich über das Zweifelhafte solcher Begebenheiten hinweghelfen. Diese Amazonengeschichte ist ein klassisches Beispiel für die Dämpfung und Mäßigung, die im ganzen der Stoff des Alexanderromans in den Händen dieses reinblütigen höfischen Dichters gewonnen hat. Man erkennt die Amazonen überhaupt nicht wieder, so sittig-höfische Frauen sind sie geworden. Ihre Herbheit und Kampfeslust ist dahin, und fast hat sich der weibliche Kriegerstaat in einen Minnehof verwandelt. Es wäre höchst reizvoll gewesen zu sehen, wie Rudolf sich mit den sehr viel krauseren Abenteuern abgefunden hätte, die Alexander später auf seiner Fahrt nach Indien begegnen. Leider ist der Roman Fragment geblieben; von den geplanten zehn Büchern ist nicht viel mehr als die Hälfte fertiggeworden.

So ist denn hier also das alte griechische Volksbuch von Alexander zu einem kultivierten Ritterroman geworden: so scheint es uns, und so reiht die Literaturgeschichte das Epos ein. Aber das ist nur halbrichtig. Als Darius

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

gestorben und das Perserreich durch das makedonische Reich abgelöst ist, als Alexander als der legitime Weltherrscher dasteht, verändert das Werk auf ein paar tausend Verse seinen Charakter und gerät in das Fahrwasser der heiligen und der Heilsgeschichte. Mit einer jener Weltreichprophezeiungen aus dem Daniel fängt es an: Alexander ist der eherne Rumpf des großen Standbildes auf tönernen Füßen, das Nebukadnezar im Traume sah. Und dann bekommen wir zwei halbwegs parallele Berichte, von denen sich der eine auf Josephus, der andere auf Methodius beruft, Berichte, die jüdische und ismaelitische Geschichte mit dem ganzen Apparat von Patriarchen-, Fürsten- und Stammeshistorie vor uns entrollen, und zwar zu dem Ende, um sie zu verknüpfen mit dem eschatologischen Vorstellungskreis, in den mittelalterliche Tradition die Ausgänge des Volkes Israel und des Volkes Ismael einbezog. Damit kommen wir zu einem Punkt, der nicht übersehen werden darf, wenn man danach fragt, aus welchen Bezirken sich das Interesse des Mittelalters an Alexander nährte. In der Popularreligion des Mittelalters, namentlich des ausgehenden, ist kein Gedanke lebendiger und erregender gewesen als der von dem Ende der Dinge. Es gibt erschütternde Ausbrüche der Weltuntergangsstimmung im 14. und 15. Jahrhundert. Der eine glaubte das Ende näher, der andere ferner, aber die Phantasie kreiste immer wieder in diesen Bezirken und malte sich auf Grund der Apokalypse, des Daniel und gewisser Evangelienstellen die furchtbaren Zustände aus, die erst das Kommen des Antichrists und dann das Ende selber begleiten würden. Zu diesen Leiden der Endzeit gehörte es auch, daß zwei wilde Völker, gewöhnlich Gog und Magog genannt, aus den Bergen Asiens hervorbrachen und die ganze Erde überschwemmten und marterten; Rudolf erzählt davon bis ins einzelne. Das waren jüdische, nach der anderen Version ismaelitische Stämme. Und Alexander hatte sie in Caspia in den Ubera Aquilonis eingeschlossen mit Gottes unmittelbarer Unterstützung, der ihm durch ein Wunder zuhilfe kam; dort sollten sie bis zu ihrer Stunde gefangen sitzen. Alexander hatte also seinen Platz im eschatologischen Gedankenkreis, und man muß diese Partien bei Rudolf, die interessantesten und persönlichsten der ganzen Dichtung, auf sich wirken lassen, um zu erkennen, was dieser Platz bedeutete.

So scheint denn auch bei Rudolf von Ems unter dem ritterlichen Gewand der eigentliche mittelalterliche Alexander erkennbar durch. Auch für Rudolf war Alexander zunächst einmal das Instrument Gottes, der Mann, dem Gott eine besondere weltgeschichtliche Rolle zugewiesen hatte. Im Anschluß an die Schlacht von Arbela berichtet Rudolf, daß nach den Quellen bis dahin anderthalb Millionen durch Alexander umgekommen seien, und er beschwichtigt etwa aufkommende Zweifel, indem er hinzufügt: das war seine gottverhängte Mission, das Strafgericht des Höchsten an den ruchlosen Heiden zu vollziehen.

Grundsätzlich ebenso wie Rudolfs Werk ist die andere ritterliche Alexandreis zu beurteilen, die Dichtung des Ulrich von Eschenbach, ein Werk, das wohl noch aus höfischer Sphäre, aber nicht mehr eigentlich aus höfischem Sinne kommt. Ulrich ist um eine gute Generation jünger als Rudolf und zeigt die bunte und wahllose Stoffreude, die den bewußteren Stil

seines Vorgängers verdrängt hat. Alles ist leichter und äußerlicher genommen. Die Vorstellung, daß Alexander ein Werkzeug Gottes sei, ist dahin verflacht, daß der Dichter ihn ganz naiv zu einem Schützling Gottes macht. Alexander hielt sich ze gote und fuor in sinem gebote: das ist das oft angeschlagene Leitmotiv der Dichtung. Diesem Dichter ist es möglich, die Gideongeschichte der Bibel als Gegenstück zur Lage seines Helden anzuführen; er erzählt zum Trost des Lesers von David und Goliath, ehe es in den schweren Kampf von Arbela geht. In Gestalt von frommen Kapiteleinleitungen und -ausgängen, moralisierenden Einschüben, biblischen Geschichten, geistlich-typologischen Ausdeutungen stellt sich die religiöse Auffassung Alexanders als der immer gegenwärtige Hintergrund des Gemäldes dar; und es paßt ins Bild, wenn das Werk auf Bestellung eines Salzburger Erzbischofs geschaffen wurde. Äußerlich freilich ist der miles Dei ganz tief ins Rittertum getaucht. Schon die Quelle wies diesen Weg; denn Ulrich fußt auf der künstlerisch wertvollsten lateinischen Alexandreis, dem Hexameterepos des Walther von Chatillon, das in der Blütezeit des Rittertums, im letzten Drittel des 12. Jahrhunderts entstanden ist und seinen Helden dementsprechend sieht. Ulrich steigert seine Quelle noch durch das Einlegen von ritterlichen Festen, Hoftagen, Zweikämpfen und nimmt jede denkbare Gelegenheit wahr, um der Minne zu ihrem Rechte zu verhelfen. Aber gerade diese Übertreibungen kennzeichnen den sich auflösenden Typus. Der Dichter ist seinem Vorhaben innerlich nicht mehr gewachsen: dieser ritterliche Alexander ist unheldisch und sentimental geworden.

Das Eigentümliche und für uns schwer Nachzuempfindende bei diesen beiden ritterlichen Dichtungen ist die Verbindung des Poeten mit dem Historiographen. Denn zumal Rudolf von Ems wollte durchaus Historiograph sein; er versichert immer wieder, daß er nichts als die 'ungelogene warheit' bringe. Er unterrichtet uns auch genau über die Quellenstudien, die er getrieben habe, um diese Wahrheit möglichst vollständig zu gewinnen. Aber das hindert ihn nicht, sich aus der Amazonenbegegnung eine Minnenovelle zurechtzuschneiden, es hindert ihn nicht, die ganze Gestalt Alexanders aufs Ritterliche hin zu stilisieren, äußerlich und innerlich. Es sind sehr tiefe Probleme, an die diese Zwieschlächtigkeit seines Werkes den Betrachter heranführt. Man sieht sich vor die Frage gestellt, ob das, was uns freier Gestaltungswille erscheint, nicht vielleicht Gestaltungsnotwendigkeit war für eine Zeit, die gar nicht anders konnte, als das Vergangene sich so naiv zu assimilieren und es umschaffend den zeitgerechten Darstellungsformen anzugleichen, die gar nichts anderes wußte, als daß die Grenzen zwischen Wahrheit und Dichtung offen seien.

Auf die ritterliche folgte die bürgerliche Zeit, und auf den ritterlichen der bürgerliche Alexander. Wir besitzen aus dem 14. Jahrhundert zwei Alexanderdarstellungen, die bei fühlbaren Stilunterschieden innerlich doch einander nahe stehen. Die eine, der Alexander Seifrits, gehört in die Mitte, die andere, der sogenannte 'Große Alexander', in den Ausgang des Jahrhunderts. Der Titel des Werkes führt irre, wenigstens wenn man ihn auf das äußere Maß beziehen wollte. Das gerade ist kennzeichnend, daß an Stelle

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

der Riesenbücher des 13. Jahrhunderts, die Zehntausende von Versen enthalten, jetzt summarische Darstellungen treten, die mit ein paar tausend Versen fertig werden. Man nimmt die Quellen nun wieder handfester und derber, ohne das Bedürfnis zu verbrämen und zu idealisieren. Nur noch in verlorenen Tönen klingt das Ritterliche nach. Man steuert direkt auf das Ziel zu, und dieses Ziel ist das Wissenwollen von dem geheimnisvollen Mann der Vorzeit. Der biblische Hintergrund ist vollkommen deutlich: der eine Dichter fängt mit den vier Weltreichen an, die nach Abrahams Tod auf Erden sich ausbreiteten, der andere stellt seinen Vorspruch auf den Gedanken, daß Alexander als Gottesgeißel unter die verderbte Menschheit gesandt wurde. Der Stoff wird wieder so angegriffen, wie die Geistlichen im 12. Jahrhundert ihn angegriffen hatten. Aber das Interesse ist säkularisiert, es kommt nicht mehr auf große moralische Nutzanwendungen an. Laien mit Durchschnittsbildung übersetzen mehr schlecht als recht in holprigen Versen die lateinischen Quellen ebenfalls für Laien mit Durchschnittsbildung. Halb mit Staunen, halb mit Grauen liest man sich den Kopf warm an all den Wundern, die Gott diesem seinem Sendling zu erleben gewährte. Denn so muß man das sehen: die Wunder Alexanders, den die Überlieferung nicht umsonst den wunderlichen oder den wunderaere nennt, all die geheimnisvollen und unerhörten Erlebnisse, die ihm zuteil werden, sind es, die das primitive, grobstoffliche Interesse eines breiteren Publikums fesseln. Aber es ist keineswegs so, daß man diese Wunder als reinen Unterhaltungsstoff genoß. Sondern im Hintergrund stand immer das Verwundern darüber, daß Gott einen Menschen, der noch dazu ein Heide war, dermaßen begnadete, daß er ihn so tief in die Geheimnisse seiner Schöpfung blicken ließ. Ganz naiv macht sich diese Verwunderung manchmal Luft. So steht im „Großen Alexander" zu lesen: die größte Wundertat, die Alexander vollbrachte, war die, daß er die zehn Stämme der Israeliten in den Kaspischen Bergen einschloß. Wenn Gott den heiligen Petrus mit dieser Aufgabe betraut hätte, so wäre das Grund zum Staunen, wie viel mehr, daß dieser Heide es tun durfte. Aber Gottes Ratschlüsse sind eben unerforschlich.

Grob und primitiv wie diese Art den Stoff zu nehmen, wird in den späten Epen auch die Psychologie, wenigstens wenn man ein höfisches Werk wie die Rudolfsche Alexandreis dagegen hält. Gegeben war die superbia als die Todsünde, die dem Helden aus seinen märchenhaften Erfolgen erwuchs. Aber bei Rudolf ist auch dies Motiv gedämpft und gemildert: unmaze und überere schadent dicke sere, auf die Formel bringt Rudolf das psychologische Problem, das heißt er rückt es in den Sehwinkel der höfischen Ethik, für die maze und ere Kardinaltugenden waren. In den späteren Darstellungen wird die superbia wieder gröber genommen und an Beispielen illustriert, die an Greifbarkeit nichts zu wünschen übrig lassen. Alexander war nicht zufrieden, die Welt bis zu ihren Grenzen durchmessen zu haben, er will auch ergründen, was über und was unter der Erde ist. Er läßt sich eine Art Käfig bauen, bespannt ihn mit Greifen, und die tragen ihn so hoch in den Himmel empor, daß er schließlich die Erde unter sich im Ozean schwimmen sieht wie eine Ente oder einen Hut auf dem See. Das Ende wird verschieden erzählt,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

meist greift Gott selber ein und schmettert wohl gar den überkühnen Helden zornig zur Erde. Die Geschichte als solche steht schon in der Historia de preliis. Aber noch Ulrich von Eschenbach macht sie flüchtig ab; erst in diesen späten Darstellungen kommt sie recht zur Geltung. Das Gegenstück zu dieser Himmelfahrt ist eine Fahrt in die Tiefen des Meeres, die Alexander in einer Art gläserner Taucherglocke unternimmt. Bei so frevelhaftem Beginnen konnte die Sympathie des mittelalterlichen Dichters nicht mehr mit. Da versagte sich dem großen Wundermann die Teilnahme, die man seinem heldenhaften Wesen auch jetzt noch durchaus entgegenbrachte. Und darin sieht der „Große Alexander" ein besonderes Wunder, daß die Gottheit sich diesen übermut solange gefallen ließ.

Es mag Zweifeln begegnen, wenn wir so den mittelalterlichen Alexander mit allem, was von ihm erzählt wurde, aus einem Romanhelden und Märchenfürsten in ein Stück geschichtlichen Glaubens verwandeln. Ist es denn vorstellbar, daß literarisch gebildete Menschen etwas wie die Greifenfahrt für bare Münze nahmen? Aber die Quellen zwingen vielfach geradezu zu dieser Auffassung. So knüpft zum Beispiel Seifrit an die Geschichte von der Taucherfahrt eine längere Erörterung: manche Autoren stellten es so dar, als habe Roxane die Kette gehalten, an der die Taucherglocke hing, und habe sie ins Meer fallen lassen; aber das könne nicht richtig sein; denn erstens sei Roxane in Persien zurückgeblieben, und außerdem wäre die Kette viel zu schwer für sie gewesen. Da wird also Quellenkritik getrieben, und diese Kritik veranlaßt Seifrit gelegentlich, eine Nachricht seiner Quelle zu verwerfen. Daß beim Tod Alexanders auch die Elemente an dem allgemeinen Schmerz teilnahmen, glaubt er noch; daß aber die Sonne sich verfinsterte, lehnt er ab mit der Begründung, er sei doch schließlich nur ein Mensch gewesen. Es ist das eine Stelle, wo wir einmal einen Blick tun können in die innere Haltung eines mittelalterlichen Autors gegenüber seinem Stoff. Die Grenzen von Wahrheit und Dichtung flossen; auch bei einem Text, den man im ganzen als historische Quelle nahm, war dem einzelnen doch die Wahl gelassen, wieweit sein Glaube mitgehen wollte. Aber das ist etwas grundsätzlich anderes als die moderne Haltung einem sogenannten historischen Roman gegenüber.

Im letzten Drittel des 13. Jahrhunderts ist ein Europäer noch viel weiter nach Osten vorgedrungen als Alexander, der Venezianer Marco Polo, der in vierundzwanzigjährigen Reisen nicht nur den vorderen Orient, sondern fast ganz China kennenlernte. Er hat gewußt, daß er auf den Spuren Alexanders ging, und kommt öfter auf ihn zu sprechen. Bei ihm zuerst erlebt die mittelalterliche Alexandertradition eine Entzauberung; er rationalisiert sich so einen Bericht wie den von der wunderbaren Einschließung der israelitischen Stämme in den armenischen Bergen. Aber es ist sehr bezeichnend, daß allgemeinere Äußerungen des Zweifels uns erst ganz spät begegnen, erst im 16. Jahrhundert. Es gibt einen Druck von Hartliebs Alexanderbuch aus dem Jahre 1472, in dem bei einem Abenteuer eine Hand des 16. Jahrhunderts an den Rand geschrieben hat: leug nit, ich friß dich sunst, und ein anderer hat empört oder mitleidig darunter geschrieben: hat wol mehr gelogen. Erst die Humanisten sind zu dem echten Alexander durchgedrungen;

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

erst ein Mann wie Turmair hat Hartliebs Alexanderbuch als 'Rockenmärlein' abgetan.

Was diese Märlein solange hielt, was ihnen Autorität gab, war die biblische Grundlage des mittelalterlichen Alexanderbildes. Der echte Alexander hat zu seinen Zeiten eine Apotheose erfahren, von dem mittelalterlichen kann man beinah etwas Ähnliches sagen. Alexander war ein erwähltes Rüstzeug Gottes, er ahnte, obgleich Heide, etwas von dem einen großen Gott; er war fest eingespannt in allbekannte und allerregende kirchliche Gedankenkomplexe; ohne viel Übertreibung kann man sagen: Alexander war etwas wie ein Legendenheld. Das war es auch, was ihm den Einzug in die religiöse Kunst ermöglicht hat: Alexanders frevelhaftestes Abenteuer, seine Himmelfahrt mit dem Greifengespann, hat man immer wieder dargestellt, in der byzantinischen Kunst so gut wie in der romanischen und fürderhin.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Deutsches Mittelalter und italienische Renaissance im Ackermann aus Böhmen

1937

Es ist eine Pflicht selbstverständlichster wissenschaftlicher Dankbarkeit, den Namen Konrad Burdachs an den Anfang zu stellen: er hat uns den 'Ackermann aus Böhmen' wiedergeschenkt. — Schon im Jahre 1824 erschien die erste Ausgabe, die heute selbst von den Germanisten vergessen ist; Friedrich Heinrich v. d. Hagen erneuerte die Dichtung auf Grund der Abschrift, die Gottsched in Wolfenbüttel von dem älteren Pfisterdruck genommen hatte. 1877 erschien Knieschecks kritischer Text, und auch von ihm ging keine Wirkung aus. 1917 kam die Ausgabe von Bernt und Burdach heraus. Und dank Burdach hat der Ackermann eine Renaissance erlebt, die ihm einen Platz in der vordersten Reihe der geschichtlichen Bildungsgüter unseres Volkes gegeben hat. Dank Burdach ist der Ackermann in den Brennpunkt der Forschungen gerückt, die sich um den deutschen Frühhumanismus bemühen; und diese Stellung wird ihm bleiben, selbst wenn man der Meinung sein sollte, daß die papierene Mauer, mit der Burdach das schmale Werkchen umschanzt hat, den Blick ins freie Gelände eher hemmt als erleichtert.

Huizinga, der nüchternste und illusionsloseste Betrachter der spätmittelalterlichen Kulturgeschichte, hat einmal geschrieben: 'Zuerst kam das Neue als Form, ehe es zu neuem Geist geworden ist'. Der Einwand liegt nahe: ist es vorstellbar, daß ein Neues als Form kommt, ohne einen neuen geistigen Impuls? Die Antwort könnte nur lauten: Die neue Form wurde noch nicht als Träger oder Wegbereiter neuer geistiger Gehalte empfunden, sondern nur als eine neue Spielart des Ausdrucks, mit der man den geistigen Boden, auf dem man stand, nicht verließ.

Burdach hat natürlich gewußt, daß die Wirkungen, die vom italienischen Frühhumanismus nach Böhmen herüberstrahlten, Dante, Petrarca, Rienzo, vorzüglich auf dem Gebiete der Form Gestalt fanden. Eine große Zahl von Textpublikationen innerhalb seines großen Werkes soll ja gerade den Nachweis liefern, wie eine vom italienischen Humanistenlatein bestimmte neue deutsche Prosa in Böhmen und Schlesien eindrang und vordrang. Aber es ist doch nicht zu leugnen, daß sein tieferes Interesse an einer anderen Stelle lag. Wir stehen hier vor einem eigenen Zwiespalt zwischen Mensch und Aufgabe. Es lockte ihn nicht, das Ausmaß, die besonderen Formen dieser deutschen Latinität, ihre Auseinandersetzung mit der bodenständigen deutschen Prosa untersuchend zu verfolgen. Nur auf diesem Wege ist es aber möglich, die sprachliche Bewegung, die von Johann von Neumarkt ausging, in die Entstehungsgeschichte der neuhochdeutschen Schriftsprache einzuordnen. Sondern

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

ihn lockte es, den kultur- und gedankengeschichtlichen Zusammenhängen nachzugehen, d. h. in unserm Fall, das Neue als Geist im böhmischen Frühhumanismus aufzusuchen. Der dankbarste Ansatzpunkt für diese Betrachtungsweise, vielleicht darf man sagen: der einzige dankbare Ansatzpunkt war der Ackermann, der beherrschend im Mittelpunkt dieses Burdachschen Forschungsfeldes steht. Gewiß versäumte Burdach auch hier die Frage nach der Form nicht. Aber es kam doch nicht zu einer stilistischen Analyse und blieb bei einigen nur das Handgreiflichste fassenden Feststellungen über Drei- und Zweigliedrigkeit, über Parallelismen und Reihenbildung; nur dem rhythmischen Satzschluß ist Burdach energisch, vielleicht zu energisch nachgegangen. Alles Bemühen warf er vielmehr auf den Nachweis renaissancehafter Elemente in Stoff und Gedankengut des Ackermanns. Es ist kein Zweifel, daß hier so manches Stück von der papierenen Mauer wieder abgetragen werden muß.

Inzwischen ist ein Dokument ans Licht getreten, das Burdach nicht mehr nutzen konnte: ein lateinischer Brief, mit dem der Verfasser des Ackermanns das Exemplar des eben abgeschlossenen Werkes begleitete, das er einem Freunde in Eger schenkte. Durch diesen Brief ist zunächst die Frage der Verfasserschaft endgültig entschieden. Der Ackermann stammt von jenem Johann von Tepl, notarius et rector scolarium in Saaz, für dessen Autorschaft Bartoš, Beer und Hammerich einen sich immer mehr verdichtenden und eigentlich schon zwingenden Indizienbeweis geführt hatten. Nach den erhaltenen Daten darf man schließen, daß seine Frau etwa 35 Jahre war, als sie 1400 im Kindbett starb, und er selber in den Vierzigern stand, als er bald nachher das Streitgespräch verfaßte. Wichtiger aber ist der Brief als Selbstzeugnis des Johann von Tepl über Zweck und Ziel seines Werkes. Er schickt es dem Egerer Freunde zum Trost — der muß also auch in seiner Familie einen Verlust erlitten haben. Das verstärkt die Auffassung, daß dies Streitgespräch eine biographische Grundlage hat, wenn eine solche Verstärkung überhaupt noch nötig ist. Aber dieser Ton klingt nur an; im übrigen überreicht er dem Freunde das Werk als eine frischgeerntete Frucht ex agro rhetoricalis iocunditatis, in quo, cum messem neglexerim, spicas colligo. Das klingt, als wenn er sich als ein Spätling fühlt, der nicht zeitig genug oder intensiv genug Fühlung mit dem neuen Stilideal gewonnen hat, und ist doch wohl nicht ausschließlich auf die Rechnung der mittelalterlichen Demutsformel zu schreiben. Im folgenden Satz kommt sie freilich, ganz wie bei Johann von Neumarkt, voll zur Geltung: ideo hoc incomptum et agreste ex teutonico linguagio consertum aggregamen, quod iam vadit ab incude, vobis dono. Und dann wird ganz ausführlich Auskunft erteilt über all die rhetorice essencialia, die der Dichter in dem Werk anzubringen sich bemüht habe. So deutlich, wie man nur wünschen kann, wird das Werk hier vom Verfasser selbst als Stilkunstwerk, um nicht zu sagen als stilistisches Experiment und nur als solches hingestellt. Es wird nicht viele Beispiele dafür geben, daß ein Dichter sein Werk so genau und so ausschließlich als Form interpretiert.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Aber es wäre vorschnell geschlossen, wenn man darum von vornherein diese Form als die neue, d. h. humanistische Form ansehen wollte. Die equivocacio, die sinonimacio, die metaphora, die arenga und all die verbales et sententionales colores cum figuris brachte ja nicht erst der der Humanismus nach Deutschland. Wir erinnern uns, daß Johann von Tepl rector scolarium war, also offenbar von klein auf vertraut mit der schulmäßigen lateinischen Rhethorik und Poetik des Mittelalters, die letztlich, wenn auch durch Zwischenglieder, auf dieselben antiken Quellen zurückging, aus denen der junge Humanismus schöpfte. Wie bei mancher anderen Wirkung des Humanismus könnte es auch hier so sein, daß etwas, das durch das ganze Mittelalter da war, nur einen neuen Auftrieb, vielleicht auch eine Ausweitung, Umbildung, Bereicherung erfuhr. Gerade dann aber braucht man zum Verständnis keine neue geistige Haltung. Wir müssen uns weiter daran erinnern, daß es damals in Deutschland eine Dichtung gab, die wenigstens in der Theorie ebenfalls den Anspruch erhob, auf der schulmäßigen Rhetorik zu fußen, das ist der ältere Meistergesang. Einzelne Begriffe der Rhetorik wie aequivocatio sind geradezu zu Schlagwörtern bei den Meistersingern geworden. Es muß nachdrücklich betont werden, daß die Pflege des sogenannten humanistischen Stils in Böhmen keineswegs nur die Entlehnung von etwas Neuem aus Italien bedeutet, sondern zugleich auch die Ausgestaltung und Weiterbildung heimischer Gegebenheiten. Das ist wieder ein Punkt, der davor warnt, die mittelalterlichen Bindungen im böhmischen Frühhumanismus zu übersehen. Gewiß, wenn man die Briefe Johanns von Neumarkt an Petrarca liest, die sich förmlich überschlagen in demütiger Bewunderung der lateinischen Stilkunst des Italieners, kann man wohl zu dem Eindruck kommen, als wenn die Stilbewegung in Böhmen nur vom fremden Vorbilde lebte. Aber es darf nicht übersehen werden, daß bei denselben Männern, die die Italiener umwarben und nachahmten, die Blüte meistersingerischer Kunst in hohem Ansehen stand. Johann von Neumarkt hat sich über Frauenlob in Ausdrücken geäußert, die in der Qualität dem entsprechen, was er von Petrarca sagt. Er erkennt Frauenlob denselben Schmuck der flores und sententiae zu, mit denen er, nach den Regeln der Rhetorik, seine eigenen Erzeugnisse auszustaffieren trachtete. Zur selben Zeit, in der Johann von Neumarkt in Prag seinen neuen Kanzleistil schuf, lebte am Prager Hof der bedeutendste zeitgenössische Meistersinger, Heinrich von Mügeln, und erfreute sich offenbar hoher Schätzung beim Kaiser. Heinrich von Mügeln hatte nach vieljährigem Aufenthalt Ende der fünfziger Jahre den Hof Karls IV. verlassen, wir wissen nicht aus welchen Gründen, und war an den Wiener Hof Rudolf IV. gegangen. 1361 bemühte sich Karl nachhaltig, Petrarca an seinen Hof zu ziehen. Burdach selbst hat vermutet, daß das mit dem Scheiden Heinrichs von Mügeln zusammenhänge. Die Eifersucht, mit der Karl IV. Prags geistige Vorherrschaft auch sonst aufrechtzuerhalten suchte, so meint Burdach, habe den Kaiser veranlaßt, die nunmehr zu erwartende literarische Konkurrenz des Wiener Hofes durch die Berufung Petrarcas schlagend zu übertrumpfen. Das ist nicht mehr als eine Vermutung; aber es würde doch bedeuten, daß Heinrich von Mügeln und

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Petrarca für den Kaiser einigermaßen vergleichbare Größen waren. Und ich glaube, soweit besteht die Vermutung zurecht.

Heinrich von Mügeln — der Name bezeichnet die größte Lücke, die in der spätmittelalterlichen deutschen Literaturgeschichte klafft. Burdach hat vor bald 30 Jahren eine Umfrage an Bibliotheken und Archive gerichtet, um möglichst vollständig zu erfassen, was von diesem Schriftsteller überliefert ist. Er ist ihm dann aber nicht weiter nachgegangen und hat keinerlei auf ihn zielende Studien oder auch nur Vorarbeiten dazu hinterlassen, offenbar weil er von Heinrich von Mügeln keine Beisteuer erwartete zu dem, was sich immer mehr als das Ziel seines Forschens festigte: dem Eindringen humanistisch-renaissancehafter Elemente in der Form und im Geist. In der Tat hat Mügeln als Dichter ein ausgesprochen mittelalterliches Gesicht; aber im Sinne der Zeit ist er doch eine moderne Erscheinung. Denn dieser Mann, der bis heute nur erst als Meistersinger (und auch da dürftig genug) bekannt ist, hat zugleich eine weitgespannte Tätigkeit als Prosaist entfaltet. Er hat sich als Historiker betätigt und in der biblizistischen Bewegung der Zeit eine noch nicht klar zu überschauende, aber anscheinend bedeutsame Rolle gespielt. Mügelns Meisterlieder lassen keinen Zweifel, daß wir einem Mann gegenüberstehen, der theologisch, philosophisch, kunsttheoretisch vollkommen aus dem Mittelalter und nur aus dem Mittelalter verstanden werden muß. Er hat sehr gut Latein gekonnt, so gut, daß er die Prosa seiner Ungarnchronik in lateinische Meistersingerstrophen umgießen konnte; aber das war ein mittelalterliches Können. Und doch hat auch ihn ein Hauch der neuen Zeit gestreift. Ich würde es noch nicht so hoch einschätzen, daß er den römischen Historiker Valerius Maximus übersetzt hat; denn er sieht ihn ganz auf mittelalterliche Weise als Anekdotensammlung, die er, wieder auf gut mittelalterlich, mit einer meistersingerisch florierten Vorrede präsentiert. Aber daß er antike Geschichte in breiter Front in seine Meisterlieder Eingang nehmen läßt, daß er sie mit antiker Mythologie durchsetzt, also etwa von Acheron und Phlegeton spricht, wo das Mittelalter sich mit dem Höllenfeuer begnügte, das ist neu und überraschend und nicht ohne einen besonderen Impuls zu verstehen. Und am überraschendsten ist, daß dieser Meistersinger, wenn auch noch in bescheidenem Umfang, so doch ganz handgreiflich lateinische Wortstellung, lateinischen Satzbau nachahmte und darin offenbar einen besonderen Stilschmuck sah. Es ist ein eigenes Bild: deutsche Meisterlieder, man möchte sagen, die mittelalterlichste Dichtgattung, die es gibt, getroffen von lateinischen Einwirkungen in Stoff und Stil, ohne daß aber diese Einwirkungen die weltanschauliche Haltung des Autors irgend berührten. Man wird das endgültige Urteil zurückstellen müssen, bis Mügeln wirklich bekannt ist. Vorläufig will er mir als ein großer Zeuge dafür erscheinen, daß das Neue in der Tat, wie Huizinga will, als etwas Äußerliches, als Stoff und Form, kommen konnte. Jedenfalls stehen wir vor einem Mann, der repräsentative Bedeutung hat für den Übergang vom Mittelalter zur Reformation, beide Begriffe in ihrem eigentlichen Sinne verstanden; und wenn die Akademie jetzt eine kritische, von darstellenden Teilen begleitete Gesamtausgabe Mügelns in

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Angriff genommen hat, so darf die Literatur-, Kultur- und Geistesgeschichte des ausgehenden Mittelalters davon wesentlichen Gewinn erhoffen.

Kehren wir zum Ackermann zurück, so ist kennzeichnend für ihn, daß er mit den beiden großen Exponenten des böhmischen Schrifttums unter Karl IV. gleichermaßen zusammenhängt: der Ackermanndichter hat Johann von Neumarkts Buch der Liebkosungen stellenweise aufs stärkste benutzt, und zwar bis zur wörtlichen übernahme ganzer Abschnitte, nicht anders als die jüngeren böhmischen Kanzlisten die Briefmuster von Johanns Summa cancellaria aus- und abschrieben. Namentlich das vielbewunderte große Schlußgebet des Ackermanns, das in rauschenden Bildern und mit einem Wortaufwand ohnegleichen den Allmächtigen anruft, entpuppt sich bei näherem Zusehen als ein Conto aus Johann von Neumarkt. Es ist überhaupt kein Gebet, sondern ein stilistisches Paradestück, in dem der Dichter zum guten Ende noch einmal alle Künste seines Stils spielen läßt. Nun ist richtig, daß der Ackermanndichter seine Vorlage nicht sklavisch, sondern überlegen benutzt hat. Aber dem stehen solche Züge gegenüber, daß er z. B. sein 34. Kapitel, das ist das große Schlußgebet, gerade auf das 34. Kapitel des Buchs der Liebkosung stützt. Das ist reine Humanistenspielerei. Auf der andern Seite hat Johann von Tepl auch Heinrich von Mügeln gekannt und genützt; in welchem Umfange, ist vorläufig noch nicht sichtbar. Aber wichtiger als solche Berührungen und Abhängigkeiten im einzelnen ist die Erkenntnis, daß der Ackermanndichter damit zugleich zwei verschiedene literarisch-stilistische Sphären reflektiert, nennen wir sie einmal die mittelalterliche und die humanistische. In meiner Abhandlung 'Das Deutsche im Ackermann aus Böhmen' habe ich nachweisen können, wie stark der Ackermann in der deutschen Literatur seiner Zeit verwurzelt ist. Namentlich aus dem Gesellschaftslied und aus dem Meisterliede aller Arten, bis zu den künstlichen Gebilden der Marienhymnik hinauf, hat er mit vollen Händen geschöpft. Aus deutscher Literatur stammt der Apparat seiner Bilder, Vergleiche, Aufzählungen und Beispiele, stammen zu weit überwiegenden Teilen die gnomisch-didaktischen Elemente, kurz alles, was man als die dichterische Substanz des Dialogs bezeichnen kann. Anders steht es mit der Form, in die diese Substanz gegossen wird. Es ist bislang nicht genügend gewürdigt worden, in welchem Maße der Ackermanndichter lateinischer Syntax nachgegeben hat. Da wäre viel anzuführen. Diese Latinisierung trifft den Periodenbau im ganzen, etwa 8,8 ff.: hetten wir von des ersten von leime gekleckten mannes zeit leute (Genitiv!) auf erden, tiere und wurme (Genitiv!) in wustunge vnd in wilden heiden, schuppentragender vnd slipfriger fische in dem wage zuwachsunge vnd merunge nicht ausgereutet. Oder 25,35: auch ist da des smackes allerlei koste lustsame prufunge. Oder 26,25: Pyromancia, sleuniges vnd warhaftiges warsagens aus dem für würkerin. Die Latinisierung äußert sich aber auch in manchem Einzelzuge, in der Vorliebe für undeutsche Partizipialkonstruktion, im Gebrauch des Infinitivs, im Meiden des Artikels, in kleinen Eigenheiten der Wortstellung. Aber auch in weniger augenfälligen Dingen ist das Vorbild der lateinischen Sprache wirksam, in der Wortbildung und Wortbiegung.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Nicht umsonst schilt der Dichter in dem Widmungsbrief das Deutsche ein idioma indeclinabile, und er hat das Seine getan, um diese Indeklinabilität zu mildern. Aber das erfordert eine Untersuchung für sich. Bemerkt sei nur noch, daß diese Latinität nicht durchweg die Sprechweise des Dichters beherrscht. In manchen Kapiteln tritt sie geballt zu Tage, manche sind frei davon; sie ist für den Dichter ein Mittel stilistischen Schmucks wie andere auch. Aufs ganze gesehen aber stellt sich der Stil des Ackermanns lateinischer dar, d. h. für unser Sprachgefühl spröder und eckiger als wir ihn in der Burdachschen Ausgabe lesen. Das ist der eigentliche Gewinn meiner textkritischen Studien: der Text des Ackermanns ist im Laufe einer hundertjährigen Überlieferung mehr und mehr eingedeutscht worden. Und der Überlieferungszweig α, dem die akademische Ausgabe vielfach zu Unrecht folgt, muß geradezu als eine neue Redaktion bezeichnet werden, die sich dem Original gegenüber etwa so ausnimmt wie die Nibelungenredaktion C gegenüber dem alten Text. Diese Redaktion $\varkappa$ liest sich glatter und eingängiger, als das Original sich gelesen hat, eben auch dadurch, daß Latinismen beseitigt sind, also etwa Partizipialkonstruktionen. Wo das Original hatte: darumb die menschen sie lieblich ansahen sprechende: Dank, lob vnd ere habe die zarte tochter (9,10), liest α: darumb die menschen sie lieblich ansahen vnd sprachen. Oder Infinitivkonstruktionen: wo das Original hatte: (die weissagen sprachen) am besten zu sterben wann am besten liebt zu leben (14,10) genau nach der lateinischen Quelle: optimum mori cum iuvat vivere, liest α: es ist besser am besten zu sterben usw. In Ansätzen ist aber diese stilistische Einebnung bereits in den besten Handschriften da, und in den späten Drucken ist sie weit vorgeschritten. Das bedeutet also: man las den Ackermann ohne die stilistischen Finessen, in denen der Autor sich gefiel; den modernsten Schmuck wenigstens streifte man ihm wieder ab. Und er ließ sich abstreifen, weil er nirgends die Substanz berührte, sondern immer nur die äußerlichste Form.

So synkretistisch, wie ich es eben andeute, muß man das stilistische Phänomen der Ackermanndichtung zu begreifen suchen.

Drei Fragen wollen beantwortet werden. Erstens: was ist deutsch an seinen künstlerischen Ausdrucksmitteln und -formen? Deutsch ist die Grundsubstanz, aber auch manche stilistische Form aus höherer Dichtung und volkstümlicherer Didaxe. Zweitens: was ist ältere Latinität? Soll heißen: welche stilistischen Formen und Künste stammen aus der schulmäßigen Rhetorik und Poetik des Mittelalters und konnten (ähnlich wie im Meistergesang) ohne 'humanistischen' Anstoß wirksam werden? Und endlich: was ist neue Latinität, d. h. nur zu begreifen von seiten der an den Italienern orientierten neuen Stilkunst Johanns von Neumarkt? Von diesen drei Fragen läßt sich am schwersten die zweite beantworten, weil wir von der Wirkung der schulmäßigen lateinischen Rhetorik auf die deutsche Stilkunst des Mittelalters noch herzlich wenig wissen. Aber über Frage eins und drei sehen wir wenigstens soweit schon klar, daß sich ein wichtiges Ergebnis fassen läßt: ein Dichter konnte sich der neuen Form öffnen und dabei doch tief in den mittelalterlichen Formenschatz greifen, ja auf mittelalterlicher Substanz fußen. Ein

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Dichter konnte die neue Form am alten und auf alte Weise begriffenen Stoff wirksam werden lassen. Ein Dichter konnte die neue Form im mittelalterlichen Sinn aufnehmen. Das ist der Fall Ackermann, wie es vorher, wenngleich in begrenzterem Maße, schon der Fall Heinrich von Mügeln gewesen zu sein scheint.

Damit scheint mir ein verläßlicher Ausgangspunkt für eine innerliche Deutung der Dichtung gewonnen. Der Ackermann hat in den letzten zwei Jahrzehnten weltanschauliche Analysen über sich ergehen lassen müssen, die z. T. zu diametral entgegengesetzten Ergebnissen gekommen sind. Am Anfang steht Burdach, der alles Bemühen daran setzte, geistige Elemente des Humanismus in der Dichtung aufzuspüren und den Ackermann in diesem Verstande zu einem Zeugen der Frührenaissance in Deutschland zu machen. Doch kann man finden, daß seine Deutung schon in sich widerspruchsvoll ist. Denn die Adamsmystik, die nach Burdach der Ackermann verkörpern soll und die ihn Brücken schlagen ließ zu einem so ausgesprochen mittelalterlichen Werk wie dem Piers the Plowman, will nicht recht zusammenstimmen mit dem faustischen Titanentum, antiken Wissenschaftskult und antiker Diesseitsstimmung, die er auch in ihm gestaltet sieht. Aber Burdachs Autorität gab für die späteren Urteiler im ganzen doch den Ton an. Ich will nur zwei weit voneinander entfernte Interpreten des Ackermanns kurz zu Worte kommen lassen. Auf der einen Seite steht Walther Rehm, der in einem besonderen Aufsatz die Gestaltung des Todesgedankens bei Petrarca und bei Johann von Tepl verglichen hat. Hier wird in einer gläubigen, aber übersteigernden Nachbetung Burdachs der Dialog auf die harte Antithese gebracht, der Tod bedeute die Verkörperung mittelalterlicher Geisteshaltung, und aus dem Ackermann, hinter dem in durchsichtiger Verkleidung der Dichter selbst stecke, spreche dasselbe neue Lebensgefühl, das Petrarca beseele. In einer literarischen Sprechweise, die uns in nur 10 Jahren einigermaßen fremd geworden ist, sagt Rehm: 'Der Ackermann weist in der Stellung zum Feindlich-Tragischen auf Schiller voraus. Es drängt ihn, sich in einer anderen Schicht mit dem Tod auseinanderzusetzen, nicht in der ästhetischen (wie Petrarca), sondern in der ethisch-religiösen. Für ihn, den Nordischen, drückt sich das Innere nicht in der Form aus; den Gehalt, nicht die Gestalt des neuen Menschentums will er durch das Todeserlebnis zur Höhe führen' (Deutsche Vierteljahrsschrift 5, 1927, S. 452 f.). Es bleibt denkwürdig, in welchem Maß sich der Hang zu seelischer Tiefenschau über handgreifliche materielle und formale Gegebenheiten des ausgedeuteten Denkmals hinwegsetzen konnte. Das andere Extrem vertritt Ella Schafferus mit einem noch nicht lange erschienenen Aufsatz: Der Ackermann aus Böhmen und die Weltanschauung des Mittelalters. (Zeitschr. f. dtsch. Altertum 72, S. 209 ff.) Hier wird jeder humanistische Einfluß rundweg geleugnet, der Einfluß Petrarcas völlig ausgeschaltet, vor allem der Gottesbegriff des Dichters, seine Vorstellung vom menschlichen Sein und nicht zuletzt seine Stellung zum Problem des Todes rein vom Mittelalterlichen her, und zwar vom Boden des Thomismus aus, gedeutet. Das ist instinktmäßig viel

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

richtiger gesehen, nur auch übersteigert und deshalb im einzelnen leicht zu widerlegen. Vor allem scheint mir auch hier die rechte Gesamtschau zu fehlen.

Denn dies halte ich all solchen Deutungsversuchen entgegen: Es ist ein Unding, eine Dichtung (wer weiß, ob der Ackermannverfasser diese Bezeichnung hätte gelten lassen) geistesgeschichtlich, also weltanschaulich zu analysieren, ehe man sie nicht formgeschichtlich analysiert hat, zumal wenn der Autor mit solchem Nachdruck, wie Johann von Tepl es tut, dem Formalen den Vorrang gibt. Oder auch so: hat man einmal erkannt, daß im Ackermann ein formales Specimen vor uns liegt, dann darf man das Werk nicht lesen wie einen philosophischen Traktat, sondern eben als ein Stilkunstwerk; alle Äußerungen sind zunächst nur als Füllsel einer Form zu denken; das schränkt ihre weltanschauliche Gültigkeit ein. Nur ihrer allgemeinen Haltung und Stimmung nach sind weltanschauliche Züge aus dem Ackermann herauszulesen.

An dieser Stelle ist die Frage nach dem künstlerischen Grundriß der Dichtung nicht zu umgehen: Welchen Ursprungs ist denn dieser Streitdialog zwischen dem Ackermann und dem Tode? Schon v. d. Hagen knüpfte an den vielgelesenen Processus Belial des Jacobus de Theramo an, und das ist ihm öfter nachgesprochen worden; daß man im Mittelalter in der Tat eine Art Verwandtschaft des Ackermanns mit dem Processus Belial empfand, in dem gerade auch die juristische Haltung der böhmischen Dichtung eine Parallele findet, wenngleich in Gestalt eines Processes des Teufels gegen Christus, geht daraus hervor, daß in Sammelhandschriften der Ackermann und der Processus Belial gelegentlich zusammengestellt worden sind. Aber die Hauptquelle ist, wie Wolfgang Stammler zuerst vorbehaltlos ausgesprochen hat, im Bereiche der Streitgespräche zu suchen, die Leben und Tod oder Menschen und Tod einander gegenüberstellen und miteinander disputieren lassen, diese Streitgespräche, von denen am beliebtesten der Dialogus mortis cum homine war, der einmal sogar dem heiligen Bernhard zugeschrieben worden ist. Es gibt, wenn auch nicht auf deutschem Boden, so auf französischem, Dichtungen, die vollkommen die Situation des Ackermanns treffen:

Mort, je me plaing. — De qui? — De toy. —
Que t'ay je fait? — Ma dame a pris. —
C'est vérité. — Dy moy pour quoy. —
Il me plaisoit. — Tu as mespris.

Sehr wichtig ist aber hinzuzufügen, daß dieses europäische Thema im Ackermann Züge des heimisch-deutschen Streitgedichtes angenommen hat, das schon zum volkstümlichen Vortragsgut der Spielleute gehörte und von ihnen her in verkünstelter Form in den Meistergesang herübergenommen worden ist. Schon die Selbsteinführung des Ackermanns sehe ich als einen meistersingerischen Zug an. Die Feder ist mein Pflug — das ist ein altbekannter Schreiberspruch, der in allerlei Abwandlungen im Volksmunde bis heute nicht vergessen ist. Es liegt ganz auf der stilistischen Linie des Ackermanns, wenn daraus künstelnd gemacht worden ist: ich bins genant ein ackerman,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

von vogelwat ist mein pflug. Aber wichtiger als solche Einzelheit ist die stilistische Ausformung der Kapitel, deren Komposition einmal im einzelnen untersucht werden müßte. Es kann kein Zweifel sein, daß sie bei so und so vielen vom meistersingerischen Spruch her beeinflußt ist, in der Thematik wie in der Anlage. Die Eingänge der Kapitel, die zuweilen vom Tiervergleich, gern vom Sprichwort oder vom Lehrspruch eigener Prägung, auch von anderen landläufigen Elementen bestritten werden, erhärten die Tatsache, daß hier die künstliche Didaxe des Meistersingerspruches und die volkstümliche niederer literarischer Gattungen eine eigentümlich neue Ausdrucksform hervorgerufen haben, durch die aber immer noch das Meistersingerische als das eigentlich Bestimmende hindurchscheint. Die Härte der gegenseitigen Invektiven im Ackermann will auch formal begriffen werden von der Härte gegenseitiger Anfechtung in meistersingerischen Kontroversen. Und die manchmal stillosen Beschimpfungen des Gegners am Kapitelschluß bringen wiederum den volksmäßigen Ton zum Erklingen. Das ist nicht mehr die furchtsame, demütige Haltung des Menschen vor dem Bilde des Todes, wie sie im Dialogus mortis cum homine die Regel abgibt, selbst noch wo der deutsche Meistergesang wie bei Hans Folz dies Thema aufgreift, sondern das ist das halb meistersingerisch, halb volkstümlich verstandene Streitgedicht. Und die Dichtung bekennt ja das auch selber: denn das Schlußkapitel 33, das dem Endgebet des Ackermanns vorangeht, muß mit dem vollen Gewicht einer Selbstenträtselung der Dichtung verstanden werden. Da vergleicht Gottvater, und zwar in aller Breite, das Wortgefecht von Ackermann und Tod dem Streit, den Lenz, Sommer, Herbst und Winter einmal um ihre Vorzüge hatten. Das ist ein bekanntes und sicher altes Motiv deutscher heimischer Streitdichtung. Deutlicher kann nicht ausgesprochen werden, auf welche literarische Ebene der Ackermanndialog zu stellen ist. Wie in deutscher volkstümlicher Überlieferung Sommer und Winter, wie in lateinischer Liebesdichtung miles und clericus, wie in deutscher höher geschichteter Dichtung Priester und Frau, ja bei spielenden Meistersingern sogar die Namen vrouwe und wîp zu Trägern oder zum Gegenstand einer gröber oder vornehmer geführten altercatio werden, so hier Ackermann und Tod. Gewiß bleibt das letzte Vorbild des Dialogs ein Werk von der Haltung des Dialogus mortis cum homine, in dem die beiden Streitenden nicht als gleichberechtigte Partner gegenüberstanden, und gewiß ist auch, daß der Ackermanndichter sein Werk durch die wenngleich lockere Prozeßform und das schiedsrichterliche Ende über die altercationes herkömmlicher Art erhöht hat. Aber die Tatsache bleibt, daß es sich beim Ackermann ebenso wie bei den Streitdialogen des Mittelalters um ein dialektisches Gefecht handelt (und es arbeitet im Ackermann nach meistersingerischer Art manchmal mit ziemlich primitiven Mitteln) — damit aber wird den Ausführungen der einen wie der anderen streitenden Partei das Bekenntnishafte im tieferen Sinne entzogen.

Mit Bestimmtheit kann man nur darüber etwas aussagen, was dem Dichter an Argumenten pro und contra in dem Streite zwischen Leben und Tod bekannt gewesen ist, keineswegs aber darüber, zu welchen Argumenten

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

er sich bekannt hat. Da ist nun der Gang der Dichtung in hohem Maße aufschlußreich. Es ist richtig, daß der Dialog eine große Baulinie erkennen läßt, insofern der Tod, der dem Ackermann als schroffer Widerpart gegenübersteht, schließlich zum Rater und Mahner wird, den auch der Ackermann als solchen anerkennt. Aber ebenso sicher ist, daß namentlich zum Schlusse hin die Dichtung in Gründen und Gegengründen etwas ziemlich Zerpflücktes bekommt. Da leitet nicht mehr ein Gesamtbild, ein geschlossener kompositorischer Gedanke den Dichter, sondern er nimmt die Argumente, wie er sie findet, vereinzelt, zusammenhanglos — übrigens eine gut mittelalterliche Art des Gestaltens.

Im ersten Teile kann man dies Gesamtbild finden; aber da erschöpft es sich in rein mittelalterlichen Deduktionen, wie sie uns in ähnlichen, namentlich auch meistersingerischen Behandlungen des Themas immer wieder begegnen: Der Tod ist der Herr der Welt, gegen den weder Wissen, Adel, Schönheit, Macht helfen. Das ist die gedankliche Ausgangsposition des Dichters, auf die er im Laufe des Dialogs immer wieder zurückkehrt. So mittelalterlich das empfunden ist, so mittelalterlich schmeckt, was der Ackermann diesem Herrenrecht des Todes entgegenstellt, der Preis der Frau in den Tönen des Gesellschaftsliedes und des meistersingerischen Marienliedes. Erst im 10. Kapitel wird die Aussage des Todes etwas modifizierter, eine philosophische Argumentation klingt wenigstens an: in der natur wurken habt ir nicht gesehen. Man merkt, wie der Stoff dünner wird, wie der Dichter sich gezwungen sieht, die Argumente zusammenzuraffen, was dann die notwendige Folge hat, daß einzelne Kapitel ganz mosaikartig werden. Schulbeispiel ist Kapitel 12, das noch einmal an den Grundgedanken anknüpft: Vor mir, dem Herrn der Welt, müssen alle dahin, wie weise, edel und tüchtig sie seien. Dann der Vorhalt: Du behauptest, all dein Glück sei an einem Weibe gelegen, womit der Tod einen Gedanken der deutschen Minnedichtung in den Streit wirft. Dann ein Senecazitat, das meistersingerischem Geschmack entgegenkam: Fandest du sie tüchtig oder machtest du sie tüchtig? In jedem Fall kann dir geholfen werden. Und endlich die lange rhetorisch gekühlte Fuge über das Ineinander von Liebe und Leid, ein Zug, der aus dem deutschen Liede stammt, nur daß er da mehr Herzwärme hat.

Der Dichter bleibt ein überlegter Gestalter: im 13. Kapitel läßt er das Motiv des Schadenersatzes anklingen, den der Ackermann beansprucht, und damit gewinnt er einen neuen Heftfaden für das Folgende. Aber man kann sich dem Eindruck doch nicht entziehen, wie locker die Kapitel der zweiten Hälfte gereiht sind, weil der Dichter sich genötigt findet, über seine Grundposition hinauszugreifen, hierhin und dorthin. Er greift, wie in den Anfangspartien, immer noch in deutsche Dichtung, aber z. T. in unterschichtige Dichtung (das 'Fastnachtsspielkapitel' 28), z. T. in überständische Dichtung (das 'höfische' Kapitel 29.) Er greift gewiß auch ins Philosophische und in die Antike, mag er sie nun unmittelbar oder aus abgeleiteten Quellen kennen. Aber man sollte sich doch nicht darüber täuschen, wie dürftig seine antiken Kenntnisse sind. Zu Achademia und zu Athenis, sagt er, als sei die Akademie eine Stadt bei Athen; die wenigen antiken Zitate, die er bringt, sind sämtlich falsch. Hastu nicht gekant den weissagen, der in dem bade

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

sterben wolte, oder seine bucher gelesen? fragt der Tod den Ackermann und zielt auf Seneca. Das ist des Autors eigener Fall: Seneca hat er wirklich gelesen, am sichersten das Buch De remediis fortuitorum. Aber damit rangiert er nur innerhalb der allgemeinen mittelalterlichen Gelehrsamkeit. Nicht minder primitiv ist seine Philosophie etwa in der Selbstvorstellung des Todes (Kapitel 16). Man darf sich bloß durch solche funkelnden Sätze wie das leben ist durch sterbens willen geschaffen nicht blenden lassen. Der Gedanke ist antik, gewiß; aber er war dem Mittelalter schon vor dem Ackermanndichter zugekommen. Das Neue ist die Form, die sparsame Sentenz, die geschliffene Antithese: Sie läßt den Gedanken moderner erscheinen, als er auch fürs Mittelalter war. Oder auch der Gedanke, an den Burdach wahre Zentnergewichte gehängt hat: daß eines Dinges Zerstörung des andern Gebärung sei, und daß alle Dinge auf Wiederkunft gebaut sind — er steht im 31. Kapitel, das ein wahres Musterbeispiel ist für die Art meistersingerischer Tenzonen, wo die Argumente verschiedensten Inhalts und Gewichtes sich jagen und wirklich nicht mehr bedeuten als ein Spiel mit glitzernden Kugeln. Gewiß ist auch dieser Gedanke antik — übrigens bei Heinrich von Mügeln in aller Breite und bis in den Wortlaut hinein vorgebildet und in ganz mittelalterliche Zusammenhänge gestellt —; aber es kann keine Rede davon sein, daß, wie Burdach will, 'Platon des Ackermanns höchste menschliche Instanz in seinem Streit für das Recht des Menschen auf Leben, Schönheit, Liebe und Freude, auf den Segen schaffender Arbeit' sei, daß in dieser 'Schlußformel' 'das Leitmotiv der ganzen Epoche, die im Dienst der menschlichen Wiedergeburt wirken wollte und sich wirkend fühlte', ausgesprochen werden sollte. Diese fünf Zeilen messende Berufung auf Plato 'und ander weissagen', wie der Dichter, seine Berufung selbst entwertend, hinzufügt, ist ein glänzender Stein im Mosaik, nicht mehr.

Wer das nicht glaubt, den muß man darauf hinweisen, daß der Dichter gerade in der zweiten Hälfte tief ins Biblische greift, viel tiefer als in die Antike, und zwar keineswegs nur in den Reden, die dem Tod in den Mund gelegt sind. Gerade der Ausklang der Dichtung ist vollkommen christlich-biblisch (Kapitel 32), von dem 'Freireligiösen', das Burdach im Ackermann finden wollte, bleibt kaum etwas übrig. Und der Schiedsspruch Gottes, der den Streit zwischen dem Tod und dem Ackermann beendet, könnte nicht christlich-mittelalterlicher sein, als er ist. Er bestätigt noch einmal den Tenzonencharakter des Ganzen: ir habet beide wol gefochten. Aber das Urteil gibt dem Tode recht: darumb, clager, habe ere! Tot, habe sige!

Aber trotz allem, man täte der Dichtung Unrecht, man täte auch Burdach unrecht, wenn man nicht anerkennen wollte, daß der Ackermann aus dem Mittelalterlichen herausstrebte. Hier ist Ella Schafferus doch im Unrecht. Die neue Latinität schafft eine Helle, Durchsichtigkeit und Ausgewogenheit der Form, die in bewußtem Unterschied steht gegen die primitive Ungepflegtheit bisheriger weltlicher Prosa und gegen die Dunkelheit und Verschnörkelung meistersingerischen Stils. Und der Ackermanndichter ist sich bewußt, daß diese neue Latinität ein Geschenk von jenseits der Alpen ist, und dies Bewußtsein hat sein Gesicht nach Süden gekehrt. Es ist nicht von ungefähr,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

daß er sich auf die Römer als pädagogische Lehrmeister beruft, wenn auch der Inhalt des pädagogischen Ideals ganz mittelalterlich-höfisch ist: es bricht in der Substanz eben immer wieder das Mittelalterliche durch. Es hat auch seine Bedeutung, wenn von einem römischen Bild des Todes die Rede ist, das da an einer Wand gemalt war; und die Bezüge auf Cäsar, Nero, Seneca, Boethius, obgleich an sich gut mittelalterlich, haben doch ihren Unterton. Hier am Schluß erhebt sich noch einmal ernst die Frage, die wir eingangs aufstellten, ob es denn möglich ist, daß das Neue nur als Form kommt. Ella Schafferus muß selber anerkennen: ein stehendes Motiv im Todesliede des Mittelalters, das Thema von der schauernden Betrachtung der Verwesung alles dessen, was einmal menschliche Schönheit ausmachte, hat etwas (genau genommen muß man sagen: viel) von seinem Grauen eingebüßt. Aber ebenso ist etwa die unflätige Frauenschelte des 28. Kapitels, wo der Tod seine Argumente aus der Sphäre des niedersten Fastnachtspieles holt, gemäßigt und gemildert, sozusagen auf eine höhere stilistische Ebene gebracht. Und endlich das umstrittene 25. Kapitel des Ackermanns, für Burdach ein Hauptzeuge für seine humanistische Deutung der Dichtung ... Denn in dieser allseitig humanen Verherrlichung des Menschen spürt er die Elemente des neuen menschlichen Lebensgefühls der Renaissance: die Ehrfurcht vor dem Diesseits, vor der Harmonie und Schönheit unseres Körpers. Es ist eine gute Bemerkung von Ella Schafferus, daß der Ackermanndichter ein Körpergefühl noch gar nicht kennt, so wenig wie der mittelalterliche Mensch überhaupt. Das Staunenswerte an dem göttlichen Meisterwerk liegt, wie sie richtig betont, körperlich gesehen allein in dem Kopfe des Menschen und seinem zweckgerechten Bau — und dafür die mittelalterlichen Wurzeln zu finden ist nicht schwer. Ich habe schon nachweisen können, wie das Menschenbild dieses Kapitels sich aus geistlich-dogmatischen Wurzeln heraus entfaltet. Auch muß man dem Dichter Zuspitzungen zugute halten, die sich daher erklären, daß dieser Abschnitt die Abwehr des negativ gefärbten Menschenbildes bringt, das der Tod im vorhergehenden entwarf. Und trotzdem scheint mir dies Kapitel vom Positiven her zu bewähren, was andere Abschnitte mehr vom Negativen her deutlich machen. Es macht doch auch der Ton die Musik, und dieser Ton ist nicht nur hier voller Freude an dem lieblichen kloss, an gotes aller hubschesten geschopfe, sondern über der ganzen Dichtung liegt — dürrer Strecken ungeachtet — ein Maß und ein Adel der Form, eine bändigende Kraft, die man höfischer Haltung verwandt finden könnte, wenn natürlich auch keinerlei Möglichkeit besteht, den Dichter darauf zu beziehen. Es gibt innigere, echtere, deutschere Dichtungen, aber es gibt keine vornehm-ebenmäßigere aus dem späten Mittelalter. Man kann auch die Frage, die bei einer tieferen Deutung des Ackermanns immer wieder herangezogen wird, ganz beiseite lassen, ob nämlich Johann von Tepl Petrarca gekannt habe oder nicht. Denn auch Petrarca konnte man sich auf mittelalterliche Art aneignen, und Karl IV. hat das offenbar getan. Das, worauf es an dieser entscheidenden Stelle ankommt, läßt sich vielmehr ganz allein aus der Ackermanndichtung ablesen. Es will scheinen, daß die neue Form eine neue ästhetische Haltung wenigstens anbahnte, ohne daß der Dichter den

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

mittelalterlichen Grund verließ. Wenn man einen kühnen Vergleich zulassen will: der Ackermann aus Böhmen, den ein nicht einmal überschwenglicher Urteiler 'die schönste und merkwürdigste deutsche Prosadichtung vor Goethes Werther' genannt hat, ist ein früher Vorklang jenes großen deutschen Bildungserlebnisses, daß der mittelalterliche Faust von Helena berührt wurde.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Besprechungen

Theodor Matthias, Die Werke Wolframs von Eschenbach, im Geiste des Dichters erneuert. Hamburg 1925.

Was diese Wolfram-Übersetzung von älteren Bearbeitungen abhebt, ist die Absicht des Verfassers, den ganzen Wolfram zu erneuern. Das gilt nicht nur in dem äußerlichen Sinne, daß er sämtliche Wolframschen Werke unverkürzt vorlegt in einer nach Möglichkeit zeilengetreuen Wiedergabe, die sich ausdrücklich rühmt, daß sie selbst bei den beiden großen Epen die Gesamtverszahl streng gewahrt habe. Es gilt vielmehr auch in einem tieferen Verstande: dem Bearbeiter geht es um die Verlebendigung Wolframschen Geistes mit all seinen Eigentümlichkeiten. Er erkennt und erkennt an, daß 'die Bannung seines Geistes jede mögliche Schonung seiner Kunstmittel, der Bilder wie der Satzgestaltung und Sprachbewegung' verlangt, und er gewinnt von da aus die Richtlinien für seine Arbeit.

Es läßt sich darüber streiten, ob Wolframs Werk eine solche Erneuerung im ganzen verträgt, und ob der Bearbeiter seinen Zweck, den Dichter zu ehren und für ihn zu werben, damit nicht eher hintertreibt als fördert. Darin freilich hat M. recht, daß eine Bannung Wolframschen Geistes nicht nur ein Wiederbeleben des Stoffes verlangen müßte, sondern gerade auch ein Nachschaffen seiner Ausdrucksformen, das dem Dichter bis in seine Kunstmittel und seine Sprachbehandlung nachginge.

Man kann nicht sagen, daß M. seinem erklärten Ziele einigermaßen nahe gekommen sei. Aber die Frage ist, wieweit es sich überhaupt erreichen läßt; an dieser Stelle wird jede Übersetzung aus einer fremden Sprache mehr oder weniger resignieren müssen. Und nun gar gegenüber der ungeheuren Eigenwilligkeit Wolframscher Sprache kann ein Nachformen kaum über Andeutungen hinauskommen, wenigstens nicht wenn es Zehntausende von Versen zu bewältigen hat. Unter diesen Umständen ist es vielleicht das Geratenste, wenn eine Erneuerung sich mutig zu einer eigenen Formgebung entschließt, die sich dem Original anschmiegen mag, sich neben ihm aber bewußt als etwas Eigenrichtiges empfindet. Hier liegt das Recht der Bearbeitungen von W. Hertz, W. Holtschmidt u. a., die Matthias im Lichte mangelnder Echtheit sieht, ohne gewahr zu werden, daß es fast eine Utopie ist, eine Echtheit in dem von ihm selber angedeuteten tieferen Sinn erreichen zu wollen. Er täuscht sich, wenn er glaubt, seinen Vorgängern dadurch überlegen zu sein, daß er näher an Wolfram und sein Werk heranführe, indem er ihn möglichst in der Form biete, die der Dichter selbst seinen Werken gab. Das gilt höchstens für den Bereich des grob Stofflichen; im übrigen hat dieser falsche Glaube dazu geführt, daß er die Nötigung zu eigener Formgebung nicht empfand oder nicht beachtete und zumal in den beiden großen Epen Gebilde von zerfallenden äußeren Formen schuf, deren Lektüre zuweilen Anforderungen an die Geduld des Lesers stellt.

M. verzichtet in ihnen auf den Reim. Darüber läßt sich reden — nur nicht, wenn man die Absicht hat, den Geist des Dichters auch in seinen Kunst-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

mitteln zu bannen; denn es ist ja bekannt, in welchem Maße Wolframs sprachliche Kunstmittel vom Reime abhängig sind. M. verzichtet, das ist bedenklicher, auch auf das feste rhythmische Schema. Als Grundlage behält er zwar den Vers des mhd. Reimpaares bei, wenn er ihm auch durch Einführung der alternierenden Betonung seine stärksten Ausdrucksmittel nimmt; aber er bleibt zuweilen hinter dem Grundmaß des Viertakters zurück und geht oft darüber hinaus, indem er die Zeile bis zu klingend ausgehenden Siebentaktern dehnt. Nun kann ja fraglich sein, ob das mhd. Reimpaar bei unserer stark veränderten Sprachlage eine einfache Umsetzung in die nhd. Sprache verträgt — obgleich M. selber im Titurel, wo er engen Anschluß an die Wolframsche Strophe erstrebt, den Nachweis liefert, daß zumal die beschwerte Hebung zuweilen recht eindrückliche Wirkungen zu erzielen vermag. Aber sicher ist, daß eine Übersetzung, die den Anspruch macht, eine poetische Erneuerung zu sein, überhaupt eine rhythmische Form gewinnen muß, eine eigene eben, wenn es nicht die des Originals sein kann. Ob Versmischungen solchen Umfangs, wie M. sie sich gestattet, indessen noch den Weg offen lassen zu einer geschlossen wirkenden Form, wird manchem zweifelhaft erscheinen; schließlich haben doch vierfüßige Trochäen, fünffüßige Jamben, Senare nicht nur ihr besonderes rhythmisches Leben, sondern bedingen auch einen unterschiedlichen sprachlichen Stil. Zu diesem grundsätzlichen Einwand kommt hinzu, daß den Versen auch im einzelnen vielfach die Gewandtheit fehlt, ohne die auch eine Übersetzung nicht auskommen kann. Schon der zweisilbige Auftakt, den M. ziemlich oft anwenden will, obgleich er sich mit alternierendem Rhythmus schlecht verträgt, bringt den Leser oft ins Straucheln; überlebte Wortdehnungen, harte Wortverkürzungen, lästige Hiate, überflüssige Füllwörter in der Versenkung, verrenkte Wortstellungen kommen hinzu. Es ist zwar anzuerkennen, daß der Bearbeiter im Laufe der Arbeit besser wird; der Willehalm liest sich glatter als der Parzival; aber bewältigt ist die formale Aufgabe auch in ihm nicht. M. mag es mir nicht übelnehmen: aber seine poetische Ader ist nur schwach entwickelt. Das ist an sich kein Vorwurf, beileibe nicht; aber für das Unternehmen einer Wolframerneuerung ist es doch ein Mangel; und vor allem die Lieder kann ich mir sehr viel liedhafter und wolframischer übersetzt denken.

Und noch einen künstlerischen Einwand habe ich vorzubringen; er gilt dem sprachlichen Stil des Ganzen. Auch hier vermisse ich den eindeutigen Willen und das stilistische Gleichmaß, ohne das keine Übersetzung gedeihen kann, am wenigsten eine poetische. Der Bearbeiter zeigt auf der einen Seite einen gewissen Hang zu altertümelnder Sprache, auf der andern aber greift er unbekümmert zu frischgebackenen Wörtern jargonhaften Klanges ('Ob einer will zum Zweikampf mit mir starten'), wie denn überhaupt eine gewisse Neigung fühlbar wird, mit der Umgangssprache und manchmal ziemlich vulgären Wendungen aus ihr zu arbeiten ('Wie bist dahinter du gekommen; Was will Gawan da machen, als sich die Sache anzusehn; Das war ganz zweifelsohne; Ganz verzwickt war die Geschichte; Ich will ihm eine Ladung (tjoste) gönnen; Na also, er gefällt euch sehr' usw.). Soll das Absicht sein, um Wolfram, den 'schalkhaft munteren Lebemann, den Improvisator', auch

in der Sprache zu malen? Dann greift es fehl; denn nichts scheut Wolframs Stil bei seinem Hang zu barocker Verkünstelung mehr als solche Plattheiten der Umgangssprache. Es ist nicht nur die mangelnde Höhe dieser Sprachschicht, die den Leser stört, weil er sie als unangemessen empfindet für ein poetisches Werk; es ist auch ihr Abstich gegen andere Stilmittel des Bearbeiters. Das erzeugt den Eindruck einer Stilunsicherheit, den andere Erscheinungen gelegentlich noch verstärken. Was aber für die metrische Form einer Übersetzung gilt, das gilt auch für die sprachliche: sie muß, wenn sie den sprachlichen Stil des Originals nicht veranschaulichen kann, nach einem eigenen, in sich geschlossenen Stil streben. Welcher Art dieser Stil sein soll, darüber kann man verschiedener Ansicht sein. Ich halte dafür, daß man bei einer Übersetzung aus dem Altdeutschen nicht auf Modernität aus sein darf. Denn das hieße den Abstand künstlich überbrücken wollen, der uns von dem alten Denkmal trennt. Dieser Abstand ist aber etwas Wesentliches, was für unsere innere Stellung zu dem Werk von ausschlaggebender Bedeutung ist. Er schafft Affektwerte, die den stärksten Anteil haben an unserer seelischen Beziehung zu dem Objekt. Dies wesenhafte Moment des Abstandes sollte deshalb eine Erneuerung auch in ihrem sprachlichen Stil irgendwie zum Ausdruck bringen.

Es bliebe noch ein Wort zu sagen über die Treue der Übersetzung. Es versteht sich von selbst, daß eine poetische Erneuerung, die wie in den Liedern und im Titurel auch die schwierigen strophischen Formen des Originals wiedererstehen läßt, sich dem Wortsinn der Quelle gegenüber eine gewisse Bewegungsfreiheit wahren muß. Ob aber dem formalen Anschluß an die Vorlage zuliebe so sinnzerstörende Eingriffe zulässig sind, wie sie etwa in dem ersten Tageliede begegnen, will mir doch fraglich erscheinen. Am Anfang der dritten Strophe heißt es da:

'Der traur'ge Mann denn Abschied nehmen muß.
Nach lichtem Glück die schlechten
Stunden nahten, und des Tages Schein
Auf süßer Fraue Tränen fiel und Kuß.'

In den beiden großen Epen hat sich M. durch die Lockerung der äußeren Form die Möglichkeit geschaffen, der sachlichen Treue, die er mit Recht als oberstes Gebot hinstellt, in höherem Maße zu genügen. Hier wird er selber, was Anschluß an den Wortsinn der Vorlage anlangt, einen andern Maßstab angelegt wissen wollen. Gleichwohl stößt der Nachprüfende nicht selten auf Stellen, wo ohne Not die Verse des Originals inhaltlich verändert werden; zum Beleg ein paar Verse aus dem dritten Buch des Parzival:

117,20 ir volc si gar für sich gewan
Gewann ihr Dienstvolk sie für sich.
117,29 der site fuor angestlîche vart
Ängstlich ward das Wort befolgt.
128,17 der werlde (gen.) riwe aldâ geschach
Und bald geschah der Welt ein Leid.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

130,14 ich waen mich iemen küssens wene
an ein sus wol gelobten munt
Ich glaub, man könnte mich gewöhnen,
Zu küssen solchen schönen Mund.
131,23 diu frouwe was ir lîbes lieht
Die Frau, jetzt ihres Lebens froh.
144,3 sol ich den munt mit spotte zern
Muß etwa schlucken Spott mein Mund.

Gewiß sprechen nicht all diese Stellen gleich deutlich; aber offenbar sind hier z. T. auch Mißverständnisse im Spiel, wenn der Bearbeiter vom Wortsinn der Vorlage abweicht. Es mag hervorgehoben werden, daß die Arbeit im ganzen nicht den Eindruck jenes Dilettantismus hervorruft, der so manche wohlgemeinte übersetzung aus dem Mhd. einfach ungenießbar macht. Aber das Maß von sprachlicher Beherrschung des Mhd., das man von einem Wolframübersetzer verlangen muß, erreicht M. doch nicht; und wenn er bei großen Bekenntnisworten des Dichters fehlgreift, und etwa den Vers wan hân ich kunst, die gît mir sin wiedergibt mit 'Hab ich nur deinen (Gottes!) Geist, hab ich auch Sinn', so bedeutet die mangelnde sprachliche Sicherheit doch eine starke Beeinträchtigung dessen, worin er sein ausgesprochenes Ziel sieht, nämlich Wolframsche Geistesart lebendig zu machen.

So bleibt denn das Beste an dieser übersetzung die Liebe, die Hingabe, mit der M. jahrelange Arbeit in den Dienst seines Wolfram gestellt hat. Die Bearbeitung ist die Tat eines deutschen Herzens, das, wie das Vorwort es andeutet, die eigentümlich deutsche Art in Wolfram erkennt, zumal im Unterschiede von romanischem Wesen, und ihn um seiner Deutschheit willen in unserer Notzeit wieder lebendig machen möchte. Und dieser tiefere Sinn und Antrieb von M.s Arbeit bleibt schließlich doch unserer Anerkennung sicher.

J. Huizinga, Herbst des Mittelalters. Studien über Lebens- und Geistesformen des 14. u. 15. Jahrhunderts in Frankreich und in den Niederlanden. Deutsch v. T. Jolles Mönckeberg. München 1924.

Dies Buch, das nach zwei niederländischen Ausgaben von 1919 und 1921 nunmehr in einer sehr lesbaren, wenn auch des Deutschen nicht bis ins Letzte mächtigen übersetzung vorliegt, ist entsprungen aus dem Bedürfnis, 'die Kunst der Brüder van Eyck und derer, die ihnen gefolgt waren, besser zu verstehen und sie in Zusammenhang mit dem Leben ihrer Zeit zu erfassen'. Der Zwang der Sache selber hat den Verfasser schließlich dazu geführt, eine Kulturgeschichte des ausgehenden Mittelalters zu schreiben; denn das ist das Buch.

Gerade dem Mittelalter gegenüber mehren sich ja in den letzten Jahren die Versuche, zu einer zusammenfassenden Schau der Epoche zu gelangen, sei

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

es, daß man die geistige Struktur des 'mittelalterlichen Menschen' und sein 'Weltbild' darzustellen unternimmt, sei es, daß man, den umgekehrten Weg einschlagend, den Geist, das Wesen, die tragenden Kräfte und Grundströmungen der Epoche zu erfassen versucht, um von da aus die Einzelerscheinung zu deuten. Wo bei diesen Bestrebungen die Klippen liegen, ist unschwer zu erkennen. Auf dem einen Wege läuft man Gefahr, eine Einheitlichkeit vorzutäuschen, die in Wirklichkeit nicht vorhanden war. Nicht nur der Wandel der Jahrhunderte von der romanischen Frühzeit bis zur späten Gotik, sondern zumal auch die Zugehörigkeit zu verschiedenen Bildungskreisen und Gesellschaftsschichten macht für die geistige Haltung, den geistigen Besitz und das Weltbild des mittelalterlichen Menschen gewaltige Unterschiede aus. Der vielberufene 'gotische Mensch' ist im Grunde eine romantische Abstraktion, ein Kind der Liebe zwar, aber doch kein Geschöpf von Fleisch und Blut. Und auf dem anderen Wege läuft man Gefahr, in philosophischer Harmonistik ein Ideenreich zu konstruieren, zu dem die Wirklichkeit des realen Lebens nicht stimmen will. Die Beschäftigung mit der Philosophie und Theologie des Mittelalters kommt heute immer mehr in Aufnahme, nicht nur bei solchen, denen es um ein geistiges Gesamtbild der Epoche zu tun ist, sondern auch bei solchen, denen es nur auf ein Teilgebiet ankommt, etwa Kunst- oder Literarhistorikern; und das ist aufs höchste zu begrüßen. Aber man fragt sich zuweilen doch, ob der Abstand nicht manchmal unterschätzt wird, der die hohe Philosophie und Theologie des Mittelalters trennt von dem, worin man innerhalb des praktischen Lebens ihren Ausdruck und ihr Echo suchen möchte. Auch hier darf man die Schichten nicht überspringen. Was Erkenntnis oder Problem auf der jeweiligen Höhe scholastischer Wissenschaft ist, ist das schon ohne weiteres ein Kriterium des Zeitgeistes? Darf man etwa literarische Schöpfungen anderer Sphäre schon ohne weiteres darauf beziehen? Oder aufs große Ganze gesehen: wenn man aus Theologie und Philosophie den wundervollen 'Kosmos' der mittelalterlichen Welt herausdestilliert, ist man dem Wesen der Epoche nahe, da doch die Wirklichkeit mittelalterlichen Lebens grausame Lücken in diesen Kosmos reißt?

Das Buch von Huizinga hat einen örtlich und zeitlich verhältnismäßig begrenzten Rahmen. Die burgundischen Herrschaften und die Zustände in ihnen während des 15. Jahrh.s bilden die Grundlage seiner Forschungen. Schon das ist weise Beschränkung; aber der entscheidende Vorsprung gegenüber Werken ähnlicher Zielrichtung scheint mir darin zu liegen, daß der Verfasser Gefühl hat für die Schichtungen wie des sozialen, so auch des geistigen Lebens, und daß er der Notwendigkeit gerecht wird, Standpunkt, Betrachtungsweise und Deutungsmittel zu wechseln und der Fülle des Lebendigen anzupassen. Huizinga läßt der Philosophie und Theologie ihr Recht, aber er weiß, daß auf den entsprechenden Stufen auch noch primitive, ja sehr primitive Formen seelischer Haltung das mittelalterliche Leben entscheidend bestimmen (gelegentlich scheint mir das Moment des Primitiven fast überschätzt); er betont etwa mit vollem Recht, daß der 'Realismus' der hohen Theologie und jener andere, der sich in Kunst, Moral und sonst äußert, durchaus nicht auf derselben Linie liegen. Hier wird das Mittelalter nicht von einer

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

schmalen Plattform aus gesehen, nicht in ein fertiges, starres Schema gebracht; es wird überhaupt nicht alles 'erklärt', sondern aus dem Reichtum und der Buntheit des Lebens selber sucht der Verfasser, anschmiegsam und feinhörig, seinen vielstimmigen Geist und Sinn aufzunehmen, und weiß sich auch zu bescheiden vor Erscheinungen, deren Psychologie für einen Heutigen nicht mehr erfühlbar ist. Im übrigen ist gerade die seelische Anpassungsfähigkeit des Verfassers, sein Vermögen, Ton und Farbe des vergangenen Lebens sich zu vergegenwärtigen, bewundernswert. Das Buch weiß Atmosphäre zu geben wie nicht oft eins; es ist meisterlich gemacht, wie H. den anhebenden Leser in das heftige Pathos des mittelalterlichen Lebens, gleichsam in eine andere Luft hineinstellt, wie denn das ganze Werk Hand und Auge eines künstlerischen Menschen verrät.

Bei aller Aufgeschlossenheit für die Vielfältigkeit des Lebens, die einen förmlich gefangen nimmt, verzichtet der Verfasser natürlich nicht darauf, tragende Strömungen und Stimmungen der Zeit gehörig herauszuheben; einige starke Leitmotive durchziehen seine Darstellung. Und das führende von ihnen: 'Gegen Ende des Mittelalters ist der Grundton des Lebens der bitterer Schwermut'; tiefe Niedergeschlagenheit über das irdische Elend füllt die Seele, 'sobald die kindliche Lebensfreude oder das blinde Genießen dem Grübeln weicht'. Damit scheint mir ein ungemein wertvoller Gesichtspunkt gewonnen; und es wäre nur zu fragen, wie weit diese Grundstimmung ins Mittelalter hinaufreicht. Töne solchen Klanges machen sich selbst in der Höhe des Mittelalters öfter und lauter bemerkbar, als wir uns, von dem äußeren Glanz des Rittertums bestochen, im allgemeinen eingestehen. Diese Grundstimmung erweckt die Sehnsucht nach schönerem Leben, und damit gewinnt der Verfasser einen Leitgedanken, an dessen Hand er die Kultur des ausgehenden Mittelalters betrachtet: 'die Verschönerung des aristokratischen Lebens mit den Formen des Ideals, das Kunstlicht der ritterlichen Romantik über dem Leben'; er statuiert eine äußere Spannung zwischen Lebensform und Wirklichkeit, wieder eine sehr fruchtbare Erkenntnis. Und abermals ist die Frage erlaubt, wieviel man nicht auch am glänzendsten Rittertum schon verstehen darf als eine Art Flucht aus dem geheimen Elend des Lebens. Gewiß muß man sich auch hier vor falschen Verallgemeinerungen hüten; nicht umsonst spricht H. an der oben zitierten Stelle von dem 'aristokratischen Leben'; s e i n e Formen, zumal in der Sphäre des burgundischen Hofes, stehen im Vordergrund der Betrachtung. Darin liegt eine freilich natürlich gegebene Grenze des Buches, das die Schichten des Bürgertums, innerhalb dessen die aufsteigenden Kräfte ruhten, erst sehr an zweiter Stelle zu Worte kommen. Aber auch eine andere Schwergewichtsverteilung würde kaum einen entscheidenden Wechsel in der Grundauffassung bedingen. Und wie H. die Tatsache herausarbeitet, daß die ritterlich-aristokratische Lebensform ihre Herrschaft über die Gesellschaft ausübte und deren politisches, soziales, ethisches Denken bestimmte noch zu einer Zeit, als die wirklichen Triebkräfte der Entwickelung längst an anderer Stelle lagen, das scheint mir gerade wieder einer der Glanzpunkte seiner Darstellung.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Die Frage Mittelalter und Renaissance greift, wie bei der angedeuteten Akzentuierung des Werkes verständlich, stark in H.s Betrachtungen ein. Auch hier erscheinen mir seine Gedanken wertvoll, obgleich die kunst- und formgeschichtlichen Ziele und Ausklänge des Buches es mit sich bringen, daß nur gewisse Seiten dieses vielverzweigten Problems zu ihrem Rechte kommen. H. kämpft gegen eine falsche Abgrenzung beider Kulturkomplexe, er wehrt sich überhaupt dagegen, daß man sie zu scharf voneinander sondere. Schon seine Grundthese, wonach 'das Verlangen nach dem schönen Leben' noch eine Geburt des mittelalterlichen Geistes sei, läßt die Tendenz seiner Ansichten erkennen, und es ist die gegebene Folgerung seiner Untersuchungen, wenn er die Kunst der Sluter und van Eyck in ihrem Wesentlichen als mittelalterlich determiniert. Man wird ihm recht geben müssen, wenn er betont, daß auf diesem Felde Form und Geist getrennt werden müsse. Zuerst kam das Neue als Form. Indessen 'der ganze Humanismus ist genau in der Art, wie es die Poesie der Troubadoure gewesen ist, ein Gesellschaftsspiel, eine Form der Konservativen, ein Streben nach einer höheren Lebensform'. Erst der neue Geist aber macht die Renaissance, und er ist nicht notwendig an die neue Form gebunden, sondern kann sich auch der älteren Sprache bedienen. Hier wird tatsächlich schärfer geschieden werden müssen, als es manchmal geschieht.

Aus dem Deutschland des ausgehenden Mittelalters ist nur die Mystik des öfteren herangezogen worden, und man muß die selbstgesteckten Grenzen des Verfassers gelten lassen, obgleich natürlich das Material zur Ergänzung, Bestätigung, wohl auch einmal zur Korrektur auf deutschem Boden überreich ist. So bleibt nur der Wunsch, daß uns innerhalb unserer Grenzpfähle bald Untersuchungen ähnlicher Haltung über das Mittelalter zuteil werden mögen, die nicht so sehr spekulieren, als aus der Fülle der Erscheinungen und Tatsachen schöpfen und ihnen Worte verleihen.

Rudolf Stadelmann, Vom Geist des ausgehenden Mittelalters. Studien zur Geschichte der Weltanschauung von Nicolaus Cusanus bis Sebastian Franck. [Dtsch. Vierteljahrsschrift f. Literaturwissenschaft u. Geistesgesch., Buchreihe Bd. 15.] Halle a. S. 1929.

Stadelmann beginnt mit dem Bekenntnis, daß seine Studien ursprünglich darauf abzielten, ein Gesamtbild der spätmittelalterlichen Kultur zu zeichnen, eine Absicht, die er fallen lassen mußte, als Huizingas 'Herbst des Mittelalters' erschien: Plan und Aufbau dieser Darstellung hätten sich zu nah mit seinen eigenen Entwürfen berührt. Ich glaube, es ist gut, daß Huizinga ihm zuvorkam. Suum cuique. Der Sinnlichkeit des Sehens und Formens, die jenes meisterliche Werk schuf, steht hier ein dialektischer Geist gegenüber, der bei aller Fähigkeit zu geschmeidig-anempfindsamem Denken seine Stärke doch im Begrifflich-Konstruktiven hat. Deshalb dort bezwingende 'Impressionen', denen wir den Mangel an 'überschaubarer Organisation' des Bildes gern nachsehen, und hier der Versuch einer scharfen gedanklichen Zerlegung eines weltanschaulichen Entwicklungs-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

prozesses, der in seinem rühmlichen Triebe, die geistige Einheit des Zeitbildes zu erfassen, die Dinge doch gelegentlich zu hart an ihren Bildplatz rückt.

Das Buch geht von Dilthey aus; seine Gedanken von der Auflösung der theologischen Metaphysik im Ausgang des Mittelalters könnten als Motto über dem Ganzen stehen; bis in die Diktion hinein ist der Verfasser ihm verpflichtet. Aber statt der überschauenden Objektivität, die bei Dilthey ihre ruhig-großen Linien zieht, hat ein junger sensibler Geist dies Buch geschrieben, der innerlichst beteiligt ist und mit einer nicht verhehlten Sympathie die geistige Krisis des ausgehenden Mittelalters wie ein Stück eigenen Lebens nachschmeckt. Schon die Auswahl der Gestalten, die St. als repräsentativ für die geistige Haltung des ausgehenden Mittelalters in den Mittelpunkt rückt, ist bezeichnend genug: Nicolaus von Cusa, Wessel Gansfoort, Johannes Denck und Sebastian Franck, samt und sonders problematische Naturen, die gerade in dem Komplizierten und Widerspruchsvollen ihrer geistigen Erscheinung des Verfassers Liebe finden. In vier großen Kapiteln ist das Buch aufgebaut, die wieder schon in ihren Überschriften die Sicht des Modernen empfinden lassen: Skepsis, Resignation, Emanzipation, Pessimismus. Nicht, daß diese Begriffe den 'Gesamtinhalt von Weltanschauungen und theologischen Lehrmeinungen' kennzeichnen sollten, sie wollten nur 'die Richtung anzeigen, aus der die Bewegungen kommen', nur 'die Triebkräfte kennzeichnen, die hinter gewissen bevorzugten religiös-philosophischen Denkweisen stehen'; aber sie bedeuten schließlich doch das aus verschiedenen starken Farben zusammengesetzte Scheinwerferlicht, das St. nicht nur über jene vier große Gestalten und eine Reihe kleinerer Trabanten wirft, in dem er uns vielmehr die ganze geistige und seelische Lage, das 'Lebensgefühl' der Zeit vor Augen rückt. Ganz sinngemäß beginnt deshalb das Buch mit einem Abschnitt 'Das Sentiment des 15. Jahrhunderts', der aus der Kunst heraus Atmosphäre, Licht und Stimmung für das Ganze schaffen soll.

St. verfügt über eine ausgesprochene Kraft, in beweglichster Gedankenarbeit die geistige Substanz eines Menschen, einer philosophischen Haltung, eines Schriftwerkes zu zerlegen; und seine Fähigkeit, gerade die Vielfältigkeit der Strebungen und Richtungen in einer zusammengesetzten Erscheinung aufzuweisen, zeigt eine Stärke, die fast etwas Virtuoses hat. Aber die Freude, eine Verwandtschaft des Spätmittelalters mit der seelischen Situation der eigenen Zeit zu erspüren, das heimliche Glück des 'Spätgeborenen', die ganze Skala von Stimmungen einer alternden Zeit nachzuerleben, die erst ihm wieder zugänglich sind — das kann doch zu Schattierungen und Akzentuierungen führen, die die Zeit innerlich zu nah an uns Heutige heranholen und die darum Gefahr laufen, ihr Eigenes und Einmaliges zu verwischen. Schon die Ausdrucksweise St.s hat zuweilen etwas gefährlich Junges, wenn er von dem 'seelischen Bankerott' oder der 'morbiden Psyche' der Epoche spricht, von dem 'psychischen Raffinement' und der 'Wollust der Negation', von 'der Zeit, die immer auf der Suche nach Narkotika ist, nach Beruhigung vor dem ewig unbefriedigten Forschen'; wie er die Dinge beleuchtet, ist es kein Wunder, wenn gegenüber den Finessen einer alternden Zeit mit ihrer Freude

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

am 'Durchkosten der Grenzsituationen des Geistes' die Humanisten als die seelisch Robusteren erscheinen.

Man fühlt sich gelegentlich erinnert an Heges von Pinder erläuterte Photographien aus dem Bamberger Dom. Durch raffinierte Beleuchtung und Schattengebung sind da Wirkungen erzielt, die den Skulpturen etwas unerhört und unerlaubt Neuartiges geben: sie sind es und sie sind es nicht. Das greifbarste Beispiel der Art ist St.s Würdigung des Ackermanns aus Böhmen. Sehr feinhörig fängt er hier die verschiedenen Töne auf, die aus dieser rätselreichen Dichtung herausklingen; ihren tiefsten Sinn aber sieht er in einem 'pessimistischen Realismus', einem 'neuen Ergreifen der Erde' und 'gerade Mephisto (d. h. der Tod) wird der Verführer zur wahren Welt'. Indes, diese Interpretation gelingt nur, indem St. die Stimme des Todes einseitig verstärkt und eine große Stelle des Werkes sehr kühn und frei paraphrasiert (oder mißversteht?): des himmels throne den guten geisten, der helle grunt den bosen — irdische lant hat got uns ze erbeteile gegeben. Nach St. meint dies 'uns' den Tod und seinen vergänglichen Doppelgänger, den Menschen; nach dem Sprachgebrauch des Dichters meint es ganz eindeutig nur den Tod. St. rückt hier zweifellos den Dichter an eine falsche Stelle: wie Burdach mit Recht betont, steht er zwischen den beiden Streitenden mitteninne; das lehrt auch der harmonische Ausklang der Dichtung, der viel gewichtiger ist im Sinne einer weltanschaulichen Äußerung, als St. wahrhaben will. Eine Deutung demnach, die die Gewichte verschiebt und willkürlich verteilt, damit aber auch künstlerisch der Dichtung ihre Ausgewogenheit und ihr Ebenmaß nimmt.

So scheint mir also die Darstellung streckenweise in ein fremdes Licht getaucht. Dabei bleibt: die bis ins Letzte vorstoßende Intensität einer inneren Vergegenständlichung geistiger Wesenheiten hat bei St. etwas Bewundernswertes. Es fragt sich nur, ob gerade diese Energie, die mit den Maßen des Spätgeborenen um das Rätsel des geistigen Kernes ringt, nicht Gefahr läuft, den Dingen des öfteren Gewalt anzutun; vielleicht sind wir für manches zu spät geboren. Ein Beispiel bietet Nicolaus von Cusa, der eine Eckpfeiler und anscheinend der Ausgangspunkt des Buches; Stadelmann bemüht sich hingebend um ihn, im Sinne einer Harmonistik, die die verschiedenstrebigen theologisch-philosophischen Spekulationen aus einem geistigen Grunde, und zwar dem Grunde eines der Offenbarungsreligion vollkommen entwachsenen Denkers zu begreifen sucht. Dann aber muß er doch buchen, daß Cusanus gewisse trinitarische und christologische Dogmen stets anerkannt hat, und daß die übernatürliche Offenbarung eine reale Größe für ihn bleibt — und steht vor einem klaffenden Abgrund. Ich glaube nicht, daß das im Sinne der Zeit 'ein fremder, ein desperater Zug' an Cusanus ist, wir müßten einen ähnlich fremden Zug sonst manchem mittelalterlichen Großen zuweisen, auch Meister Eckart schon. Es geht freilich nicht an (darin hat St. recht), sich zu helfen mit dem Gedanken an ein Philosophieren, das eben aus überlieferten Quellen schöpft und sich seiner Tragweite gar nicht recht bewußt wird — schon weil es an der Diskrepanz verschiedener Gedankenreihen keinen Anstoß nimmt. So einfach liegen die Dinge nicht, obgleich die

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

'synkretistische Fähigkeit' der stark rezeptiven Natur des Cusaners, die auch St. anerkennt, wohl stärker ins Gewicht fällt, um gewisse Antinomien seiner geistigen Erscheinung zu deuten. Sicher aber ist, daß die Gewichtsverhältnisse, in denen Glaubenswahrheiten und Philosopheme zueinander stehen, die Gültigkeitsstufen, nach denen sie rangieren, für uns Spätere außerordentlich schwer abzuschätzen sind. Wären sie voll erfaßbar, so würde mancher Widersinn sich lösen. Aber gerade darin liegt das seelische Sondersein der Epoche, das ihr Geheimnis bleibt.

Ich sehe dabei noch ab von gewissen Zuspitzungen der Interpretation: St. denkt manches gewiß schärfer und entschiedener als seine Gewährsmänner selber; das gilt für den Cusaner ebenso wie für den anderen Eckpfeiler seiner Darstellung, Sebastian Franck. Er hat übrigens gelegentlich auch eine freie, paraphrasierende Art der Quellenbenutzung, die Überbetonungen Vorschub leisten kann. Sie führt vereinzelt sogar zu einer derben Entgleisung (vetustas ist nicht venustas! S. 75), weist aber z. B. auch, als von dem Relativismus Francks die Rede ist, dem 'strittig Einen' eine Rolle zu, die ihm so nicht zukommt (S. 269 ff.). Die 'Einheit des Strittigen' ist keineswegs das 'Absolute', das an sich selbst unverkennbar bleibt, von dem nur die beiden gegensätzlichen Seiten erfahrbar sind. Eine irrige Übersetzung läßt St. hier den Gedanken weiter vortreiben, als sich aus der Überlieferung rechtfertigen läßt. (Das 'strittig Eine' stammt aus dem Satz: Salomon heist dise [so muß es heißen!] narren, die Paulus weiß nennt, haben beide recht und sind strittig eins. Das bedeutet aber nur: sunt litigiosi unanimi.) So würden sich die Spannungen also manchmal verringern, wenn man die Dinge nicht so ins Extreme und Bewußte risse. St. ist übrigens selbst wohl nicht ohne Gefühl für das stark Angespannte seiner Betrachtungsweise gewesen; denn es begegnet mehr als einmal, daß er einer gewaltsamen Auslegung mit einem irgendwie formulierten 'allerdings' nachträglich wieder Zügel anlegt.

Öfter klingt das Schichtungsproblem in dem Buche an, das wir gerade auch in geistesgeschichtlichen Untersuchungen noch viel energischer heranziehen und vertiefter sehen müssen, als es vielfach geschieht. St. ist zwar mit ausgesprochener Absicht darauf aus, von einigen Gipfeln die weltanschauliche Lage, mehr noch das Lebensgefühl des Jahrhunderts abzulesen; aber namentlich wo es gilt, die Typen der Verfallsauffassung zu schildern, muß er auch in tiefere Sphären hinuntersteigen und hebt sehr zutreffend etwa die Bedeutung des sozialen Niveaus für Unterschiede der eschatologischen Schau hervor. Es gibt aber auch Schichtungen im rein Geistigen. Und wenn St. in einer an sich prachtvollen Konfrontation den Ignoranzbegriff bei Nic. von Cusa und bei Thomas von Kempen nebeneinanderrückt und die 'quietistische Skeptik' an der spekulativen mißt, so wird das Bild ein wenig schief und das Urteil ein wenig grell, das St. nach diesem Bilde über die Devoten fällt: es ist eben doch eine andere geistige Stufe in der Docta ignorantia und in der Imitatio Christi; man darf für den Devoten Thomas die Horizonte nicht so weit nehmen wie für den Cusaner: in den Kreisen der Devotio k a n n die ignorantia gar nicht die Problematik gewinnen wie bei dem Denker Cusa.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Die Frage bleibt überhaupt offen, in welchem Umfang die großen Gestalten, die St. in den Vordergrund schiebt, das Maß hergeben dürfen für die geistig-seelische Lage des 15. Jahrhunderts und seiner Ausläufer. St. will zwar nur einen 'Baustein' geben zur Kulturgeschichte des Spätmittelalters, aber sein Buch ist doch der Meinung, daß sich in den Denkern von Cusa bis Franck das Sentiment der Zeit besonders rein kristallisiere. Nun ist freilich, wie der Verfasser selbst anmerkt, von keinem eine ideelle Stoßkraft ausgegangen; sie sind komplizierte Individualisten, Franck zumal ein ausgesprochener Einzelgänger und Außenseiter. Es wird also nötig sein, wenn man zu einem breiteren Einblick in die geistige Haltung des späten Mittelalters gelangen will, daß man das Bild ergänze von der Seite durchschnittlicherer Zeitvertreter her. Erst wenn man die Zeit nach ihren Schichten aufteilt und diese jeweilig in Gestalten von typischer Geltung faßt, wird das Gemälde vollere Farben gewinnen. Und auch reichere. So gewiß das Sentiment einer Zeit seine besondere Dominante hat, es wird, zumal in übergangszeiten, niemals genügen, 'den Grundton herauszufinden, auf den alles abgestimmt ist, das Vorzeichen zu erkennen, das den algebraischen Buchstaben ihre Eindeutigkeit gibt'. Jene Ungleichzeitigkeit des Gleichzeitigen, auf die Pinder uns erneut hingewiesen hat, sollte vielleicht viel mehr unseren Blick an sich ziehen, auch auf die seelische Lage und die Denknormen der Glieder eines und desselben Zeitraumes bezogen. Erst wenn man sie zusammenhält mit dem Schichtungsgedanken, ertönt die volle Symphonie des Lebens. Warum (gewiß zu raffiniert!) die Fastnachtspiele belasten mit einem Sensationsbedürfnis, das 'den aufstachelnden Gegensatz braucht', das 'in lauter Lustbarkeit das Wissen um das drohende Ende betäubt'? Warum einem Manne wie Oswald von Wolkenstein weltschmerzliche Töne geben (wieder in freier Interpretation), um ihn an dem Sentiment der Untergangszeit teilhaben zu lassen? Mit gewiß dem gleichen Recht darf man sie aus Walther von der Vogelweide heraushören. Wie denn überhaupt 'das Zwielicht der Stimmung' kaum erst ein Kennzeichen des 15. Jahrhunderts ist. 'Die Gefühle gehen nicht einfach mehr auf in Freude und Trauer, sondern eben das Empfinden des Verflochtenseins, der Abhängigkeit und relativen Notwendigkeit dieser Elemente macht das seelische Leben aus': das ist doch auch die Quintessenz von Gottfrieds Tristan, anderer älterer Zeugnisse zu geschweigen.

Das führt zu einem letzten Anstand. St. urteilt nicht ganz mit Unrecht über Huizingas 'Herbst des Mittelalters', daß das Buch zu wenig unterscheide zwischen gemeinmittelalterlichen Erscheinungen und ihren spezifisch späten und spezifisch burgundischen Abwandlungen. Aber vielleicht ist auch bei ihm selbst die Grenze gelegentlich zu scharf gezogen zwischen Erscheinungen des späten und des frühen Mittelalters. Indes, das ist ein Punkt, wo wir wohl alle noch Täuschungen unterliegen. St. erkennt selbst, daß eschatologisch bestimmte Äußerungen nur bedingt im Sinne seiner Auffassung verwertbar sind, wonach eine altgewordene Zeit selbst ihre Müdigkeit und Untergangsstimmung bekennt. Tatsächlich zeigt, wie sich aus der deutschen Literatur beweisen läßt, die Kurve eschatologischer Spannung auch im 13. Jahrh. schon ein

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

erneutes Ansteigen, gegen Ende des Jahrhunderts zu einem Gipfelpunkt hinauf: das ist doch nur aus einem wachsenden Krisengefühl heraus verständlich. Schon Walther von der Vogelweide hat, was man meist überhört, sehr schwere Töne derart. Und auch die Dekadenzlehre etwa, wie sie in gewissen Kapiteln von Brants Narrenschiff ihren Niederschlag gefunden hat, reicht sehr viel weiter zurück. Diese Gesellschaftskritik, die sich nach einem vergangenen höfischen Ideal richtet, setzt bereits unmittelbar nach der Blüte dieses Ideals ein. Es fehlt uns eben noch die rechte Folie für Studien wie die von Huizinga und St., Untersuchungen, die das 'Sentiment' etwa auch des 13. Jahrh.s zu erfassen suchen, die sich aber nicht betäuben lassen von dem Festlärm des ritterlichen Wesens, sondern gerade auch den dunkleren Untertönen Gehör schenken: sie sind stärker, als man gemeinhin annimmt.

Aber trotz mancher Vorbehalte, wie sie der Kritiker machen muß, soll zum Schluß unumwunden ausgesprochen werden: es ist ein bedeutendes Buch, das St. uns geschenkt hat; und was die Einwendungen treffen, sind die Schwächen seiner Stärken. Die Kraft, die hier das Jahrhundert unter einen großen Aspekt zwingt, hat etwas Imponierendes — auch da noch, wo sie sichtlich ihren Grundgedanken überanstrengt. Und mit dieser geistigen Kraft paart sich eine beträchtliche schriftstellerische Begabung. Vielleicht ist diese fremdwortwortüberschüttete Sprache, die selber etwas vom fin de siècle hat, nicht jedermanns Geschmack, aber sie paßt zu dem Buche und gibt ihm Stil. Und mag der Leser auch diese oder jene Prägung als forciert empfinden ('konkave Mystik') und diese oder jene Formulierung als feuilletonistisch: führend ist doch der Eindruck einer ungewöhnlich leichten und sicheren Beherrschung des Instruments. Diese Gabe einer in kurzen Sätzen schreitenden, eindringlichen und schlagkräftigen Rede, diese Fähigkeit bildhafter Untermalung des Gedankens, diese Kunst, aus Motti und Widmungen, aus Überschriften, Vorreden und Randbemerkungen die Lichter für die Darstellung zu gewinnen, all das zeigt den geborenen Schriftsteller. Diesem Gelehrten zu begegnen wird immer nicht nur ein Gewinn, sondern auch ein Genuß sein — hoffentlich in Zukunft ein noch reinerer.

Helmut Kißling, Die Ethik Frauenlobs (Heinrichs von Meißen). [Sächsische Forschungsinstitute in Leipzig, Altgermanische Abteilung, Heft III.] Halle 1926.

Was einem schon beim ersten Anlesen dieses Buches in die Augen fällt, ist die Flüchtigkeit, mit der in den zahlreich ausgehobenen Zitaten das Mittelhochdeutsche behandelt wird: nach vielen Dutzenden zählen die kleinen Unebenheiten und Unstimmigkeiten, vornehmlich in der Quantitätsbezeichnung; namentlich in den vorderen Bogen steht es schlimm damit (später scheint ein sorglicheres Auge den Druck mit überwacht zu haben). Und wenn man sieht, wie falsche Ettmüllersche Formen wie schâmen oder plage einfach kopiert werden, wie aus gesten (adornare) gestên wird, wie nâch mit Hartnäckigkeit als Kürze gegeben ist, dann wird man zweifelhaft, wie weit es sich um bloße Lässigkeit handelt. Die gleiche Sorglosigkeit zeigt sich

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

in Dingen des Übersetzens: krenker erscheint in der deutschen Paraphrase als 'kränker', geswachet als 'geschwächt'; sît daz dîn (sc. des übermuotes) ger die hôhen unt die nideren smæhen unde wideren tar heißt: 'sie ist die sünde, die ... die hôhen und nideren schmäht und anwidert'. Vielleicht sind das nur Freiheiten der Paraphrase; aber auch hier wird der Leser bedenklich, wenn er auf einen so elementaren Übersetzungsfehler stößt, wie er dem Verfasser bei der Interpretation von Ettmüller 79,7 (S. 104) unterlaufen ist. In jedem Fall ist die souveräne Art der Textbehandlung bezeichnend für das Verhältnis des Verfassers zu seinen Quellen.

Um es kurz zu sagen, es fehlt dem Buche an Können und an Treue. Man weiß, wie schwer Frauenlob an sich ist und wie verderbt er in der Ettmüllerschen Ausgabe vor uns steht. Nur eine Interpretation von eiserner Strenge hilft da voran; mit einem 'stillen Anhören der Worte Frauenlobs' ist ebenso wenig getan, wie mit der 'vorsichtigen Ahnung', die durch die 'fast undurchdringliche Dunkelheit' vieler Frauenlobscher Strophen hindurchführen soll (Vorw. S. VIII f.). Verderbnis und Dunkelheit will eben überwunden werden. Der Verfasser steht dem Ettmüllerschen Texte so gut wie völlig kritiklos gegenüber; selbst offenbare Sinnlosigkeiten werden ehrfürchtig übernommen (268,14 swâ rittert man sich ábrpert [S. 64]; 62,14 hôchwart ist widerverte gram, daz saget ir nam [S. 112], wo übrigens die Jenaer Hs. das Richtige hat; vergl. den Holzschen Abdruck), und wo K. ganz vorsichtig zu konjizieren versucht, greift er zum Teil ganz unbegreiflich daneben (man lese einmal, wie er S. 134 die gute Ettmüllersche Fassung von 441,5 verballhornt). Der Verfasser beklagt im Vorwort den Mangel einer philologisch zuverlässigen Ausgabe Frauenlobs: 'ich selbst bin zurzeit nicht dazu imstande'. Wer sein Buch durchgearbeitet hat, weiß nicht, was er zu solcher Unschuld sagen soll; denn wenn er, durch jene äußeren Lässigkeiten stutzig gemacht, die Arbeit des Verfassers Zitat um Zitat und Schluß um Schluß auf Herz und Nieren prüft, findet er, daß in ihr ein einseitig spekulativer, völlig unphilologischer Geist am Werke ist. Der Aufgabe, die hier gestellt war, ist aber ohne die Mittel der Philologie nicht Herr zu werden. Es hat sich bitter gerächt, daß der Verfasser ans Werk gegangen ist, ohne das nötige äußere und innere Rüstzeug für seine Aufgabe zu haben. Sein Buch, das auf den ersten Blick einen so geist- und gehaltvollen, philosophisch tiefdringenden Eindruck macht, steht auf sehr schwankem Grund.

Ein Kapitel trägt die Überschrift: 'Der Realismus und die Ethik'. Hier versucht K. darzutun, welche Bedeutung das Universalproblem für Frauenlob besitze, und kommt zu dem Schluß, daß der Realismus seine Ethik entscheidend beeinflußt habe. Kronzeuge ist ihm die Strophe 59:

Wort sind der dinge zeichen, sam der meister giht;
dâ von muoz iht
ligen in der worte ringe,
daz sich ie dem dinge
gelîchen muoz an lût an art oder an dem urspringe;
wan ieslich dinc sîn nam tuot melt: sus prüeve ich daz besunder,
daz ieslich tugent ie nâch ir tât genennet ist usw.

K. interpretiert 'an der Hand der realistischen Lehre': 'das wort (vox oder nomen) ist das Wesen des Einzeldinges, sein eigentliches ens; von diesem [dâ von!] muß ein bestimmtes in des Wortes Umfange (ὁρισμός) beschlossen sein' usw. (S. 101). Seit wann heißt zeichen 'Wesen'?! Zeile 6 interpretiert er: 'Jedes individuelle Ding gibt Kunde von der (platonischen) Idee, die in ihm steckt'. Er verwechselt also Subjekt und Objekt. Frauenlob will in der Strophe darauf hinaus, daß die hôchvart schon durch ihren Namen kenntlich gemacht ist als vârt nâch hôher ê; diese Nominaldefinition wollen die ersten Verse vorbereiten und nicht mehr. An mangelndem Durchinterpretieren der Strophe und handgreiflichen Übersetzungsfehlern scheitern also die weitgehenden Schlüsse, die K. an dies Stück knüpft (S. 101 f.). Die ganze gequälte Auslegung von dem 'Realismus' des Anfangs, der mit Zeile 7 eine 'Wendung ins Nominalistische' zu nehmen scheint und so schließlich in den gemäßigten Albertinischen Standpunkt mündet, bricht zusammen, und aus dem Beispielfalle Zeile 9 eine 'materiale Wertethik' abzuleiten, ist mehr als kühn. Gleichwohl durchzieht dieser Gedanke von Frauenlobs Realismus, von seiner namen-Philosophie das ganze Buch wie ein roter Faden; überall wo die Wörter wort, namen, nennen auftauchen, wittert Kißling das universale dahinter. Nun wissen wir alle, daß mhd. name unter Umständen mehr als nomen besagt, daß es in Wendungen wie ritters name und dergl. eine Bedeutung gewinnen kann, die an ein 'universale' streift. Man darf dem Verfasser auch zugestehen, daß es sich wohl verlohnt, auf etwaige terminologische Einwirkungen des Universalienstreites auf die deutsche Popularphilosophie des späteren Mittelalters zu achten. Aber es ist natürlich ein Unding, jedes name Frauenlobs in dieser Richtung zu interpretieren. Und so wird denn, was an Kißlings Witterung richtig ist, zugeschüttet durch die Menge des Haltlosen. Dieser Irrtum verschuldet aber nicht nur falsche Einzeldeutungen (man lese etwa, wie S. 86 der schlichte wîbes name ausgemünzt wird, oder was gar S. 105 die unschuldige Tatianstelle inti nemnis thû sînan namon Johannem [Vulgata: et vocabis nomen ejus J.] hergeben muß); er bringt vielmehr breite Gedankenzusammenhänge aus der Richte. So heißt es beinahe die Dinge auf den Kopf stellen, wie S. 102 ff. von der Erhaltung des namen vor Gott und den Menschen die Rede ist.

Dieses Kapitel zeigt die Schwächen des Verfassers und ihre Folgen am krassesten; im übrigen ist es typisch für seine Arbeitsweise. Man wird es natürlich billigen, wenn ein Gelehrter die Aufgabe, Frauenlobs Ethik darzustellen, so faßt, daß er diese Ethik auf breiteren zeitgeschichtlichen Hintergründen sieht und sie in größere Entwicklungszusammenhänge einzureihen versucht. Das Mißliche ist nur, daß bei Kißling sozusagen die 'universalia ante rem' da sind. Sein Blick ist eingestellt auf einige große geistesgeschichtliche Linien, die ihm im Grunde feststanden, ehe er sich in Frauenlob vertiefte; er denkt in einigen großen ethischen oder geistigen Komplexen, ritterliches Tugendsystem, monastische Ethik, das 'bürgerliche System' und seine Ethik, dazu neben und über allem scholastische Dogmatik und Moralphilosophie, sehr gelehrt in einer Fülle lateinischer Zitate ausgebreitet; auch

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Frauenlob ist ihm im Grunde Symbol, nicht Individuum. Daher wird das Sonderbare möglich, daß die ungemein prägnante Physiognomie dieses eigenwilligen Dichters alle Farbe und allen Charakter verliert und zum langweiligen Typus verblaßt. Sehr bezeichnend ist schon dies, daß die Kapitel oft mit breiten Erörterungen allgemein philosophisch-ethischen Inhaltes einsetzen: erst wird das Schema gerüstet, und dann wird es aus Frauenlob gestützt. Wo rein psychologisch gesehen die Gefahrenpunkte eines solchen Vorgehens liegen, braucht kaum gesagt zu werden: der Interpret schwebt immer in der Versuchung eines eklektischen Verfahrens, das die 'res' im Sinne der 'universalia' auswählt und deutet, vielleicht gar preßt. Die Gefahren wachsen, wenn mangelnde Beherrschung der Quellen und mangelnde Verpflichtung ihnen gegenüber hinzukommen. Und diesen Gefahren ist der Verfasser oft und oft erlegen. Immer wieder stößt man auf Interpretationen, die Dinge substituieren, die einfach nicht dastehen, auf Zitate, die nur sehr von weitem stimmen oder auch ganz etwas anderes besagen als das, wofür sie angezogen werden. Immer wieder steht man vor der Tatsache, daß eine Strophe nicht schlicht und treu durchinterpretiert ist, daß willkürlich zugespitzte Übersetzungen die Brücke ins Philosophische schlagen müssen oder die Sinnesakzente eines Textes verrückt werden, um die dem Verfasser genehme Deutung zu ermöglichen. Seine Art, die Dinge zu betrachten und zu vergleichen, hat etwas peinlich Labiles, ohne Schärfe, ohne Sauberkeit und infolgedessen auch ohne Beweiskraft.

Um wenigstens noch ein paar Belege für dies harte Urteil beizubringen: der Spruch 31 spricht von Noahs triuwe und zuht; Kißling interpretiert zuht mit oboedientia oder humilitas (S. 42 Anm.), wo doch der Spruch selber die Deutung völlig sicher stellt, indem er an Noahs Söhnen den Mangel an triuwe und zuht schilt. Frauenlob ist wie jeder Spruchdichter ein Lobredner des hie vor. Wie verschiebt es die Dinge, wenn Kißling dies traditionelle Element 'verabsolutiert' zum status ab aeterno (S. 60 Anm.). S. 152 wird in Gestalt einer 'integrierenden Übersetzung' eine Deutung von Strophe 397 gegeben, die völlig daneben greift, weil sie dem Worte sin, auf dem diese keineswegs 'dunkle' Strophe steht, einen ethischen Gehalt 'gute Gesinnung' aufzwingt, den es nun einmal nicht hat; Frauenlob selbst hätte durch den Vers 7 sin unt vernunft ist niur ein dinc diesen Fehler hintanhalten sollen. Man weiß oft nicht, was die Deutungen des Verfassers mehr schädigt, die tastende Unsicherheit, wie sie namentlich diese Strophe zeigt, und wie sie öfter mehrere Interpretationen zur Wahl stellt, oder die Unbedenklichkeit, die etwa dem Eingang der Strophe 412 gît iu ein guoter ræte die Übersetzung gibt, 'wenn euch, ihr Herren, einer einen guten Rat erteilen will' S. 147), wo also ganz darüber hingelesen ist, daß die Strophe lebt von dem Gegensatz des Rates, den ein guoter und ein swacher gibt. Die Strophe 90 weist nach Kißling einen 'kontinuierlichen Fortgang vom utile zum honestum zum summum bonum' auf (S. 147) — man muß das Stück selber lesen, um die ganze Kühnheit dieser Deutung zu ermessen: diu zuht in sol lêren, daz er lop unde prîs bejage; êrst mac sich gemêren sîn sælekeit naht unde tac, das sind die Verse, in denen sælekeit auf das

summum bonum zielen soll. Aber schon auf der nächsten Seite setzt sich Kißling selbst ins Unrecht, wenn er auf Grund derselben Strophe, und nunmehr ganz richtig, sælekeit versteht als das 'subjektiv erlebte Glücklichsein'. Man glaube aber nicht, daß es sich bei solchen Irrtümern um Schönheitsfehler handelt, die nur einzelne Sätze und Stücke in der Argumentation des Verfassers ausfallen ließen, ohne doch seine Gedankenführung im Großen zu schädigen. — In dem Kapitel 'Der amor dei und der amor mundi' behandelt Kißling ausführlich, Schritt um Schritt in engem Anschluß an den Text das strophenreiche Streitgedicht 'Minne und Welt' (S. 128 ff.). Dabei ist ihm das Mißgeschick begegnet, daß er eine Dichtung gutgläubig als integres Gebilde hinnimmt und interpretiert, bei der der Philologe mit Händen greift, daß die Überlieferung, was die Strophenfolge anlangt, im Mittelteile des Werkes schwer gestört ist.[1]) Nun ist die Sache noch glimpflich abgelaufen, weil der Verfasser über gewisse Unstimmigkeiten, vor die der durcheinandergewürfelte Text ihn stellte, leicht hinweggeglitten ist, mehr 'ahnend' als interpretierend; aber es versteht sich, daß auch hier das unscharfe Deuten grob entstellter Überlieferung im einzelnen (namentlich S. 131) zu anfechtbaren Aufstellungen führen mußte. — Schlimmer ist es Kißling mit einem anderen Komplex Frauenlobscher Dichtung ergangen. Das lange Kapitel 'Das Weib und die Frauenminne' gipfelt in dem Gedanken, daß echte ursprüngliche Minnelyrik bei Frauenlob nur eben noch 'anklinge', im übrigen aber der alte Minnedienst, der fast vollkommen unter ästhetischen Gesichtspunkten gelebt wurde, einer Bewertung der Frau Platz gemacht habe, die sie sozusagen zu einem religiösen Gegenstand macht: 'Der Wert ästhetischer Seelenqualitäten ... wich nun der Bedeutung der Frau in der Hinordnung der Seele zu Gott' (S. 95). An die Stelle des Werbens und der stæte beim Minnesinger tritt die religiöse Treue im Eheverhältnis. Und so macht denn Kißling Frauenlob zu einem Lobredner der Ehe. Aber wenn man von seinem Beweismaterial abzieht, was auf eklatanten Mißverständnissen beruht, dann bleibt nicht viel übrig. Die Strophe 149 ist doch ohne Zweifel rein minniglich gemeint, und wie Kißling gar aus ihr den Satz herausliest, (S. 96) 'beim Ehebruch vonseiten des Mannes wird die Frau aufgefordert, ihrerseits den Mann zu verlassen' (auf Grund der Verse: du minne in wider, lieber lîp, der dich mit triuwen meine. gip urloup, vrouwe, wankeln herzen, swâ diu sint 149,6 f.) ist gar nicht zu verstehen. Dasselbe gilt von dem Liede I; es ist mitnichten ein Beleg dafür, daß Frauenlob 'nur innerhalb der Ehe die volle Süße des Minnerausches kennt' (S. 98). Und ebenso zweifelhaft ist mir, daß Spruch 218 die Ehe zum Hintergrunde hat. Damit fallen aber die Hauptzeugen für den Satz: 'Die Liebe erschöpft sich gänzlich in der Ehe' (S. 97). Man glaubt den psycho-

1) Es ist kaum zu begreifen, daß Kißling nicht stutzig wurde vor der Tatsache, daß in diesem auf strophischen Wechsel gestellten Streitgedicht einmal der Welt und bald nachher auch der Minne zwei aufeinanderfolgende Strophen zugehören sollen, Strophenpaare überdies, die im einen wie im anderen Falle ein unüberbrückbares Klaffen des gedanklichen Zusammenhanges aufweisen. Offenbar sind die Strophen 436 bis 438 hinter 431 einzuschieben. Strophe 432 will freilich auch an 438 noch nicht befriedigend anschließen, am besten würde sich die Strophe vielmehr an 435 fügen. Ist mit Strophenverlusten zu rechnen?

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

logischen Weg für die Argumentation des Verfassers nachspüren zu können: Voßlers geistvolle These von der Sanktionierung der Liebe, von der Apotheose, die die Frau im dolce stil nuovo durch die Verschmelzung von Frauen- und Marienminne erfuhr, und Ehrismanns Satz, daß der Preis der ehelichen Treue zum neuen deutschen Stil gehöre, das sind die 'universalia', die Kißlings Interpretation der Frauenlobschen Minnedichtung geleitet haben, mit dem Resultat, daß ein Wort wie triuwe gepreßt wird zu dem Begriff der religiös gefärbten ehelichen Treue, selbst noch in einer abgegriffenen Formel wie mit triuwen meinen. Wieder stören Unmöglichkeiten oder zumindest Gewaltsamkeiten und Überspitzungen der Interpretation Gedankengänge, die an sich sehr diskutabel sind, an entscheidenden Punkten.

Hier gerade wird eine weitere tiefsitzende Schwäche der Kißlingschen Arbeit fühlbar. Kißling sieht eigentlich alle Äußerungen Frauenlobs auf gleicher Ebene und nimmt und wertet sie auf Treu und Glauben wie die Aussprüche eines Moralphilosophen. Er geht völlig darüber hinweg, daß Frauenlob ein Dichter ist, und zwar ein ebenso selbstbewußter wie doch auch wieder traditionsbestimmter Dichter, der eine aus sehr verschiedenen Quellen fließende Überlieferung verarbeitet. Um bei der Minnedichtung zu bleiben: es geht nicht an, auch für die ethische Auswertung nicht, daß man die hochgespannte Minnelyrik der Lieder auf dieselbe Linie stellt wie etwa die Spruchkette im Kurzen Ton (208 ff.), die mit ihrer gutenteils epigrammatisch gefaßten Didaxe aufs Feld der Ars amandi weist. Die triuwe hat in einer bürgerlichen Priamel (402) einen anderen Sinn und Klang als in einem Minnespruch mit ritterlichen Hintergründen (149); dieselbe frauliche êre, die im Tageliede ungemeilet bleibt (Lied XI 3, 12), muß im Bispel rîsen (273,16). Und dieser Dichter ist überdies ein Meistersinger, nach Beruf und mehr noch nach Anlage darauf aus, das Exzentrische, Überspannte zu suchen, seine Vorbilder zu übertrumpfen im Inhaltlichen wie im Formalen. Da erhebt sich doch die große Frage, die Kißling freilich nicht zum Bewußtsein gekommen ist: was ist, im Vergleich zu älterer Dichtung, forcierter oder manierierter Stil? Und was ist gewandeltes Ethos? Im Spruch 210 wirft Frauenlob die Frage auf: nenn ich si engel oder wîp? Kißling münzt das Stück vollwichtig aus im Sinne seines Gedankens von der religiösen Erhöhung der Frau (S. 85 f.); aber das heißt doch wohl, seinen Schweregrad verkennen. Offenbar stellt der Spruch nur die Aufbauschung eines alten, ja schon von Walther verwendeten Vergleiches dar, die zugleich eine dialektische Zerfaserung ist. Man hat mehr als einmal das Gefühl, daß Kißling um das eigentümliche Ethos eines Stückes betrogen wird, weil er den Faktor meistersingerischer Künstlichkeit und Spielerei nicht in Rechnung setzt. Das hat vereinzelt sogar, wie bei Spruch 392, zu einer ganz falschen Deutung geführt (S. 118). Auch von dieser Seite aus gesehen, hat Kißling seine Aufgabe zu philosophisch-abstrakt angegriffen: erst muß man den Dichter Frauenlob haben, ehe man des Ethikers habhaft werden kann.

Bei alledem steht hinter dem Buche (sonst brauchte es so langer Auseinandersetzungen nicht) ohne Zweifel ein kluger, ja geistvoller Kopf. Die leitende Idee, nämlich Frauenlobs Ethik genetisch zu verstehen, ist untadelig:

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Kißling setzt den Minnesang voraus und 'verwendet dessen Begriffe, um der gewandelten Begriffe bei Frauenlob habhaft zu werden' (S. 4); so geht er die Skala der Werte und Tugenden durch, das ist der Grundriß des Buches. Und er zeigt dabei durchaus einen offenen Blick für die Problematik einer geistigen Wandlung, wie die Dichtung des 13. Jahrhunderts sie aufweist, und ein Gefühl für die seelischen Hintergründe solcher Bewegungen. Wenn nur nicht die unselige Meinung wäre, solche Probleme gedanklich-konstruktiv, vom Allgemeinen aus erschöpfen zu können. Ein Lieblingsgedanke des Verfassers ist jener von der 'immanenten' ritterlichen und der 'transzendenten' bürgerlichen Ethik. Eine Welt angeborener, blutsmäßiger Qualitäten, wie die ritterliche sie darstellt, erscheint bei Frauenlob im Lichte der Reflexion und Objektivierung. Ethische Spruchdichtung überhaupt ist der Ausdruck sich auflösenden und bereits aufgelösten Lebens, sozusagen 'rationalisiertes totes Leben' (S. 61). Das ist die These, die in immer neuen Abwandlungen und Anwendungen das Buch trägt. Es ist das einer jener gescheiten Gedanken, die man 'anregend' zu nennen pflegt, die aber wissenschaftlichen Wert erst gewinnen, wenn man sie nicht als starres Schema nimmt, dem die Dinge unterworfen werden, sondern als Abstraktionen, sozusagen als reine Ideen, im flutenden und widerspruchsvollen Leben konkreter Wirklichkeiten, immer nur stückweise realisiert. Man lese einmal nach, wie leicht Kißling mit der Tatsache fertig wird, daß schon in ihrer Blüte die ritterliche Dichtung so stark reflektierend sich darstellt; und auf die große Frage geht er gar nicht ein, in welchen Grenzen wir überhaupt ein Recht haben, die Ethik des ritterlichen Tugendsystems als 'blutsmäßig' ritterlich anzusehen.

Es ist ganz gewiß hocherfreulich, wenn sich heute junge Forschung die Wege zu einem vertiefteren und innerlicheren Verständnis mittelalterlicher Dichtung und mittelalterlichen Geistes zu bahnen versucht. Aber so wie dies Buch es anfängt, geht es nicht. Es ist schmerzlich, an einem solchen Beispiel zu sehen, wie der Hang zu blendenden, weiträumigen Sätzen das schlichte Verantwortungsbewußtsein gegenüber den Quellen töten kann. Auf diese Forderung aber dürfen wir auch heute nicht verzichten: ehe etwas fein und geistvoll ist, muß es ganz einfach richtig sein.

Konrad Burdach, Die nationale Aneignung der Bibel und die Anfänge der germanischen Philologie. Halle 1924.

Dies neue Burdachsche Buch gibt sich selbst als eine Gelegenheitsarbeit; es wiederholt, mit einigen Nachträgen, den Beitrag des Verfassers zu der Festschrift für Eugen Mogk. In diesem seinem Zweck der Begrüßung eines Studiengenossen und der Anpassung an diesen Zweck liegen seine Reize und seine natürlichen Grenzen. Schwedische Reiseeindrücke, darunter vor allem die eigene Schau des Codex argenteus der gotischen Bibel, ließen schon vor langem in dem Verfasser den Plan lebendig werden, das 'Hinüberleuchten germanischen Nationalgefühls, germanischer Bibelforschung, germanischer Bibelfrömmigkeit aus Schweden nach Deutschland auf breiterer geistesgeschichtlicher

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Grundlage darzustellen'. Man muß das wissen, um die Anlage und die Ökonomie der vorliegenden Arbeit zu verstehen, die wenigstens in Andeutungen den alten Plan verwirklichen will. Die gotische Bibel steht mit den vielfältigen Wirkungen, die sie auf dem Felde antiquarischer, nationaler, religiöser Interessen auslöste, noch sehr fühlbar im Mittelpunkt der Darstellung; aber die geistesgeschichtliche Bedeutung, die die Auffindung der gotischen Bibel gewonnen hat, wird dem Verfasser Anlaß, seine Kreise weiter zu schlagen und der Frage nachzugehen, aus welchen geistigen Bedingungen heraus der Bibelkult und die ihm folgende übertragung der Bibel in die Landessprachen verstanden werden will, in welchen Verflechtungen mit anderen Kräften des geistigen Lebens beides gesehen werden muß. In der behutsam voranschreitenden, nach allen Seiten Umschau haltenden und sichernden Art, die wir an ihm kennen, gibt B. nicht nur einen Einblick in die Bemühungen um die landessprachliche Bibel von den Anfängen der Waldenser ab, sondern eröffnet zugleich vielfältige Ausblicke auf die gelehrte Arbeit an der lateinischen Bibel, und immer ist er bemüht zu zeigen, wie Biblizismus und Humanismus weithin Hand in Hand gehen. Die falsche Vorstellung von dem unkirchlichen oder gar widerkirchlichen Charakter des Humanismus erneut ablehnend, verweist er auf die innere Verwandtschaft, die in der Stimmung dieser geistigen Bewegung und der aller reformatorischen Regungen lag, insofern es sich in beiden Lagern um das Ziel handelte: zurück aus einer entarteten Gegenwart zu reineren Lebensquellen.

So spürbar die Zusammenhänge zwischen Biblizismus und Humanismus etwa bei Gerhard Grote sind oder auch schon bei Heinrich von Mügeln, B. bleibt vorsichtig genug, seinen Leitgedanken nicht zu überspannen. Tatsächlich wirkten eben Antriebe aus verschiedenen Richtungen zusammen, um den Drang zur nationalen Bibel mächtig werden zu lassen und 'das Jahrhundert der Laienbibel' heraufzuführen. Mir scheint, auch der Mystik muß in diesem Zusammenhange gedacht werden. Die Individualisierung des religiösen Lebens, die Lockerung gewisser Bindungen, die sie brachte, mußte von selbst zu einem Langen nach der Schrift und einem persönlicheren Verhältnis zu ihr führen; kein Wunder deshalb, wenn uns von der hl. Hildegard bis zu Rulman Merswin der Anspruch begegnet, des Schriftverständnisses aus Gnaden mächtig zu sein, und kein Zufall, wenn gerade bei dem den Gottesfreunden nahestehenden Otto von Passau die Mahnung sich findet, die Schrift des Alten und Neuen Testamentes oft, viel und mit Andacht und Ernst zu lesen (B. zitiert selber diese Stelle) — er steht damit ja unter den Gottesfreunden nicht allein. übrigens scheinen auch aus der Vorrede der Wenzelsbibel, die B. herbeizieht, einzelne mystische Töne herauszuklingen. Und auch auf die wieder aus andern Keimpunkten quellenden biblizistischen Bemühungen des Deutschen Ordens darf man hinweisen. Auch unter diesem Betracht überrascht die Tatsache, wie vorgeschritten das geistige Leben innerhalb des Ordens war; denn hier ist man in einer Arbeit, die sich stufenweise löst von der freien Art der Historienbibeln, schon um die Mitte des 14. Jhs. vorgerückt zur Eindeutschung der Bibel in prosaischer Form (die Handschrift A 191 des Königsberger Staatsarchivs enthält neben anderem eine über-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

setzung sämtlicher Propheten und der Apostelgeschichte in Prosa). Selbst ältere noch in Reimpaaren sich gebende Bibelbearbeitungen aus diesem Kreis bewähren in der Benutzung des Nicolaus von Lyra schon modernen Geist.

Je weiter der neuen Zeit entgegen, um so greifbarer wird das Zusammengehen von Humanismus und Bibelarbeit, zumal auch der Bibelarbeit, die sich des lateinischen Textes annahm oder auf die Quellen zurückging. Ausführlich erörtert B. namentlich, was der französische humanistische Calvinismus im Dienste der Vulgata und der landessprachlichen Bibel geleistet hat. Im übrigen verschiebt sich nunmehr der Schwerpunkt des Buches, und der zweite Teil des Titels kommt zu seinem Recht. B. legt die Fäden bloß, die sich zwischen dem reformatorischen Biblizismus und den Anfängen nationaler Altertumsstudien spinnen. Und hier eben ist die Auffindung des Codex argenteus die Tatsache von entscheidendster Bedeutung; denn die gotische Bibel galt der Zeit und übte ihre Wirkung gewiß hauptsächlich als klassisches Denkmal des nationalen Altertums, daneben aber, wie der Verf. schön zeigt, auch als uralter Vorläufer der deutschen Volksbibel, sozusagen als 'testis veritatis'. B. spürt dann im einzelnen den Anfängen der germanischen Altertumsforschung zumal in den nordischen Ländern nach, die durch den großen Fund einen beflügelnden Antrieb erhielt, mustert die Editionen altenglischer, altdeutscher Bibelübersetzung, die ersten Ansätze germanischer Sprach- und Geschichtskunde und hält dabei den Blick immer gerade auf solche Stellen gerichtet, wo sich das antiquarische Interesse mit dem reformatorischen verflicht. Er schließt seine Übersicht mit einer eingehenden Würdigung Diederichs von Stade und Johannes Dieckmanns, beides Männer, die, unter dem Einfluß schwedischer Tradition stehend, einen neuen Biblizismus fördern, der sich wieder mit altdeutschen Sprachstudien verbindet und z. T. an ihnen nährt. Natürlich bedeuten sie nicht den Schluß dessen, was zum Thema zu sagen wäre; B. deutet die Lücken und weiteren Perspektiven seiner Arbeit selber an. Ja vielleicht wäre gerade das Interessanteste erst noch zu sagen, wenn man für die Folgezeit das Thema auch leicht verändern müßte: nicht mehr nationale Aneignung der Bibel, sondern Aneignung der nationalen Bibel, d. h. für uns der Lutherbibel. Aber dies Thema wird wohl besser einmal als Aufgabe für sich angegriffen. Wie das Burdachsche Buch vorliegt, wird es in seiner zweiten Hälfte vielleicht dem Theologen weniger sagen als dem Germanisten, dem hier ein gut Teil genauer Gelehrtengeschichte aus den Anfängen seiner Wissenschaft geboten wird; aber auch diese Partien bewegen sich in jenen weiten Horizonten und bewähren den europäischen Blick, den wir an Burdach ehren.

Samuel Singer, Die religiöse Lyrik des Mittelalters (Das Nachleben der Psalmen). [Neujahrsblatt der Liter. Gesellschaft Bern, N. F. Heft 10.] Bern 1933.

Das Buch ist aus einem wissenschaftlichen Bonmot geboren und um dies Bonmot herumgebaut: 'Die Psalmen des Alten Testaments sind die

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Grundlage unserer gesamten europäischen Lyrik', heißt der erste Satz, und im zweiten Satz wird die weltliche Lyrik, 'die, wenigstens in formaler Beziehung, auf den von ihnen ausgegangenen Hymnen und Sequenzen beruht', ausdrücklich eingeschlossen. Über solche Sätze rechtet man nicht; denn man ist sich von vornherein mit dem Partner über die Vorbehalte einig. Das ganze Buch entzieht sich eigentlich seinem Charakter nach der Kritik: der blutsbewußte Mann, der forschende Gelehrte und der genießende Liebhaber machen sich Arm in Arm auf einen Weg, der sie bald gemächlicher, bald eiliger, meist im Fluge durch die gesamten abendländischen Literaturen des Mittelalters führt. Bald ist es der, bald jener, der das Wort führt. Eine Unzahl von schweren Fragen wird angeschnitten und mit schnellem, wenn auch vielleicht langsam gewachsenen Wort glossiert; in bunter Fülle werden Eindrücke und Einfälle ausgesprochen, triftige und grundlose, wie es eben in angeregter Unterhaltung geht. Je weiter das Mittelalter hinauf, um so mehr nimmt der Liebhaber das Gespräch in die Hand, die Untersuchung nähert sich einer Anthologie. Die Geißler, Mechthild von Magdeburg, der heilige Franz, Franziskanerdichtung, Frauenlob — oder: Juan Ruiz Arcipreste de Hita, Jacopone da Todi, Eysteinn Asgrimsson, Oswald von Wolkenstein, François Villon, so folgen springend die kurzen Abschnitte aufeinander, die immer nur ein Schlaglicht werfen, immer nur die eine oder andere dichterische Probe vorlegen. Begreiflich; denn im 14. und 15. Jahrhundert wird die Fülle des Stoffes übermächtig. Wird für das spätere 13. Jahrhundert mit dem Stichwort 'Das neue Fühlen' noch der Versuch einer einenden Zusammenfassung gemacht (in der die Geißler freilich nichts zu suchen haben), so fallen mit dem Ausgang des Mittelalters die Dinge auch äußerlich auseinander.

Die Zwanglosigkeit des Ganzen gibt auch den wissenschaftlichen Behauptungen oft den Charakter eines Versuchs, eine Art von Unverbindlichkeit, die den Kritiker in einen schweren Stand setzt. Will er nicht stillos werden, so kann er auch nur, als Gesprächspartner sozusagen, mit Impressionen und Anmerkungen antworten, die eigentlich Seite um Seite begleiten müßten. Hier nur das eine oder andere. Eine vergleichende Untersuchung der jüdischen und christlichen Bibelkommentare kann fruchtbar sein, aber weder die Notker noch die Williramstelle weisen auf jüdischen Einfluß (S. 16 f.). — Man kann Otfrieds großen Hymnus auf den Logos (II 1) den ersten Psalm in deutscher Sprache nennen; aber wie S. dies Kapitel in 10 verschieden lange, kurzzeilige Strophen zerlegt, ist ganz unmöglich. Kurzzeilig sollen sie sein, weil S. auf die glatte Hundertzahl hinaus will. Das Kapitel steigert sich nur in der Mitte zu strophischer Form. Aber diese Strophen sind auf die Vierzahl der Verse gestellt — ob vom lateinischen Hymnus her? Die Zahl von 50 Langzeilen für das Kapitel mag von Otfried als runde Zahl gemeint sein, obgleich sie in dem Gesamtwerk nicht so häufig erscheint, daß man von Absicht sprechen müßte. Wichtiger ist es, auf die Vielfachen der Vierzahl als Maß der Kapitel zu achten: Die Zahl der Kapitel, die 24 und 28 Verse zählen, liegt so weit über dem Durchschnitt, daß man nicht mehr von Zufall reden kann. — Wer spricht eigentlich noch von dem 'Leich von Christus und der Samariterin' und dem 'Petrusleich'? Der Ausdruck scheint

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

S. gelegen zu kommen, gewissermaßen als Bezeichnung für den christlichen Psalm. Aber selbst summarische Betrachtung sollte so unterschiedliche Gebilde wie diese beiden Dichtungen nicht nebeneinander rücken. Der 'Petrusleich', ein als Pilgerlied konzipiertes Stück, hat nichts im Gefolge Otfrieds zu tun, und der 'Ezzoleich' gehört nur sehr bedingt in die Nachbarschaft volkstümlicher Wallerlieder; die Legende scheint unzerstörbar, daß er wie sie auf einer Kreuzfahrt gesungen worden ist. — Treffend wird der Archipoeta gewürdigt und sehr mit Recht Walthers religiöse Dichtung herausgehoben; aber daß er in das Kreuzlied vil süeze wære minne 'viel unverdaute Theologie' hineingearbeitet habe, ist eine Mutmaßung, die den Charakter des Stückes ganz verkennt. Wie der Stil dieses Liedes Anlehnung an das volkstümliche Pilgerlied sucht, so bewegt es sich gedanklich gerade auf dem Boden handfester und volkstümlicher religiöser Vorstellungen. — Der alte liebe Irrtum, daß Wolframs Stil durch das trobar clus der Troubadours bestimmt sei, wird, wenn auch vorsichtig, noch einmal präsentiert. Eher stimmt man zu, wenn der Eingang des Willehalm als 'das vielleicht schönste Gebet des Mittelalters' eingereiht ist. — Frauenlobs dunkler Stil findet die Achtung, die er verdient, wenn ich bei diesem großen Formkünstler auch nicht in einem 'Ringen mit der Form' das Eigentliche sehe und ihn mit 'sinnlicher Glut' und 'süßem neuen Stil' gefährlich einseitig charakterisiert finde.

Aber spielen wir nicht den Besserwisser, das stört die Unterhaltung; freuen wir uns mit dem alten Gelehrten der Fülle und der weiten Überschau, die ein langes Leben ihm beschert hat, freuen wir uns mit dem literarischen Feinschmecker der vielen Köstlichkeiten, die er von überall her zusammengetragen hat und in eignen und fremden Übersetzungen vor uns ausbreitet. Denn: 'Leben ist Freude' — so zieht das Nachwort die Summe.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

IV.

Zur neueren deutschen Literaturgeschichte

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Lessings Plan eines Deutschen Wörterbuches

Vortrag in der Gesellschaft für deutsche Philologie

1936

Ein guter Teil von Lessings Lebensarbeit steckt in seinen wissenschaftlichen Studien. Sie sind noch nicht so erforscht, wie man es wünschen könnte. Die Frage, vor die man sich bei Lessing immer wieder gestellt sieht: wo hört der Aufklärer, der Rationalist in ihm auf, um anderen Haltungen und Gedanken Raum zu geben? — diese Frage und manche andere der inneren Persönlichkeit kann auch von der Seite seiner wissenschaftlichen Arbeiten her geklärt werden.

über Lessings Stellung zum deutschen Altertum, zum deutschen Mittelalter, speziell zur deutschen Literatur- und Sprachgeschichte gibt es keine gründliche Untersuchung. Man zieht sich gern hinter die entsprechenden Kapitel von Erich Schmidts Lessing zurück; aber so gehaltvoll sie sind, sie sind viel zu summarisch, um ihre Gegenstände erschöpfen zu können. Man stößt sich vielleicht auch an dem fragmentarischen, z. T. nur notizenhaften, disparaten Charakter dieser Studien und meint, es sei nicht genügend vorhanden. Aber gerade dies Negative, daß etwas fehlt und wo etwas fehlt, ist unter Umständen sehr aufschlußreich und müßte, wenn man einmal die Aufgabe ernstlich angreift, gehörig beachtet werden.

Die Polyhistorie des 17. Jahrhunderts, zumal soweit sie literarisch und sprachlich interessiert war, wandte sich auch dem Altertum des europäischen Nordens zu, den Germanen und Kelten, und dies auch aus nationalen Wurzeln genährte Interesse trieb zu Lessings Zeiten die eigentümliche Blüte der Barden- und Skaldendichtung hervor. Lessing hat die Morhof, Schottel, Leibniz wohl gekannt; er rühmt gelegentlich auch die alten Barden, deren Lieder Karl der Große aufzeichnen ließ, und ebenso das jüngere Geschlecht der Barden, die er im schwäbischen Zeitalter ansiedeln möchte und denen zuliebe er das Heldenbuch von 1560 durchgelesen hat; aber irgendein gelehrtes Interesse hat dieser ganze Stoffkreis nicht bei ihm hervorgerufen: dazu war er zu sehr Humanist. Lessing sind große Mengen altdeutscher Literatur durch die Hände gegangen. Er hat Schilters Thesaurus antiquus Teutonicus gekannt, in dem Otfried, Notker, das Rolandslied und anderes zu lesen war. Er hat natürlich die Veröffentlichungen der Schweizer Bodmer und Breitinger gekannt, die seit den fünfziger Jahren mittelhochdeutsche Dichtungen neu herausgegeben hatten: den zweiten Teil des Nibelungenliedes, die Fabeln, die Sammlung von Minnesingern aus dem schwäbischen Zeitpunkte. Dann sind ihm seit 1770, wo er Bibliothekar in Wolfenbüttel wurde, die Handschriften dieser Bibliothek durch die Hände gegangen: sie enthielt mancherlei zur mittelhochdeutschen Epik und Lehrdichtung. Aber gezündet hat das alles

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

nicht oder richtiger: bloß in einer für uns merkwürdigen Weise. Von Bodmers Nibelungenausgabe hat er nur bescheidene Stücke gelesen (wie aus seinem Handexemplar mit Sicherheit zu ersehen ist). Die Lektüre des Minnesangs hat nur in ein paar dürftigen lexikalischen Notizen Spuren hinterlassen. Allein die Lehrdichtung machte ihn warm. Nun machte es die außerordentlich rohe Form der Textabdrucke der Schweizer dem Leser nicht leicht; aber andere sind doch durch die harte Schale hindurchgestoßen. Auch muß man in Anschlag bringen, daß Lessing der nationale z. T. sogar lokalpatriotisch gefärbte Enthusiasmus fehlte, der für die Schweizer ein starker Antrieb war, die Schätze deutscher Vorzeit ans Licht zu heben. Aber es bleibt doch die Tatsache, daß Lessing ein Aufnahmevermögen fehlte, das bei manchen Zeitgenossen bereits entwickelt war. Er versteht die mittelalterliche Überlieferung nur, soweit er sich selbst in ihr wiederfindet. Das bedeutet auf der einen Seite: sie zieht ihn an, soweit sie Fabel-, Lehr- und Spruchdichtung ist. Fertig geworden sind zwei Studien über Fabeln aus den Zeiten der Minnesinger, stecken blieb eine Ausgabe des Renners, nicht über das Stadium des Zusammentragens gedieh eine Sammlung 'Altdeutscher Witz und Verstand', in der er Priameln, Sprichwörter u. dgl. aus dem 15. und 16. Jahrhundert zusammentrug, teils aus Handschriften, teils aus Drucken. Es gehört alles erst in die Wolfenbütteler Zeit; aber es bildet deutlich einen großen Zusammenhang mit Lessings theoretischen Studien über Fabel und Epigramm, mit seinem praktischen Interesse an Epigrammatikern wie Zincgref und Logau. Hier wirkt eine spezifische menschliche und künstlerische Anlage auch nach der wissenschaftlichen Seite sich aus. Und das zweite, was jener Satz besagen soll: 'Lessing weiß mit der altdeutschen Überlieferung nur etwas anzufangen, soweit er sich selbst in ihr wiederfindet', ist dies: einen ganz erheblichen Bestandteil von Lessings Wesen macht das aus, was man in der Sprache der Zeit den 'Antiquar' nennt, den historischen Forscher mit einem starken stofflich-gegenständlichen Interesse. Das eindrücklichste Beispiel ist seine Studie 'über das Heldenbuch'. Einzelne Kapitel davon sind ausgearbeitet, anderes nur entworfen. Da geht es um eine spätmittelalterliche Sammlung von Heldensagen aus dem 13. Jahrhundert: Ortnit, Wolfdietrich, Rosengarten, Laurin (Druck von 1560). Der Kerngedanke ist eine harte historische Konstruktion: Lessing identifiziert den epischen Kaiser Otnit mit Friedrich II., ohne Gefühl dafür, daß eine Dichtung, selbst wenn sie historische Bezüge aufweist, niemals Historie kopiert. Man muß es aussprechen: das ist die Sicht des 17. Jahrhunderts. Mit diesen antiquarischen Augen hat etwa Melchior Goldast die altdeutsche poetische Überlieferung gelesen. Es hat seine tiefere Bedeutung, wenn Goldast ein oft bemühter Gewährsmann Lessings ist, wie überhaupt die Hilfsmittel, die er auf germanistischem Gebiet gebraucht, die Schilter, Haltaus, Wachter, erkennen lassen, wie stark er an die historisch-antiquarische Betrachtungsweise der altdeutschen Überlieferung durch die ältere Generation gebunden ist. Man kann sagen: nach Anlage und nach Schulung trat Lessing mit Voraussetzungen vor die deutsche Dichtung, die es begreiflich machen, wenn er anders reagierte als die Schweizer. Und trotzdem verdankt er ihnen die Anregung und entscheidende Gesichtspunkte für

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

den größten germanistischen Plan, den er überhaupt gehabt hat und den er mit einer Zähigkeit wie kaum einen andern festgehalten hat, vom Ende der fünfziger Jahre bis 1774: ein deutsches Wörterbuch auf historischer Grundlage. Diesen Plan stelle ich in den Mittelpunkt meiner Ausführungen; er ist wenig bekannt und noch nie zusammenhängend gewürdigt worden.

Was an konkreten Unterlagen für die Rekonstruktion des Lessingschen Planes da ist, läßt sich schnell aufzählen. Lessing hat 1759 mit Ramler zusammen den Logau herausgegeben: Ramler den Text, er selbst das Wörterbuch. In der Vorrede dazu befindet sich der bedeutungsvolle Satz: 'Ähnliche Wörterbücher über alle unsere guten Schriftsteller würden ohne Zweifel der erste nähere Schritt zu einem allgemeinen Wörterbuche unserer Sprache sein'. Dem Logau wollte Lessing andere Editionen ähnlicher Art folgen lassen. Gestalt gewann davon nur die Ausgabe des Andreas Scultetus, eines Opitzianers, den Lessing selbst ausgegraben hatte und den er in seiner Finderfreude ein wenig überschätzt. Er erschien indessen erst 1771, als Lessing selbst den Geschmack an den Opitzianern verloren hatte. Das Wörterbuch ist hier nicht mehr als etwas Selbständiges beigegeben, sondern zu einem umfänglichen sprachlichen Apparat geschrumpft.

Alles sonstige Material steckte im Nachlaß und ist leider nur trümmerhaft auf uns gekommen. Lessings Bruder Karl ließ in den neunziger Jahren ein dreibändiges Werk erscheinen: Gotthold Ephraim Lessings Leben nebst seinem noch übrigen literarischen Nachlaß. Im dritten Bande hat der Breslauer Professor Georg Gustav Fülleborn Lessings Nachlaß zur Deutschen Sprache, alten Literatur, Gelehrten- und Kunst-Geschichte herausgegeben. Er gibt über seine Quellen nur sehr summarisch Auskunft: ein mit Foliobogen durchschossenes deutsch-lateinisches Lexikon, 13 kleine Quartbücher, die nach dem Alphabet eingeteilt waren, und 'eine Menge deutscher Wörter und Dichterstellen'. Daneben nennt er 'viele Bändchen, Blätter und Papierschnitze mit altdeutschen Wörtern, alten Dichterstellen, Redensarten und Nachweisungen'. Dies Material hat Fülleborn leider nicht so gedruckt, wie es ihm vorlag, sondern alles in eine alphabetische Ordnung gebracht und als 'Beiträge zu einem deutschem Glossarium' publiziert. Das Material ist dann leider verschollen, so daß eine Kontrolle nicht möglich ist — bis auf einen Fall: das durchschossene deutsch-lateinische Glossar ist wieder aufgetaucht, in den dreißiger Jahren der erste Band, noch später der zweite; es ist Steinbachs Deutsches Wörterbuch von 1725. Man ist hier also in der Lage, durch Vergleich festzustellen, wie Fülleborn mit Lessings Sammlungen umgegangen ist. Es ergibt sich, daß das, was er druckte, nur eine Auswahl dessen ist, was Lessing in seinem Steinbach zusammengetragen hatte, und auch was Fülleborn übernahm, hat er z. T. grob gekürzt. Der Schluß liegt nahe, daß er mit den anderen Bestandteilen der Lessingschen Sammlungen ebenso verfahren ist. Das bedeutet also: wir besitzen Lessings lexikalische Sammlungen nicht vollständig; wir können uns nur in Umrissen ein Bild davon machen, das aber, eben wenigstens in den Umrissen, leidlich zuverlässig ist.

Man rechnet gemeinhin mit erheblich größeren Verlusten. Das geht auf Nicolai zurück. Bei ihm und anderen Freunden Lessings, die um den

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Plan wußten, herrschte die Vorstellung, daß er ziemlich umfängliche Sammlungen besäße. Diese Sammlungen hat ihm 1769 Nicolai abkaufen wollen, weil er damals selbst mit dem Projekt eines Wörterbuches umging; Lessing hat sich aber zu dem Vorschlag nicht geäußert. Als nun bei der Publikation von Lessings literarischem Nachlaß durch Fülleborn zutage kam, wie verhältnismäßig schmal Lessings lexikalische Sammlungen waren, hat Nicolai das in Verbindung gebracht mit einem schweren Verlust, der Lessing 1775 betroffen hatte. In diesem Jahre machte Lessing von Wolfenbüttel aus seine große Reise über Wien nach Italien. Er schickte von Wien über Dresden nach Braunschweig eine Kiste, die im Trubel der Ostermesse verloren gegangen ist. Was wir mit dieser Kiste für das Wörterbuch verloren haben, darüber sind die Nachrichten widerspruchsvoll. Lessing selbst schrieb an den Bruder Karl: es sei seine fast völlig fertige Abhandlung von der Einrichtung eines deutschen Wörterbuchs darin. Nicolai behauptet 1794, Lessing habe ihm gesagt, in der Kiste sei der schon völlig ausgearbeitete Buchstabe A gewesen. Das kann in dieser Form eigentlich nicht stimmen: nach dem Charakter von Lessings Collektaneen und seiner Arbeitsweise ist es nicht vorstellbar, wie Lessing einen ganzen Buchstaben des Wörterbuches hätte völlig fertig haben sollen — es sei denn, daß man sich unter 'Wörterbuch' und 'fertig' etwas wesentlich Bescheideneres denkt, als dazumal doch schon die Regel war. Ich glaube, in einem späteren Zusammenhange noch etwas zur Klärung dieses äußeren Widerspruches und dieser inneren Schwierigkeit sagen zu können.

Nicolai hat also vermutet, daß Lessings ganze Collektaneen bei diesem Verluste mit verloren gegangen seien, daß das, was wir haben, nur die Nachlese der Jahre nach 1775 wäre. Der zweite Teil dieser Vermutung ist sicher falsch: die erhaltenen Collektaneen gehen bis in die Anfänge von Lessings Arbeit zurück. Aber auch der erste Teil der Vermutung ist, obzwar communis opinio, höchst fragwürdig, besser gesagt unhaltbar. Ich setze also für meine Rekonstruktion des Lessingschen Wörterbuchprojektes d i e s e Verluste nicht in Rechnung.

Der Plan Lessings läßt sich begreiflicherweise nicht würdigen, wenn man ihn nicht vor den Hintergrund der zeitgeschichtlichen Gegebenheiten stellt. Der Gedanke des Deutschen Wörterbuchs im 18. Jahrhundert — das ist ein Thema für sich, das ich nur eben so weit berühren kann, wie es für das Verständnis Lessings notwendig ist. Man muß sich klar halten: der Hauptstrang der deutschen Lexikographie ist bis ins 18. Jahrhundert hinein das Glossarium latino-germanicum. Aus rein praktischen Bedürfnissen gegenüber dem Lateinischen ist im 15. Jahrhundert das Deutsche Wörterbuch entstanden. Die ersten Glossare waren also lateinisch-deutsch. Aus ihnen gewann man deutsche Glossare durch einfache Umsetzung; schon um 1470 gibt es ein vocabularius incipiens teutonicus ante latinum. In der späteren Zeit wuchsen diese Glossare an Umfang; das 17. Jahrhundert ließ schon dicke Wälzer entstehen; aber das Grundprinzip blieb: die Vergleichung des Lateinischen mit dem Deutschen. Für Lessings Zeit kamen drei solcher Wörterbücher in Frage, und alle drei hat er eifrig benutzt. Es sind Stielers Sprachschatz von 1691; Christian Ernst Steinbachs Deutsches Wörterbuch vel

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Lexicon latino-germanicum von 1725; auch das Wörterbuch von Johann Leonard Frisch von 1741 bezeichnet sich noch als Teutsch-lateinische Wörterbuch. Nebenbei: wenn auch Jacob Grimm in seinem Wörterbuch die deutschen Lemmata soweit angängig lateinisch erklärt, so ist das ein letzter Nachhall des Glossarium latino-germanicum.

Schon Stieler kam es darauf an, das lebendige Sprechgut der Gegenwart möglichst vollständig zu erfassen; bei Frisch ist dieser Gedanke intensiviert, insofern als sein Buch nicht nur die 'allgemein gebräuchlichen Wörter', sondern auch die in den 'Künsten und Handwerken' üblichen, also den Wortvorrat der Fachsprachen mit erfaßt: hier steht Frisch deutlich unter dem Einfluß von Leibnizens 'Unvorgreiflichen Gedanken', die ja auch neben dem Lexikon der allgemein gebräuchlichen Wörter einen 'Sprachschatz der Kunstwörter' forderten. Frisch wollte aber darüber hinaus ein historisches Wörterbuch der deutschen Sprache geben und hat mit staunenswerter Stoffbeherrschung alte deutsche Quellen, sobald sie ihm zugänglich waren, ausgezogen; noch Jacob Grimm hat dies Werk als das erste gelehrte deutsche Wörterbuch anerkannt.

Lessing hat diese Wörterbücher genau gekannt, wie er auch mit Leibnizens lexikalischen Theorien vertraut war. Wenn er nach Frisch ein deutsches Wörterbuch ins Auge faßte, so ist klar, daß er sich darunter etwas anderes vorgestellt haben muß. Um dies andere zu verstehen, muß man wissen, daß das 18. Jahrhundert einen neuen Gedanken in die deutsche Lexikographie hineintrug, den des maßgeblichen, vorbildlichen Sprachgebrauchs. Ein solches normatives Wörterbuch ist die logische Konsequenz aufklärerischer Sprachlehre und Poetik. Es versteht sich nahezu von selbst, daß dieser Gedanke in Gottscheds Kreis den besten Boden fand. Wir wissen von verschiedenen Ansätzen zu einem normativen Wörterbuch; die aber kamen über die Vorbereitung nicht hinaus. In den sechziger Jahren wollte Gottsched selber Hand ans Werk legen. Aber auch er brachte es nicht weiter als bis zu einer Ankündigung und einem Probebogen. Der jedoch ist aufschlußreich genug: er zeigt ein Stilwörterbuch ohne gelehrte Zutaten. Ende der sechziger Jahre hat Nicolai den Plan eines Wörterbuchs aufgestellt, für das er Lessings Collectaneen kaufen wollte. Hier ist der normative Gedanke sehr verfeinert, insofern als das Wörterbuch auf den 'classischen' zeitgenössischen Schriftstellern aufgebaut sein sollte. Mitte der fünfziger Jahre erschien Schönaichs Neologisches Wörterbuch, als Satire gegen die Klopstockschen Sprachkühnheiten gemeint: auch das gehört auf die Linie normativer Wörterbücher, nur daß sozusagen das Vorzeichen umgekehrt ist.

Hier muß Lessings Plan eingegliedert werden, aber auf sehr besondere Weise. Und das führt uns zu den Schweizern und ihren altdeutschen Studien zurück. Burdach hat in seiner Abhandlung 'Die Entdeckung des Minnesangs und die deutsche Sprache' (1918) nachgewiesen, daß die Entdeckung des Minnesangs durch Bodmer nicht nur ein literarisch-ästhetischer Vorgang von literatur-pädagogischer, patriotischer Bedeutung war, sondern daß er zugleich eine sprachliche Wendung anbahnte, die von der alten Sprache her theoretisch und praktisch die zeitgenössische Dichtersprache zu heben bestimmt war. Das

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

spricht Bodmer in der Tat am deutlichsten aus in seiner ersten Minnesinger-veröffentlichung von 1748; ihr sind 'Grammatische Anmerkungen über die Sprache der schwäbischen Poeten' beigegeben, die auf allerlei Freiheiten und 'Geschicklichkeiten' alter Sprachgestaltung hinweisen, die Bodmer nachahmenswert erscheinen. Dasselbe Ziel hat er nun aber auch mit anderen Erneuerungen alter deutscher Dichtung verfolgt: er hat 1745 Opitz neu herausgegeben (mit Breitinger), 1749 den Epigrammatiker Christian Wernicke, und die ausgesprochene Absicht dieser Editionen ist eine sprachlich und poetisch-pädagogische; über Lohenstein und Hoffmannswaldau wollte Bodmer zurück zu reineren Quellen der deutschen Sprache, und die fand er bei den Opitzianern: 'Man findet bei Opitz viele kräftige Wörter und Arten zu reden, die er aus der alten Sprache gleichsam durch die Hintertüre zurückgeführt hat. Dieser Weg, das Deutsche mit Reichtum und Stärke zu vermehren, . . . schien uns so übel versäumt und doch so brauchbar zu sein, daß wir ihm mit Opitzens Ansehen gern Credit verschaffen wollen'. Das ist die Stelle, wo Lessings Plan anzuschließen ist. Seine Ausgaben des Logau und des Scultetus setzen diese Opitzianerischen Bestrebungen der Schweizer fort. Auf Logau wollte Lessing unmittelbar folgen lassen die Erneuerung eines anderen Opitzianers, des Andreas Tscherning, natürlich auch mit Wörterbuch. Lessings Logau-Wörterbuch ist nichts als eine Verwirklichung des Gedankens, der bei Bodmer noch in Wunsch und Theorie stecken geblieben war. Man braucht in den Wörterbüchern nur zu blättern, dann tritt einem dieser poetisch-pädagogische Charakter auf Schritt und Tritt entgegen. Lessing hat dem Logau-Wörterbuch einen 'sprachlichen Vorbericht' vorausgeschickt, der das noch unterstreicht, und der ganz in dieselbe Kerbe schlägt und dieselben Ziele aufsteckt, wie Bodmers grammatische Anmerkungen zu seinen schwäbischen Poeten. Damit haben wir die Keimzelle des Lessingschen Wörterbuchplanes: was das Logau-Wörterbuch im einzelnen und kleinen war, sollte das deutsche Wörterbuch im ganzen und im großen werden.

Man hat gemeint, daß Lessing sich den Vorarbeiten für das große Wörterbuch am eifrigsten während seines Breslauer Aufenthaltes, von 1760 bis 1766, gewidmet habe, und hat das aus der Tatsache geschlossen, daß er seine Sammlungen auf Steinbach aufbaute, und daß (wie aus dem Nachlaß deutlich hervorgeht) die schlesischen Poeten eine größere Rolle bei den Sammlungen spielten. Aber das ist ein Fehlschluß. Der erste volle Einsatz der Sammelarbeit gehört, wie ich zuverlässig nachweisen kann, noch in die Berliner Zeit, in das Jahr 1759. Einen Steinbach hat er vielleicht deshalb als Grundlage genommen, weil er in ihm einen Niederschlag der Landessprache des großen Opitz zu finden meinte. Und was die schlesischen Dichter anlangt, so will beachtet werden, daß er sich ganz Bodmers Stellung zu eigen gemacht hat: er hat Opitz exzerpiert (besonders deutlich bei der Argenis) und daneben die großen Opitzschüler Fleming und Tscherning. Sehr genau hat er sich mit Zincgref befaßt: mit ausgiebigen Exzerpten aus ihm ist der Steinbach offenbar eingeweiht worden; zu diesem Autor zog ihn nun freilich wieder sein epigrammatisches Interesse. Aus Lohenstein findet sich dagegen nur ein Zitat; Hoffmannswaldau kommt überhaupt nicht vor.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

In dasselbe Jahr 1759, das den ersten Elan der Wörterbucharbeit sah, gehören nun aber auch die ziemlich umfänglichen lexikalischen Notizen aus dem Heldenbuch, die Lessing sich gemacht hat; d. h. ganz in Bodmers Spuren wollte Lessing zur Unterbauung seines älteren neuhochdeutschen Sprachgutes auch auf das Mittelhochdeutsche zurückgreifen. Die Exzerpte aus den Minnesingern, aus den Nibelungen, aus den Fabeln weisen in die gleiche Richtung. Also eine Stärkung der gegenwärtigen Dichtersprache aus den Quellen der Vergangenheit: das ist der ursprüngliche Zielgedanke. Dabei ist es lehrreich, wie sich mit dieser Hinneigung zu den Wörtern und Wendungen 'von altem Schrot und Korn' eine Wendung zugunsten der Provinzialismen verbindet: 'Wenn uns Herr Wieland statt jener französischen Wörter so viel gute Wörter aus den Schweizer Dialekten gerettet hätte, er würde Dank verdienen', solche Sätze schreibt Lessing im Jahre 1759 (14. Literaturbrief). Er glaubt sogar, was höchst aufschlußreich ist, gewisse Übereinstimmungen zwischen der schlesischen und der schweizerischen Mundart zu entdecken. Dem entspricht auch innerhalb seiner Sammlungen das Interesse für das Landschaftliche des Sprachschatzes, entspricht es ebenso, wenn er sich Notizen aus den Schweizer Dichtern Bodmer und Geßner aufzeichnet. An sich nimmt Lessing mit dieser Parole Leibnizische Gedanken auf: alte Wörter und landschaftliche Wörter, aber mit einer neuen Zwecksetzung: Leibniz verlangt die Sammlung und Beachtung der 'alten und Landworte' aus einem mehr wissenschaftlichen Interesse, weil er in ihnen die Haupthilfe für das Glossarium etymologicum sah — das ist ein rückwärts gewendeter Gedanke bei Leibniz, ein Gedanke des 17. Jahrhunderts, daß nämlich alle Sprachwissenschaft ihr Hauptziel in der Etymologie habe.

Wenn man also Lessings Wörterbuchplan als solchen vielleicht aufklärerisch nennen kann in der Art und Weise, wie hier auf die Verbesserung der Dichtersprache Einfluß geübt werden soll (das würde bei Betrachtung von einzelnen Artikeln noch deutlicher werden): die Mittel, mit denen das geschehen soll, weisen jedenfalls über die Aufklärung hinaus; denn die aufklärerische Stilistik und Poetik duldete ebensowenig die alten Wörter wie die Provinzialwörter.

Es blieb für Lessing nun aber nicht bei dieser einen Zielrichtung. Im Wörterbuchjahr 1759 hat er ein Manuskript begonnen 'über die Ähnlichkeit der griechischen und der deutschen Sprache zur Erleichterung der ersteren und Verbesserung der letzteren'. Das Manuskript ist verloren; wird sind auf Fülleborns Mitteilungen angewiesen. Aber der gibt nur Andeutungen, um, wie man deutlich sieht, das gute Andenken Lessings nicht zu schädigen. Doch schon diese Andeutungen genügen (im Verein mit anderen Notizen), um zu zeigen, daß Lessing mit seinen lexikographischen Sammlungen auch eine andere Richtung verfolgte, nämlich die etymologische. Wachters Glossarium Germanicum (1727 und 1737) ist eine oft zitierte Quelle: ein ganz aufs Etymologische abgestelltes Glossar. Das Etymologisieren ist Lessings schwächste Seite: da macht sich das völlige Fehlen sprachlicher Schulung in germanisticis geltend; er ist dilettantischer und unvorsichtiger, als es nach dem damaligen Stande der sprachwissenschaftlichen Erkenntnisse zulässig war.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Wenn er diese Vorliebe hat, zum Griechischen hinüber zu etymologisieren, so versteht sich das von dem Humanisten aus, der sehr ordentlich griechisch konnte; es ist aber doch eine Art Rückfall in die Sprachbetrachtung des 17. Jahrhunderts, und wenn er gelegentlich gar das Hebräische mit heranzieht, so glaubt man fast, die alte Idee von den drei heiligen Sprachen klinge noch nach.

Aber neben dieser etymologischen Richtung verfolgt Lessing noch eine weitere, die synonymische. Das war an sich wieder eine alte Gattung der Lexikographie, die bis in die Humanistenzeit zurückgeht. Von Haus aus dienten solche synonymen Sammlungen der Rhetorik; es waren Hilfsmittel, um den Benutzern die nötige Variatio des Ausdrucks zu erleichtern. In der Zeit der Aufklärung aber wurde ihre Aufgabe, die klare Abgrenzung und feine Abschattung des Sinnes, der sog. gleichgültigen Wörter, die nur für den groben Blick die gleiche Geltung hatten. Gottsched hat 1758 (also unmittelbar vor Lessings Rückkehr nach Berlin) ein solches Synonymenwörterbuch erscheinen lassen (Beobachtungen über Gebrauch und Mißbrauch vieler deutscher Wörter und Redensarten), nach französischem Vorbild. Lessing hat es gewiß gekannt; jedenfalls stehen sehr viele seiner lexikalischen Notizen unter diesem Gesichtspunkt. Da ist Lessing in seinem Element; da kann sich die dialektische Schärfe seines Denkens entfalten — aber wenn man an den Grundplan denkt: es war ein neues Moment, um seine Umrisse aufzulösen.

Das ist, um es schon jetzt auszusprechen, das Fragwürdige an Lessings Prospekt, daß es an dem festen, klaren, begrenzten Plan fehlt. Selbst aus Fülleborns fragmentarischem Material kann man herauslesen, wie Lessing immer neue Gesichtspunkte wählt, immer wieder ansetzt, es auf immer andere Art versucht. So hat er sich z. B. ein französisch-deutsches Wörterbuch vorgenommen, um auf dem damals nicht ungewöhnlichen Wege des Dictionnaire comparé Material für seine Sammlungen heranzuschaffen; ebenso ist er mit dem Englischen verfahren. Dabei beschäftigt ihn ebenso der Gedanke der Entlehnung von einer Sprache in die andere, wie der der Bereicherung einer Sprache aus der andern: das Englische hat seiner Meinung nach dem Deutschen mancherlei gegeben; aus dem Französischen glaubt er das Deutsche hie und da bereichern zu können. Dann wieder fesselt ihn das Grammatische, die Wortbildung: er macht Aufzeichnungen über die Collectiva und die Causativa. Und wieder zu einer anderen Stunde ist es das stoffgeschichtliche Interesse des Antiquars, das Sammlung und Aufzeichnung der Wörter bestimmt.

Auch was die Auswahl der ausgezogenen und herangezogenen Schriftsteller und Schriftwerke anlangt, so steckt etwas Unsystematisches, Zufälliges in Lessings Sammlungen. Er bringt Notizen aus Joh. Elias Schlegel, aber nicht aus Chr. Ewald Kleist, obgleich er ihn sehr schätzte. Hagedorn ist vertreten, Gleim nicht. Wieland, von dessen 'glücklicher Wörterfabrik' er einmal spricht, sollte anscheinend ausgiebig zur Geltung kommen. Aber das Schwergewicht lag, nach dem Erhaltenen zu urteilen, auf dem Frühneuhochdeutschen des 15., 16., 17. Jahrhunderts. Ich habe anfänglich geglaubt, daß das Ausmaß und die Gegenstände von Lessings Lektüre stark durch den Wörter-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

buchplan bestimmt worden seien; jetzt will es mir mehr scheinen, als wenn (wenigstens in den späteren sechziger und der ersten Hälfte der siebziger Jahre) ein anderes Interesse den Ton angab und der lexikalische Gewinn mehr nebenher abfiel. Lessings Vorliebe für die Fabel, für das Epigramm, für die pointierte Kleingeschichte, für körnige Erzählung überhaupt führte ihn zu Burkard Waldis und Sebastian Brant, zu den Adagia des Erasmus, zu den Sprichwörtersammlungen von Sebastian Franck, Eyering und Zincgref, zu Fischarts deutschem Rabelais und Paulis Schimpf und Ernst — und die lexikalischen Notizen waren erst ein Gewinn zweiter Hand, was nicht hindert, daß sie (wie gerade bei Pauli) recht ausgiebig sind.

Gleichwohl hat Lessing bis Anfang der siebziger Jahre ganz ernsthaft an dem Plan dieses Wörterbuches festgehalten; es gibt eine ganze Reihe von Briefstellen und anderen Zeugnissen, die das beweisen. Und erst 1774 kam die bittere Erkenntnis, daß es mit diesem Plan nichts war. Manchem von Lessings literarischen Projekten haftet etwas Tragisches an, aber bei keinem ist der Fehlschlag beklemmender als hier, auch für den, der heute den Dingen nachgeht. Man weiß sich nicht recht zu finden in das Maß von Selbsttäuschung, dem Lessing hier verfallen ist. Man versucht den Ausweg, daß Lessing zwar ernsthaft angesetzt, aber dann mehr als sammelnder Polyhistor seine lexikalischen Aufzeichnungen fortgesetzt hat, ohne den festen Gedanken einer abschließenden Veröffentlichung; aber dann könnte die Enttäuschung nicht so groß sein wie sie bei Lessing wirklich war. Diese Selbsttäuschung lag ja nicht nur darin, daß aus einer solchen kunterbunten, von den verschiedensten Interessen hin- und hergezogenen, der festen Wegrichtung entbehrenden Sammeltätigkeit niemals ein Wörterbuch hervorgehen konnte; sie lag viel mehr als in den sachlichen Schwierigkeiten noch in dem persönlichen Fehlurteil, daß Lessing sich für einen Lexikographen halten konnte, dieser unruhige, ungeduldige Mensch, der nicht bei der Stange zu bleiben vermochte, der nur in der Kritik und in der Opposition produktiv wurde, dem buchstäblich alles fehlte, was den Lexikographen macht.

Am 20. November 1773 schrieb der Bruder Karl an Lessing: 'Ich habe gehört, daß Du jetzt Tag und Nacht über der Vollendung eines deutschen Lexikons schwitzest'. Am 2. Februar 1774 antwortet Lessing: 'Ein deutsches Lexikon zusammenzuschreiben, diesen albernen Gedanken habe ich lange aufgegeben'. Was war geschehen? Kurz vorher war der erste Foliant von Adelungs Grammatisch-kritischem Wörterbuch erschienen, das bedeutendste deutsche Wörterbuch vor dem Grimmschen, ein Werk, das als Ersatz für das nicht zustande gekommene Gottschedsche gedacht war. Dies Adelungsche Wörterbuch stellt den Höhepunkt und die Vollendung der Bemühungen der Aufklärungszeit um ein deutsches Wörterbuch dar. Es ist strenger in der Abgrenzung des vorbildlichen Sprachgebrauches und unduldsamer gegenüber altertümlichen, landschaftlichen oder gar familiären und vulgären Wörtern und Wendungen, als Gottsched gewesen wäre. Insofern entsprach es dem, was Lessing vorschwebte, gar nicht. Und dennoch, es war eine imponierende Leistung, neben der auf Jahrzehnte hinaus ein Konkurrenzwerk undenkbar war; es ist in der Tat erst durch das Grimmsche Wörterbuch abgelöst und

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

überboten worden. Dabei ist es in überraschend kurzer Zeit entstanden: nur sechs Jahre hat der Verfasser für den ersten Band gebraucht.

Ohne Zweifel ist Lessing durch das Erscheinen dieses Werkes, man kann nicht sagen: zum Aufgeben seines Wörterbuchplanes bewogen worden, da wählt er den falschen Ausdruck. Das Adelungsche Wörterbuch, mit eiserner Energie in verhältnismäßig kurzer Zeit auf die Füße gestellt, mußte ihm das Unzulängliche, Zerfahrene, Kraftlose seiner eigenen Bemühungen auf diesem Gebiete zum Bewußtsein bringen. Der ganze Brief, eine verhüllte Selbstkritik, besagt nichts anderes als dies. Und dies Leiden an sich selber muß um so schmerzlicher gewesen sein, als Lessing ganz deutlich die Schwächen und Einseitigkeiten Adelungs sah und empfand: 'Was ich daran auszusetzen habe, sollst Du ehestens weitläufig zu lesen bekommen. Denn ich bin wirklich willens, etwas darüber drucken zu lassen und eine kleine Probe beizufügen, wie ungefähr meine Arbeit in diesem Felde ausgesehen haben würde'. Auch daraus ist nichts geworden; wohl aber haben sich im Nachlaß 'Anmerkungen über Adelungs Wörterbuch der hochdeutschen Mundarten' erhalten, die vielleicht irgendwie zusammenzubringen sind mit den etwas mysteriösen Angaben über den ausgearbeiteten Buchstaben A oder den angeblich 1775 verlorenen Lessingschen Wörterbuchaufriß. Es ist eine Kritik und Ergänzung Adelungs in Parallelartikeln, mit aber und ab beginnend; aber es blieb wieder nur ein Ansatz, der nicht über ein Dutzend Artikel hinauslangte. So kurz das Stück ist, so aufschlußreich ist es. Man sieht, Lessing hat nichts in der Hand: er macht sich Belege für Nachträge; aber er kann nur hier und da einmal einen aus einem Schriftsteller geben. Statt dessen treten die alten Lieblingsgedanken hervor: er verteidigt Wörter, die Adelung verwirft, er etymologisiert und er synonymisiert. Die Schärfe des Gedankens soll ersetzen, was auf der andern Seite der Fleiß des Sammelns voraus hatte. Wenn es des Beweises bedürfte, hier ist er erbracht, daß Lessing nicht zum Wörterbuchschreiben geschaffen war. Gerade das, was Lessings Stärke war, das Dialektische des Denkens, der Hang zur geschliffenen, kühnen, auf die Spitze getriebenen Formulierung, die Flucht vor dem Trivialen und Selbstverständlichen, das fand hier keine Stätte, im Gegenteil: es konnte zur Gefahr werden. So hat denn Lessing gewiß im einzelnen recht gegenüber Adelung; aber manches ist auch überscharf und spintisiert. Und im ganzen muß man sagen: das Adelungsche Wörterbuch ist besser, als das Lessingsche geworden wäre — wenn wir diesen Irrealis einmal gelten lassen.

Es gibt, von gelegentlichen Bemerkungen abgesehen, noch eine Schrift, genauer: einen Schriftentwurf Lessings, der als Reaktion Lessings gegenüber dem Adelungschen Wörterbuch gedeutet werden muß. Im Jahre 1774 entwarf Lessing den Plan eines Buches (wenn es nicht mehr ein Einfall war als ein Plan): Gelehrte Kretze von Thomas Traugott Feller, so das Titelblatt. Mit Kretze ist nicht scabies, sondern ramentum gemeint, ein hüttentechnischer Ausdruck, der namentlich bei der Silbergewinnung üblich ist. Die Auffassungen darüber gehen auseinander, was hier zusammengekratzt werden sollte. Mir scheint die alte Redlichsche Auffassung immer noch sehr erwägenswert, daß Lessing hier seine Wörterbuchcollectaneen doch noch in irgendeiner

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Form nutzbar machen wollte. In jedem Fall ist auch dies Fragment wurzelhaft zu begreifen aus der Auseinandersetzung mit Adelung, die für Lessing zu einer Auseinandersetzung mit sich selbst wurde. Das ganze aufs Sprachliche gestellte Vorwort, das die Etymologie Kretze zu kratzen zurückweist (irrigerweise) und mit bittersüßen Worten Herrn Adelung für seinen zweiten Band eine andere empfiehlt, läßt da keinen Zweifel. Und vielleicht darf man auch das merkwürdige Pseudonym im Sinne eines solchen Selbstgerichtes vom ganz Persönlichen her auswerten. Daß die Wahl der Vornamen bedeutungsvoll ist, Thomas Traugott, diese oxymore Gegenüberstellung des Zweiflers und des Gläubigen, ist nicht wohl in Abrede zu stellen. Und was den Nachnamen Feller anbelangt, so ist vielleicht auch diese Wahl bedeutungsvoll. Feller war an sich der Familienname von Lessings Mutter: vielleicht daß Lessing ihn sich in einer Stunde der Enttäuschung etymologisierte als den 'Fehler', den, dem alles fehl geht, der es an sich fehlen läßt. Aber das sind Dinge, die man nur ahnen kann.

So ist denn dieser Wörterbuchplan Lessings vom Standpunkt der Wissenschaftsgeschichte ohne Bedeutung; sein Interesse liegt im Biographischen. Aber als Beitrag zu der menschlichen Tragödie Lessings scheint er mir so viel herzugeben, daß die Analyse sich verlohnt.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Goethe, der Deutsche

Rede bei der Goethe-Gedächtnisfeier
des Deutschen Vereins zu London
am 23. März 1932

Ein Wort des Dankes muß das erste sein, das ich spreche, des Dankes für mich, den Sie über das Wasser entboten haben, vor allem aber des Dankes für Goethe, daß Sie ihm diese Feier bereiten. Wer weiß, ob Goethe sonderlich erfreut gewesen wäre, wenn in diesen Wochen hunderte von Feiern Deutschland durchrauschen, dieser Goethe, der von der Menge nie etwas wissen wollte, der sich je länger je mehr zur kleinsten Schar gesellte. Aber daß man im Ausland seiner gedenkt, hätte ihn gefreut. Denn es war einer der Lieblingsgedanken seines Alters, daß der Dichter berufen sei, über die Schranke der Nationalität hinweg sein Bestreben aufs Allgemein-Menschliche zu richten und ins Allgemein-Menschliche zu wirken, und gerade in England glaubte er in den letzten Jahren seines Lebens mit diesen Gedanken Boden gewonnen zu haben. Schon einmal hat ein Deutscher Verein in London Goethe gehuldigt; das war im April 1832, wo August Wilhelm Schlegel die Trauerverse gesprochen haben soll: damals galt es Goethe dem Toten, heute gilt es Goethe dem Lebendigen.

Mag in jenen hunderten von Goethefeiern auch vielerlei leerer Lärm mit unterlaufen, eins beweisen sie, daß Goethe inzwischen ein Symbol deutscher Geistigkeit geworden ist. Wo immer in der Welt man Deutschland als eine geistige Kraft denkt, kann man nicht anders, als den Namen Goethes dazu denken. Es gibt kein Volk auf Erden, das einen Namen von gleicher Symbolkraft aussprechen könnte. Und es ist schon ein Stolz für uns, wenn auch ein weher Stolz, daß diesem Volk, dem die Einheit des Glaubens vorenthalten blieb, dem die Einheit des Staates versagt blieb, doch einmal ein unglaublich universaler Mensch geschenkt wurde, der die Einheit seines Wesens verkörpert, soweit ein Mensch das kann, und der darum nicht nur Symbol, sondern auch Richtpunkt bleibt für sein Volk.

Schon zu seinen Lebzeiten hat man an Goethe dies höchste Maß gelegt, das in der Frage begriffen liegt: Ist er gleich seinem Volk? Der Freiherr vom Stein, ein unverdächtiger Zeuge, hat Goethe den deutschesten Dichter genannt, andere haben es wehmütig oder zornig bestritten. Wie steht es heut? Fragt man die Welt draußen, so scheint sie geneigt, den Dichter in Abstand zu rücken von seinem Volk. Sie sagt: wir erkennen im Einen nicht den Anderen. Das geistige Frankreich mahnt uns immer erneut, wir möchten wieder zurückkehren zu dem Goethe, den wir verlassen haben. Man spricht

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

von dem Goethe des 18. Jahrhunderts, aber man meint doch wohl die politische Reglosigkeit und Ungefährlichkeit Deutschlands im 18. Jahrhundert, die man in Goethe vertreten sieht. Auch das geistige England sieht, glaube ich, Unterschiede zwischen dem Dichter und seinem Volk. Es sieht in Goethe die Züge, die ihm selber ähnlich sind. Es sieht in Goethe den großen Realisten, es sieht den Naturforscher mit seiner Gegenständlichkeit des Denkens, es sieht den Weltweisen, der fest auf dem Boden der Wirklichkeit stand, wenn er auch den Blick in die Sterne schweifen ließ.

'Die Wirklichkeit ist das wahre Ideelle.'
'Was ist das Allgemeine? — Der besondere Fall.'
'Das Erforschliche erforschen, und das Unerforschliche
ruhig verehren . . .'

Das sind Goethesche Sprüche, die englischem Denken naheliegen. Und statt dessen sieht der Engländer, der 'praktische, auf das Reale gerichtete Mensch', in den Deutschen das Volk der geistigen Unruhe, von Stimmungen und Wallungen geschüttelt, Phantomen nachjagend, das Volk des Abstrakten, der Philosophie, der Romantik, der Mystik, das Volk, das über dem Unwirklichen das Wirkliche verliert.

Wir wollen nicht rechten und hadern um das Wesen unseres Volkes: es liegt im Herzen Europas, Blutströme sehr verschiedenen Ausgangs sind in ihm zusammengeflossen. Das hat einen Reichtum gegeben, aber auch eine Fülle von Widersprüchen, die immer wieder die Nachbarn erstaunen oder erschrecken. So wird es wohl das Land der Rätsel und der Schmerzen bleiben, als das es Heinrich Heine erschien.

Daß es dem deutschen Volk an Wirklichkeitssinn fehle — die hundert Jahre politischer Geschichte, vor allem die hundert Jahre Wissenschaft und Technik, die seit Goethes Tod verflossen sind, sprechen nicht gerade dafür. Wir haben Nachbarn, die uns gerade deshalb zu Goethe zurückrufen, weil sie finden, daß wir aus dem Reich des reinen Geistes zu tief in das der Wirklichkeit hinabgestiegen sind. Und was die innere Unruhe anlangt, so glaube ich und könnte es aus der deutschen Geschichte erhärten: die Grundkraft deutschen Wesens ist ein festes Beharren. Gerade in diesem Zug seiner Artung ist Goethe unmittelbar seinem Volke gleichzusetzen, daß er fürs Bewahren und Erhalten war, ein Feind alles Gewaltsamen, ein Anhänger ruhig organischer Entwicklung. Das deutsche Volk ist so unrevolutionär wie schwerlich ein anderes unter den Kulturvölkern; und wenn es einmal eine Revolution macht, dann glückt sie nicht oder sie glückt nur halb. Es ist tief bezeichnend für die geistige Grundhaltung Goethes, daß er selbst der lutherischen Revolution nicht ohne Zweifel gegenüber gestanden hat.

Aber freilich, es steckt im deutschen Wesen auch eine Sehnsucht, die in den Dingen kein Genügen findet, die hinter die Dinge und über sie hinausstrebt. Nicht umsonst ist die Philosophie eine deutsche Wissenschaft. Goethe war kein Philosoph, aber nur in dem Sinn, daß er nicht zu systematisieren pflegte: 'Denken und Tun, — Tun und Denken, das ist die Summe aller

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Weisheit.' Also eins und das andere. Man vergißt zu leicht, wenn man Goethe dem Realisten huldigt, daß diese ausgeglichene Erdenfreudigkeit und Wirklichkeitsnähe aus einer strudelnden, gefühlsdurchtobten, bis ins Mystische sich verlierenden Jugend entsprang, und man vergißt, daß der alte, der vollendete Goethe sich verlor an utopische Phantasien wie die pädagogische Provinz, daß er schließlich nur noch in Symbolen und Mysterien sprach, weil er immer nach dem tastete, was hinter den Dingen liegt; man vergißt, daß des alten Goethe letzte Weisheit ein Jenseitsspruch ist: 'Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis'. Goethe trug nicht umsonst verschiedenes deutsches Blut in den Adern. Die Familie seines Vaters stammt aus dem Norden, die seiner Mutter aus dem Süden. Norddeutsche und süddeutsche Artung vereinen sich in ihm: das erklärt zu einem Teil seine wechselnden Gesichter.

Das Auffallendste aber in diesem Wechsel ist, wie der alte Goethe den Ring schließt, wie er in mehr als einem Sinn zurücklenkt zu dem jungen: als wenn einer sich zurückfindet zu Wurzelkräften seines Wesens. Es ist ein großes Schauspiel, wenn man nicht nur Goethes geistige Grundhaltung, sondern sein dichterisches Werk im Wachstum seiner Stoffe und Formen aus solchem Sehwinkel überblickt. Das Bild, das sich da bietet, ist deutsch bis in den Grund. Ohne lebendiges Volksgefühl ist Goethes Erziehung gewesen, sie entrichtete dem Französischen den vollen Zoll der Zeit. Dann kam in Straßburg, durch Herder befördert, an Shakespeare entzündet, die Befreiung. Der Götz trat hervor und der Faust, d. h. zu mittelalterlichen, zu spätgotischen Gestalten griff Goethe, um tiefste deutsche Wesenszüge zu gestalten, den Drang der unbändigen Individualität und den Drang des erdverhafteten metaphysischen Strebens. Dann kam Weimar und die Auseinandersetzung mit dem Süden. Seit den Jahrhunderten der Völkerwanderung, durchs ganze Mittelalter, durch den Humanismus und Neoklassizismus ist dies das eigentliche deutsche Bildungserlebnis, die Auseinandersetzung mit dem Süden und seiner alten Kultur. Auch in diesen Dingen ist Goethe das große Exempel seines Volkes, beispielhaft vor allem auch darin, wie tief er von dem klassischen Wesen durchgeformt worden ist. In jenen Jahren um die Iphigenie und den Tasso herum hat Goethe dem deutschen Volk eine neue Form von Kunstsprache geschenkt, von der ein paar Generationen von Dichtern gezehrt haben. Aber wenige machen sich klar, wieviel diese Edelsprache in ihrer Klarheit, ihrer Helle, ihrer Formreinheit der Sonne des Südens verdankt, dem damals Goethes ganze künstlerische Sehnsucht galt.

Goethes italienische Zeit lief bekanntlich in eine schwere Krise aus, die man als eine Art Erneuerungs- und Heimkehrkrise bezeichnen kann: der Goethe des neuen Jahrhunderts, der alternde und alte Goethe wird mehr und mehr ein anderer. Wenn man als Deutscher mit dem Verlangen, das eigentümlich Deutsche zu fassen, seinen Goethe liest, ist nichts erschütternder, als wie der alte Goethe über den italienischen hinweg dem jungen die Hand reicht. Der junge Goethe hat einmal von sich gesagt, daß ihm Deutschheit emergiere: das ist der Goethe, der hundert Jahre vor dem Siebziger Krieg das deutsche Elsaß fand, der das Straßburger Münster und den Meister Erwin und den Meister Hans Sachs für sich entdeckte. Auch dem alten Goethe

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

emergierte Deutschheit, nur in einem viel tieferen, umfassenderen Sinn. Das ist der Goethe, der nach den Befreiungskriegen gestand, daß er aus einem Schlaf erwacht sei, der Goethe, der den Hans Memling für sich entdeckte, der den Phidias zu vergessen wagte neben Jan van Eyck, der ein neues Verhältnis gewann zum mittelalterlichen Katholizismus, zur Religion des Kreuzes überhaupt. Gewiß, der Augenschein will es anders. Auch der alte Goethe hört nicht auf, sich antikisch zu gebärden: Iphigenie, Pandora, Epimenides, Helena, das scheint eine Kette, gleichmäßig Glied in Glied gefügt. Aber Helena endet in den Armen des Faust, und der zweite Teil des Faust, Goethes Vermächtnis, ist nur äußerlich mit allerlei Griechenwesen überschüttet. Innerlich ist die Dichtung so unantik, wie man nur eine denken kann. Man muß nur das Auge haben, diese Formensprache zu deuten, dann sieht man gerade in dem Dickicht dieses einzigen Werkes, in seinem betäubenden Reichtum, seiner ungeheuren Vielformigkeit, seinen Eigenwilligkeiten und Verschnörkelungen, seinen Beschwingtheiten und Gelöstheiten — man sieht in alledem ein gotisches Gesicht. Und wenn man beim Goethe der Iphigenienzeit an einen griechischen Tempel denkt, so kann man beim Faust nur an einen dunkelhellen, vielformigen, mittelalterlichen Dom denken, mehr noch beim zweiten als beim ersten Teil. Es ist von tiefster Symbolik, wie diese Dichtung einen großen deutschen Ring um Goethes Leben schlägt.

Goethe hat nicht nur die Antike seinem Wesen eingeschmolzen, er ist einer der größten Nehmer und Aneigner, die das geistige Deutschland hervorgebracht hat. Damit wird er zum Spiegelbild seines Volkes in einem seiner tiefsten und seiner gefährlichsten Züge. Es steckt im deutschen Wesen ein Ungenügen am und im eignen Volke, ein Drang zum Anderen, zum Fernen, der sich in der wirklichen Welt ebenso Raum schafft wie in der geistigen. Man hat dem deutschen Volke Weltherrschaftsgelüste nachgesagt, es ist noch gar nicht so lange her. Wir wollen heute nicht politisch werden. Nur das eine soll, auch um Goethes willen, gesagt sein: der Deutsche gibt sich viel zu leicht an fremde Völker hin, als daß er über sie herrschen könnte. Goethe hat, je älter er wurde, um so tiefer in fremde Literaturen gegriffen. Als Sechziger noch hat er sich den Orient erobert, bis nach China schweifte sein Blick. 'Es liegt in der deutschen Natur, alles Ausländische in seiner Art zu würdigen und sich fremder Eigentümlichkeit zu bequemen', so schreibt er 1825. Auf diesem Boden erwuchs eine der Lieblingsvorstellungen seines Alters, die Idee der Weltliteratur, eine merkwürdige, aber urdeutsche Idee. Verzeihen Sie, wenn ich es ausspreche: aber Goethe hat in seinem Alter an eine Art geistiger Vormachtstellung des Deutschen, wenigstens der deutschen Sprache gedacht. Er dachte sich das Deutsche als den großen Umschlageplatz der literarischen und geistigen Werte aus aller Welt und hat gerade auch bei englischen Freunden für diesen Plan geworben. Und mit diesem Gedanken verband sich jene humane Idee, wonach gerade die besten Schriftsteller aller Nationen immer mehr über das Nationale hinaus auf das Allgemein-Menschliche gerichtet sein sollten. Es ist heute viel von Europäertum die Rede, und oft muß sich Goethe gefallen lassen, als Schwurzeuge bemüht zu werden. Es ist schon etwas daran, wenn man Goethe als den ersten Europäer

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

bezeichnet; er selber hat das prophetische Wort gesprochen, so weit- und tiefsichtig wie eben Goetheworte sind, daß es die Bestimmung des Deutschen sei, sich zum Repräsentanten sämtlicher Weltbürger zu erheben. Nur muß man hinzufügen, wo doch auch für Goethe die natürliche Grenze dieses Weltbürgertums gegeben war: 'Für eine Nation ist nur das gut, was aus ihrem eignen Kern und ihrem eignen allgemeinen Bedürfnis hervorgegangen ist'. An der Nation als einem Gebilde, das nach seiner Eigenwüchsigkeit sich zu entwickeln habe, hat er niemals rütteln lassen. Aber freilich, *sein* Feld wurde die Welt, das Allgemein-Menschliche, mehr und mehr; und er wäre kein Deutscher, wenn ihn nicht auch etwas von der Tragik umwitterte, die dies deutsche Streben ins Allgemeine, ins Menschliche notwendig mit sich bringt. Oder wie soll man es sonst bezeichnen, wenn Goethe kühl und zweifelnd abseits stand, als sein Volk die Befreiungskriege schlug, wenn er gerade in diesen entscheidungsvollen Jahren in den Orient flüchtete, um Patriarchenluft zu kosten?

Man hat Goethes Leben wohl als den Sonnentag eines Glücklichen bezeichnet. Das schmeckt nach Phrase, und Goethe selber hat sich gegen solche Auffassung energisch gewehrt. Ein Leben ohne Riß und Bruch — das wäre kein Leben mehr. Man hat gesagt, von Goethes Kunstwerken sei sein Leben das größte; auch das ein Satz, der, so sinnvoll er ist, doch nicht nach jeder Richtung Stich hält. Wo liegt der Bruch in diesem großen Leben? Vielleicht darin, daß dieser 'Realist' doch zu wenig Realist war, wenn das unmittelbare Leben mit seinen Forderungen und Bedürfnissen, seiner Norm und seinem Zwang vor ihn trat. Auf eine Art floh der Wirklichkeitssucher Goethe die Wirklichkeit, suchte Abstand, wollte Freiheit — und fand sie im Ideellen.

Zwei entscheidende Fragen hat jeder Mann mit seinem Leben zu beantworten: die eine Frage gilt dem Weib, die andere gilt dem Volk. Auf beide Fragen hat Goethes Leben eine Antwort gegeben, die es verständlich macht, wenn er den Lobpreis der Glückseligkeit von sich wies. Ganz spät, im Jahre 1829, hat Goethe einmal geschrieben: 'Die poetische Gabe ist mit der Gabe, das Leben einzuleiten und irgendeinen Zustand zu bestätigen, gar selten verbunden'. Goethe sagt das nicht von sich, sondern von dem Schotten Robert Burns, aber ein Funken von Konfession zuckt vielleicht auch durch diesen Satz. Goethe hat sein Lebenlang gesucht nach dem Weib, das zu ihm gehörte, und so sehr wir auch den langen Zug von wechselnden Gestalten, in dem das Weib sein Leben bis ins höchste Alter begleitet hat, als schicksalhaft, als notwendig empfinden mögen, es bleibt ein Unerfülltes, auch im Sinne Goethes. So muß man es sehen, alles Andere ist Mißverstehen. Er hat die Schuld an Friederike, die um seinetwillen Ehe und Leben verlor, nie verwunden. Im Werther schon behält nicht Werther recht, sondern die Ehe. Und in den Wahlverwandtschaften behält sie noch in viel tieferem Sinne recht. Die Ehe als das Fundament der Gesellschaft, und zwar eine tief sittlich aufgefaßte Ehe, die er sogar von der Liebe lösen konnte, hat bei Goethe nie in Zweifel gestanden. Er verfocht sie mit einer Unerbittlichkeit, daß manche sich darüber wunderten, 'wie er, der in allen übrigen Dingen so läßlich denke, in bezug auf die Ehe so strenge Grundsätze haben könne'. Und was sein Leben

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

nicht verwirklicht hat, in der Idee tritt er auch hier auf die Seite des Bewahrens, der Ordnung, der Pflicht, die auch eine Pflicht der Entsagung sein kann, sagen wir ruhig: auf die deutsche Seite.

Aber näher liegt uns heute bei den Zeitläuften, wie wir sie zu überstehen haben, die andere Spannung in Goethes Wesen. Man soll den Dichter nicht um seine politische Meinung befragen; die Frage pflegt nichts einzubringen. Und das ist recht so: es wäre trostlos um den Dichter, der sich auf die Plattform einer Partei herunterzwingen ließe; der Dichter baut auch hier in seinen eignen Räumen. Man sollte bei Goethe auch die schiefe Frage vermeiden: war er national oder war er es nicht? — wie heute sehr leidenschaftlich gefragt wird. Wir fragen: war Goethe deutsch in dem Gedankenkreis, der es mit Volk, Staat und Persönlichkeit zu tun hat? Und ich meine, gerade hier stoßen wir auf einen Goethe, der uns in einem großen Sinnbild zeigt, was der Stolz und was der Schmerz des deutschen Wesens ist. Es ist merkwürdig, wie in dem allumfassenden Denken Goethes die Idee des Staates ausfällt oder doch zu kurz kommt. Das geistige Ringen um neue staatliche Formen, wie seine Zeit es brachte, hat er nur von ferne verfolgt. Und die Idee des Nationalstaates, die sich damals zu entfalten begann, hat ihn nicht berührt. Sehr viel lebendiger ist ihm die Idee des deutschen Volkes; aber es ist eigen, was sie bei Goethe für ein Gesicht hat. Goethe sieht das Volk als umrißloses Gebilde; und wenn er 'wir Deutsche' sagt (und er sagt es manchmal in Worten höchsten Ruhms), so meint er nicht die Nation, sondern die vielen und tüchtigen Einzelnen. 'Die Deutschen gehen nicht zugrunde, so wenig wie die Juden, weil es Individuen sind', diese Parallele hat er mehr als einmal gezogen, und so merkwürdig sie ist, sie zeigt, wo Goethes Standort war. Er sah die Deutschen als das Volk der Persönlichkeiten, und er mußte sie so sehen, weil er selber der Typus des deutschen Individualisten ist. 'Ich stehe immer auf meiner Seite', das ist ein Goethescher Spruch — und leider auch ein deutscher Spruch; großartig, wenn ihn Goethe spricht, aber furchtbar gefährlich, wenn er zur politischen Maxime eines Volkes von Individualisten wird. Als Individualist war Goethe natürlich Aristokrat, wie im Persönlichen auch im Politischen, aber er war es mit jener grunddeutschen Persönlichkeitsschätzung, die, wie sie sich vereinzelt, auch ihr Idol vereinzelt, ohne sich zu fragen, was politisch an ihm hängt. Goethe hat sich für Friedrich den Großen begeistert — aber seine Schöpfung, den preußischen Staat, hat er nicht recht begriffen. Goethe hat sich vor Napoleon gebeugt — ohne daß er ein Französling gewesen wäre. Im Gegenteil, in ihrer Unberechenbarkeit, in ihrem Hang zum Extremen sind ihm die Franzosen immer als gefährliche Nachbarn erschienen, und wo er vergleicht, findet er, daß die Deutschen eher bei den Engländern als bei den Franzosen lernen können, was ihnen fehlt. Nur der genialen Persönlichkeit des Kaisers ist er erlegen. Das muß man begreifen: nicht weil Goethe undeutsch war, sondern weil er vielleicht zu sehr ein Deutscher war, deshalb mißtraute er einer Volksbewegung, wie sie in den Freiheitskriegen aufbrach, deshalb glaubte er an den großen Einzelnen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Also nicht das Volk als ein formsuchender Gesamtkörper, sondern die Persönlichkeit und ihre Bildungsaufgabe ist es, die Goethes Gedanken beherrscht. Und jenseits der Persönlichkeit steht ihm die Welt: 'Der Deutsche darf sich nicht auf sich beschränken, er muß die Welt in sich aufnehmen, um auf die Welt zu wirken', das ist das Evangelium, das der alte Goethe nicht müde wird zu verkünden. Dabei ist's gewiß nicht so, daß er das Individuum ohne Bindungen und Ordnungen auf sich selber stellte. Aber es sind doch die engen, die ständischen, die heimatlichen, die kleinstaatlichen Bindungen. Dies Denken, das gewohnt war, über die ganze Erde zu schweifen, verfing sich im Politischen in den Grenzzäunen Sachsen-Weimars. Und Ernst Moritz Arndt, ein glühender Bewunderer des Dichters, konnte dem 'Realisten' Goethe in diesen Dingen nur nachsehen, weil er 'unser herrlichster Idealist' war.

Es stünde uns übel an, wenn wir mit dem größten Geiste rechten wollten, den die deutsche Erde hervorgebracht hat; wir hadern nicht, wir erkennen uns in ihm, wir erkennen, in welchem Maße dieser Geist deutsches Wesen, deutsches Schicksal — aber auch deutsche Tragik verkörpert. Wir fühlen die Lücke, die zwischen beiden Polen klafft; aber wir fühlen, daß es etwas wie eine deutsche Lücke ist. Nehmen Sie einen Dichter von heute, der wirklich ein sehr deutscher Dichter ist, Gerhart Hauptmann. Was ist sein Dichten und sein Denken? Die Heimat und die Welt; — und was mitteninne steht, fällt aus. Das ist die Lücke, daß es uns Deutschen so bitter schwer fällt, als Staatsvolk zu fühlen und uns als Volk eines Staates zusammenzufinden, daß wir so schwer den rechten Stufenbau lernen, der den Einzelnen zunächst einmal mit Volk und Staat, und dann mit der Welt, dem Allgemein-Menschlichen in die rechte Beziehung setzt. Es gibt manchen harten Spruch bei Goethe gegen sein deutsches Volk, das er im einzelnen tüchtig, im ganzen miserabel findet; aber wenn man näher zusieht, meist läuft es darauf hinaus, daß er die Lücke seinem Volke vorhält. Und es liegt eine tragische Ironie darin, daß es eine Lücke ist, an der er selber sein Teil zu tragen hatte. 'Eine Vergleichung des deutschen Volkes mit anderen Völkern erregt uns peinliche Gefühle, über welche ich auf jegliche Weise hinwegzukommen suche', sagte er im Schicksalsjahr 1813, 'und in der Wissenschaft und in der Kunst habe ich die Schwingen gefunden, durch welche man sich darüber hinwegzuheben vermag: denn Wissenschaft und Kunst gehören der Welt an, und vor ihnen verschwinden die Schranken der Nationalität.' Aber er hat empfunden, daß da ein Unrecht lag. Und es ist doch ein Anflug von Scham darin, wenn er fortfährt: 'aber der Trost, den sie gewähren, ist doch nur ein leidiger Trost und ersetzt das stolze Bewußtsein nicht, einem großen, starken, geachteten und gefürchteten Volke anzugehören'. Es sind wohl die Engländer, an die Goethe dachte, als er diese Worte aussprach; Worte, in denen wieder nicht bloß Goethe spricht, sondern die Seele seines Volkes, Worte, in denen einmal etwas wie eine Selbstbesinnung über den Weltbürger kommt, Worte, in denen das dumpfe Mißbehagen am eignen Volk einmal klarere Gestalt gewinnt und ausgesprochen wird, was diesem Volk nottut: die große Lücke zu füllen.

Als Goethe vor hundert Jahren starb, war er seinem Volke einigermaßen fern gerückt; es hat nicht recht begriffen, was es an ihm verlor. Ein

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Ausländer mußte aufstehen und sagen, was er seinem Volke und was er der Welt einmal bedeuten werde. Dieser Fremde war Thomas Carlyle — 'Gleiches kann nur von Gleichem erkannt werden', sagt Goethe. Mit tiefer Dankbarkeit gedenken wir Deutschen heute des großen Schotten, der mit hinreißender Leidenschaft in den Tönen eines Propheten von Goethe gekündet hat. Carlyle war es, der in seinen Nekrologen dem Weltherrscher Napoleon den Weltherrscher Goethe gegenüberstellte, diesen Goethe, der ein neues Zeitalter heraufführe, ein Reich des Kosmos an Stelle des Chaos, ein neues Reich des Geistes, des Lichtes, der Liebe.

Schon bei Carlyles Landsleuten stieß dieser Prophetenton auf Widerspruch, und wir haben heute erst recht kühler denken gelernt über das neue Reich des Geistes und der Liebe in der Welt. Man mag es uns deshalb zugute halten, wenn wir unseren Goethe zunächst einmal von uns, nicht von der Welt aus sehen. Was ist den Deutschen Goethe? Noch Nietzsche urteilte über ihn, er sei der einzige deutsche Künstler der Schrift, der in seinen Tagen noch nicht veraltet sei — weil er ebensowenig Schriftsteller als Deutscher von Beruf sein wollte. Wir finden, der Dichter Goethe beginnt leise zu älteln, wenn mir auch die 'Jugend ohne Goethe', die heute laut wird, kein gültiger Zeuge dafür ist. Viel unveraltbarer ist der Weise Goethe. Aber wir wollen uns nicht darüber täuschen, er kann nur wenigen lebendig sein, nur wenigen Freund und Lebensquell werden; das gilt für Deutschland und erst recht draußen in der Welt. Daran wird auch der Trubel dieses Jubiläumsjahres kaum etwas ändern. Und dennoch ist es recht, wenn gestern um die Mittagsstunde in ganz Deutschland die Glocken läuteten. Denn es gilt dem Gedenken des Mannes, an dem ganz Deutschland teilhat, das eigentliche, wesenhafte Deutschland, weil er wie kein anderer Sohn der deutschen Erde ein Sinnbild ist deutscher Größe, die in dem immer wieder aufgenommenen faustischen Ringen von Geist und Stoff ihre letzte Quelle hat; ein Sinnbild deutschen Schicksals, das darin besteht, daß der einsame und eigenwillige Geist den harten und nüchternen Forderungen irdischer Wirklichkeit vielleicht in der Idee, viel schwerer im Kampf der Dinge selber gerecht wird; ein Sinnbild der deutschen Sendung, die doch immer bleiben wird, das Reich des Geistes, des Allgemein-Menschlichen in der Welt zu weiten. Wir glauben an diesen Goethe, weil wir an uns selber glauben, und weil er an uns geglaubt hat.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Goethe und die deutsche Sprache

1932

Goethe und —, das ist nachgerade eine verdächtige Überschrift geworden. Fast braucht sie eine Entschuldigung. Es ist ja richtig, daß man dem Reichtum, der überwältigenden Vielfältigkeit dieses Lebens und Schaffens kaum anders nahe kommen kann, als daß man sich seiner Teil um Teil bemächtigt —, wenn nur nicht über dem Teil das Ganze zu kurz kommt. Denn gerade bei Goethe ist es doch erst die Einheit des Ganzen, aus der heraus der Teil sein Licht und sein Recht gewinnt; und wem das Ganze nicht lebendig ist und den Blick bestimmt, dem sollte verboten werden, sich unter dem Stichwort 'Goethe und —' zu äußern. Wir wollen deshalb versuchen, unser Thema 'Goethe und die deutsche Sprache' von einem Punkte aus zu fassen, der es gestattet, eine Gesamtschau zu entwickeln. Das ist bei Goethe, dem Künstler, dem Bildner, dann am ehesten möglich, es ist ihm auch am gemäßesten, wenn wir fragen: Wie steht er als Bildner, als Gestalter, als Schöpfer der deutschen Sprache gegenüber?

Man kann die Hand an diese Frage nicht legen ohne ein kurzes Besinnen darüber, was Sprache ist. Sprache ist für uns alle das alltägliche Ausdrucksmittel — aber für den Dichter ist sie mehr. Für den Dichter ist sie der kostbare Werkstoff, der ihm den Stein des Bildhauers vertritt. Es scheint eine schlichte und selbstverständliche Feststellung, wenn man auf dies Doppelgesicht der Sprache hinweist, und doch ist es eine von jenen Selbstverständlichkeiten, für die selbst solche Augen blind bleiben, die es eigentlich nicht dürften. Unzählige Mißverständnisse in der Pädagogik, Poetik, Kritik (auch der Kritik Goethes) sind darin begründet, daß man sich die verschiedenen Funktionen der Sprache nicht in ihrem ganzen Gewicht gegenwärtig hielt.

Es ist die einzigartige Sonderstellung des Dichters, daß er in einem Material arbeitet, das zugleich ein Allerweltsmittel ist, mannigfach aufgespalten als Mundart, Umgangssprache, Standes-, Berufs-, Verkehrssprache. In diesen Allerweltsfunktionen folgt es natürlichen, innewohnenden Regeln — und nun nimmt es der Dichter in die Hand und zwingt es, seinem besonderen Ausdruckswillen nachzugeben, er nötigt es, ihm eine eigene und persönliche Form herzuleihen. Er zwingt es, er kann es auch überzwingen. In jeder Kunst gibt es die Grenze, wo das Material sich zu sträuben beginnt, wenn auch der stärkste Künstler die Grenze weiter und weiter hinauszuschieben weiß. Aber in keiner anderen Kunst besteht so wie in der Dichtung die Gefahr, daß der Künstler verkannt und mißverstanden wird, daß er vielleicht selber seine Aufgabe mißversteht, weil eben immer die Nachbarschaft der anderen Sprache da ist, jenes Verständigungsmittels, der Sprache des Hauses, des Umgangs, des Briefes, der Alltagsprosa. Auch der Dichter selber

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

hat Anteil an der Gemeinsprache, der Zusammenhang der Gemeinform und der Kunstform ist unlösbar; aber ebenso unaufhebbar sind die Unterschiede. Es würde offenbar zu Unsinnigkeiten führen, wenn man die Sprache, die Werkstoff des Dichters ist, nach gemeinsprachlichen Formen und Normen messen wollte. Aber nicht minder abwegig ist es im Grunde, wenn man immer wieder an die Sprache der Dichter das Ansinnen gestellt sieht, daß sie recht eigentlich die Richtung für die Gemeinsprache zu geben und sich danach zu verhalten habe. Wie schief das ist, das haben gerade auch moderne Dichter gefühlt. Als man einen von ihnen einmal fragte, wie man die Schüler einen guten deutschen Stil lehren solle, meinte er, man solle ihnen ja nicht mit den Dichtern kommen. Er wird sich selber mitgemeint haben. Trotzdem möchte ich sein Votum nicht einfach unterschreiben. Aber es bleibt richtig, daß er hier eine Scheidewand zieht: Die Dichtersprache und die Gemeinsprache leben jede ihr eigengesetzliches Leben. Über diese sprachliche Grundtatsache muß man sich klar sein, auch um Goethes Sprachgestaltung richtig zu würdigen.

Goethes Wortkapital hatte einen ungeheuren Umfang; die Zahl von ihm neugebildeter Wörter ist Legion. Aber was ist davon Besitz der deutschen Sprache geworden? Man kann es an den Fingern herzählen. Auf Goethe geht etwa das Wort 'Anempfinder' zurück. Aber so schöne sinnkräftige Wörter wie 'Angebirge', 'Anweg', 'Aneignung', das wundervolle 'Anglanz' für nahenden Glanz sind Goethesche Bildungen geblieben; ebenso Adjektivkompositionen wie 'anbrüchig', 'andringlich', ebenso verbale Zusammensetzungen wie 'anbannen', 'anweiben', 'anfrischen'. Der Weg von der Werksprache des Dichters zur Gemeinsprache des Lebens ist eben weit, viel weiter als manche meinen, die in der Dichtersprache den eigentlichen Quell für das Wachstum der Gemeinsprache sehen. Und Goethes sprachlicher Antipode, der Sprachreiniger Joachim Heinrich Campe, kann sich rühmen, der deutschen Gemeinsprache sehr viel mehr neugeschaffene Bildungen einverleibt zu haben als Goethe. So darf man offenbar nicht fragen.

Versuchen wir einen anderen Weg: Man hat Goethe für die Sprachreinigung und gegen die Sprachreinigung in Anspruch genommen. Wie ist der Befund? In der Iphigenie findet sich nur ein Fremdwort, wenn es noch eins ist, nämlich das Wort 'Port'. Im Tasso sind es nur wenige mehr. Als Goethe die Italienische Reise aus Briefen und Tagebüchern zusammenbaute, sind Fremwörter in Menge gefallen. Der Götz ist von Ausgabe zu Ausgabe fremdwortreiner geworden, und ähnliches gilt für ein Prosawerk wie Dichtung und Wahrheit. Goethe hat sogar Riemer und anderen Redaktoren entsprechende Vollmachten erteilt. Auf der anderen Seite aber wimmeln seine wissenschaftlichen, namentlich die naturwissenschaftlichen Schriften von Fremdwörtern. Ja, Goethe ist im Neubilden von Fremdwörtern kaum minder fruchtbar gewesen denn als deutscher Wortschöpfer. Einzelnes wie 'Morphologie' ist geblieben. Goethes Briefe gar sind förmlich überschüttet mit Fremdwörtern. Aber nicht nur das: auch ein Werk wie Wilhelm Meisters Lehrjahre ist recht reich an Fremdwörtern; aber als Friedrich Schlegel 1808 in längeren Listen Goethe die seiner Ansicht nach entbehrlichen Fremdwörter

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

vorhielt, ist der Dichter über solchen Einspruch einfach hinweggegangen und hat in späteren Auflagen nichts geändert. Hier wird deutlich, daß Goethe verschiedenes Recht gelten ließ, je nach der Sprachschicht und Stilform, innerhalb deren er sich bewegte. Er war Sprachreiniger, und er war es nicht — das ist die Formel, auf die man seine Haltung, wie die vielleicht jedes anderen großen Sprachgestalters, bringen kann. Und wenn man gar fragen wollte, was er sprachschöpferisch zur Ausrottung von Fremdwörtern getan hat, so läßt es sich wieder an den Fingern herzählen, was unsere Sprache ihm dankt, und wieder schlüge ihn Campe um ein beträchtliches. Auch so darf man also nicht fragen.

Man muß Maßstäbe von einer ganz anderen Reichweite nehmen, wenn man ermessen will, was Goethe der Bildner für die deutsche Sprache bedeutet. Goethe hat drei Formen dichterischer Sprache geschaffen. Die Geniesprache, die in Straßburg geboren wurde, den klassizistisch-idealistischen Sprachstil, der in Weimar entstand, und endlich das Wunder seines Altersstils. Die Grenzen fließen natürlich, zeitlich wie örtlich, aber die drei Formen sind doch ziemlich klar absetzbar, und zwar deshalb, weil jedesmal eine besondere Auffassung von Sprache im Hintergrund steht, die eine besondere Haltung der Sprache gegenüber bedingt.

Die Form, mit der Goethe am tiefsten in das Leben der deutschen Sprache eingegriffen hat, ist die Geniesprache des jungen Dichters. Nie wieder hat die deutsche Sprache, oder sagen wir vorsichtiger: die deutsche Dichtungssprache einen gleichen Akt der Verjüngung und Erneuerung erfahren wie in Goethes Sturm- und Drangzeit. Aber um diese Geniesprache in ihrer schöpferischen Entfaltung zu verstehen, muß man schon wissen, daß sie aus einer neuen Sprachauffassung geboren wurde. ‚Poesie ist die Ursprache des Menschengeschlechtes', das war Herders neues Evangelium, in dem nicht nur eine neue Auffassung der Sprache, sondern auch des Dichters begriffen lag. Poesie und Sprache rücken einander nahe, wenn es nur die reine, unverbildete, naturnahe Sprache ist, nicht die in Regeln und Maß alt und arm gewordene Gottscheds und seiner Gefolgschaft. Mit überkühnem Griff wird der Unterschied beiseite geschoben, der zwischen der Sprache als künstlerischem Werkstoff und der Sprache als freiwachsendem Gebrauchsgebilde immerdar besteht. Wer die Sprache packt, wo ihre Quellen rein und unvermischt fließen, der hat die Poesie: das ist die *eine* Sprachlehre der Geniezeit. Und deshalb griff man zu Pindar und Homer, zu Shakespeare und Ossian, zur altenglischen Ballade und zum deutschen Volkslied und zum Meister Hans Sachs. Überall hörte man Natursprache und erlebte man Naturpoesie — mit meist sehr zweifelhaftem Recht, wie wir heute meinen. Und die *andere* Sprachlehre der Geniezeit: Wer ein Genie ist, wer den schöpferischen Dämon in sich fühlt, braucht sich nur auszuströmen, und seine Sprache ist Poesie. Naturnähe und Persönlichkeitsentfaltung sind die beiden Richtpunkte für die Geniesprache; sie können nahe zusammenrücken, da das Genie Gottnatur in sich empfindet.

Wir können uns nicht mehr recht vorstellen, welche schöpferische Leistung darin lag, so schlichte Verse zu formen, wie

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Sah ein Knab ein Röslein stehn,
Röslein auf der Heiden,

oder

Knabe sprach: Ich breche dich,
Röslein auf der Heiden,

wie das gegen die zünftige Poetik ging, 'Sah' statt 'Es sah', 'Knabe' statt 'Der Knabe', wie selbst Herder noch an diesen Versen herumtheoretisiert hat. Wir können nur noch vergleichend erspüren, nicht mehr unmittelbar empfinden, wie revolutionär, von unten kommend, niedrig eine solche Sprachform auf die Zeitgenossen wirken mußte:

Es war ein Buhle frech genung,
War einst aus Frankreich kommen,
Der hatt ein armes Maidel jung
Gar oft in Arm genommen
Und liebgekost und liebgeherzt,
Als Bräutigam herumgescherzt,
Und endlich sie verlassen,

Verse, die unbefangen in die Mundart, in die Altsprache und die Umgangssprache hineingreifen. Dies Friederikenlied gehört wohl schon in die erste Weimarer Zeit, und es ist lehrreich genug, wie Goethe hier bereits die Naturnähe der Geniesprache verdächtig geworden ist. Denn wenn das Lied in späteren Strophen die Sprache mehr und mehr anstrengt:

Und reit't in Blitz und Wetterschein
Gemäuerwerk entgegen,
Bindt's Pferd hauß an und kriecht hinein
Und duckt sich vor dem Regen,

— kein Zweifel, daß Goethe hier auch die eigene sprachliche Unbekümmertheit noch nicht lange vergangener Jahre belächelt.

Und neben solcher 'Naturnähe' will man Persönlichkeitsentfaltung: Es ist wie ein Brausen der Befreiung, das durch die Sprache des vorweimarischen Goethe geht. Mag es sich um so verschiedene Werke handeln wie die Friederikenlieder, den Prometheus, den Werther, die Stella, den Urfaust, was sie alle eint, ist der dynamische Charakter dieser neuen Sprachgestaltung; und die Philologen haben auch ausgespürt, worin diese Dynamik liegt: wie diese Sprache alles Gewicht auf die Verba wirft, wie sie Artikel und Konjunktionen, Vor- und Endsilben spart um der drängenden Bewegung willen, wie sie schwelgt in neuen Wortballungen, die bald gefüge sind ('freudmutig', 'Wonneruh', 'Gottnatur'), bald auch ungefüge ('liebehimmelswonnewarm', 'Knabenmorgenblütenträume'), weil der Dichter keine Geduld hat, den Gedanken oder das Bild auseinanderzufalten. Das Ende ist schließlich, daß die Sprache auf Zeitwörter, auf Satzzusammenhänge überhaupt verzichtet und in Zu- und Ausrufen ihre Kraft zusammendrängt:

Weh! Weh! Innre Wärme,
Seelenwärme,
Mittelpunkt!
Glüh entgegen
Phöb Apollen!

Und dazwischen dann wieder Bildungen, die innehalten, wie aus der Tiefe geschöpft, diese Wörter wie 'erschwellen', 'eratmen':

Du flehst eratmend mich zu schauen.

Nun schon wieder
Den eratmenden Schritt
Mühsam Berg hinauf!

oder jene Bildungen, nicht minder bezeichnend, mit 'auf':

Die Gräber beben,
Und dein Herz
Aus Aschenruh
Zu Flammenqualen
Wieder aufgeschaffen
Bebt auf!

Diese Bildungen ziehen sich wie ein sprachliches Symbol durch Goethes ganzes Leben, aber doch mit höchst bezeichnenden Unterschieden; und etwa eine so gedrängte und zugleich durchgefühlte Bildung wie 'aufempfinden' ('die Schönheiten des Euripides aufempfinden', d. h. empfindend auferstehen lassen) findet man nur beim jungen Goethe; viel gehaltener komponiert der spätere:

Und täglich stimmte das Gemüt sich schöner
Zu immer reinren Harmonieen auf.

Das aber bleibt der Angelpunkt für das Verständnis der Sprache des jungen Goethe: Nur die selbstsichere Sprachauffassung der Genielehre kann die Haltung und das Temperament dieser frühen Sprache erklären. Es gibt ein viel erörtertes Gedicht Goethes, das er unter dem Titel 'Sprache' 1774 im Göttinger Musenalmanach erscheinen ließ:

Was reich und arm? Was stark und schwach?
Ist reich vergrabner Urne Bauch?
Ist stark das Schwert im Arsenal?
Greif milde drein, und freundlich Glück
Fließt, Gottheit, von dir aus!
Faß an zum Siege, Macht, das Schwert
Und über Nachbarn Ruhm!

Das ist kein Schelten und kein Zweifeln, wie man es den älteren Goethe seiner deutschen Sprache gegenüber öfters äußern hört. Statt dessen vielmehr — das scheint mir der tiefste Gehalt dieser Verse— eine Ungebrochenheit der

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Sprachanschauung, die die Natur der Sprache und die Natur des Dichters in eins setzt. Diese Sprachauffassung mußte dem schöpferischen Dichter alles erlauben, weil sie meinte, daß ja nur die Natur der Sprache sich in ihm befreie.

Um die Zeit, als Goethe in Italien war, hat er die erste große Gesamtausgabe seiner Werke veranstaltet. Da hat denn vieles von den Schriften der Jugend sprachlich das Gesicht gewechselt. Nun heißt es in jenem schönsten Friederikenlied nicht mehr:

Es schlug mein Herz: geschwind zu Pferde!
Und fort! wild, wie ein Held zur Schlacht,

wie es ursprünglich in reißender Dynamik lautete, sondern:

Es schlug mein Herz: geschwind zu Pferde!
Es war getan fast eh gedacht.

Der Sturm wird gemildert und die Rede rhythmisch ausgewogen. Nun schreibt Werther an Lotte nicht mehr: 'ein einzig weiblich Geschöpf hab ich hier gefunden', sondern 'ein einzig weibliches Geschöpf'. In dem Lied 'Auf dem See' vom Jahre 1775 heißt es nicht mehr:

Und Berge wolkenangetan
Begegnen unserm Lauf.

sondern

Und Berge wolkig himmelan
Begegnen unserm Lauf.

Und so geht es durch: All jene naturhaften Verkürzungen und Ungezwungenheiten, all jene vom Genie als naturhaft gefühlten Kühnheiten und Eigenwilligkeiten müssen sich eine Bändigung und Mäßigung gefallen lassen. Es ist eigentümlich, wie alle Dichtungen Goethes, die recht eigentlich aus Weimarischem Geiste geboren sind, diese veränderte Sprachlage zeigen, z. B. jenes erschütternd große Gedicht an Frau von Stein, das in die erste Zeit dieser Liebe gehört und doch schon ihr ganzes Schicksal offenbart:

Warum gabst du uns die tiefen Blicke,
Unsre Zukunft ahnungsvoll zu schaun,
Unsrer Liebe, unserm Erdenglücke
Wähnend selig nimmer hinzutraun?

Wieder haben die Philologen bis ins einzelne ausgespürt, worin denn eigentlich die veränderte Sprachlage des mittleren Goethe besteht, und da hat sich als besonders fruchtbar erwiesen die Unterscheidung zwischen dynamischem und tektonischem Stil. An die Stelle jugendlich stürmischer Bewegung tritt Maß, Ruhe, Gleichgewicht; nicht mehr Verba, sondern Nomina werden Träger der Rede. Der Sprachschöpfer Goethe bleibt so lebendig wie vorher; aber er wechselt das Gesicht. Wenn man etwa die partizipialen Neubildungen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Goethes ansieht, ist schon das bezeichnend, daß sie aus dem bewegten Präsens mehr und mehr in das ruhende Perfekt übergehen. Jetzt heißt es nicht mehr 'siegrückkehrend' wie in der Ossian-Verdeutschung, auch nicht mehr 'sieg-durchglüht' wie in Wanderers Sturmlied, sondern 'sieggekrönt'. Das ist die Vokabel der Iphigenie, und ähnlicher Beispiele gibt es viel.

Aber wieder soll man nicht am Wortschöpfer haften, wenn man des Sprachschöpfers habhaft werden will. Denn dies ist das Wesentliche, daß der Weimarer Goethe seine Sprache umschafft. Erinnern wir uns an Tassos letzte Anrede an Antonio:

O edler Mann! Du stehest fest und still,
Ich scheine nur die sturmbewegte Welle.
Allein bedenk und überhebe nicht
Dich deiner Kraft! Die mächtige Natur,
Die diesen Felsen gründete, hat auch
Der Welle die Beweglichkeit gegeben.

Jedes Wort ist anders, als der Straßburger Goethe es geformt hätte. 'Edel', 'fest', 'still', 'schön', 'gut', solche gesetzten, Maß und Grenze setzenden Adjektiva treten nunmehr in den Vordergrund. 'Die mächtige Natur', objektiv anerkennend, heißt es jetzt, nicht mehr auslangend 'die unendliche Natur'. Nicht minder anders geworden ist die innere Form; solche gleichschwebenden Doppelformeln wie 'fest und still', 'Busch und Tal' häufen sich nun:

Bedenke was du tust und was dir nützt.
Du stehest fest und still,
Ich scheine nur die sturmbewegte Welle.

Der Satzbau wird klar, durchsichtig, ausgewogen.

Aber, so könnte man fragen, sind das noch Dinge der Sprache, sind das nicht Dinge des Stils, die sich letztlich aus dem inneren Wachstum des Menschen ergeben? Der Most hat ausgebraust, der Wein wird klar und reif. Nein, es ist mehr als ein Stilwandel; denn mit dem Dichter hat sich auch seine Sprachauffassung geändert. Die Abkehr von der Natursprache, die wir nun beobachten, das Aufgeben landschaftlicher Ungebundenheit, individueller Eigenmächtigkeit der Rede und die Hinwendung zu einer überlandschaftlichen, überpersönlichen, in sich ruhenden Sprache bedeutet nicht einen einfachen Frontwechsel von westdeutscher Mundartlichkeit zu obersächsischer Schriftsprachlichkeit, sondern sehr viel mehr. Sprachlich gesehen liegt in diesem Stilwandel die Anerkenntnis, daß die Sprache nicht gleichzusetzen ist mit dem Dichter, sondern daß sie etwas außer ihm Stehendes ist, ein Objekt, wie der Marmor des Bildhauers. Jetzt wird der ewige Unterschied zwischen der Sprache des einzelnen, des Hauses, der Landschaft und der Sprache als künstlerischem Werkstoff von Goethe bewußt ergriffen, und dieser Werkstoff wird in hartem Mühen geformt und wieder neu geformt nach den klassizistischen und idealistischen Grundgedanken, die die Kunstauffassung des Weimarischen Goethe mehr und mehr beherrschen. Nie wieder hat der Dichter so viel um-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

gearbeitet wie in der Zeit um die Italienische Reise. Es geht sehr weit hinaus über ein Anerkennen der obersächsischen Schriftsprache und ihrer Normen, was sich hier vollzieht. Wenn man die dichterische Sprache des mittleren Goethe rein als Sprache nimmt, und sie mit der des jungen und des alten Goethe vergleicht, so liegt wohl das zutiefst Unterscheidende im Syntaktischen, in der Unbeschwertheit der Satzfügungen, die sich von Lässigkeiten ebenso freihalten wie von Gewaltsamkeiten. Das sind gewiß auch Tendenzen der obersächsischen Schriftsprache; aber niemand wird diese Züge von Goethes Kunstsprache auf die obersächsische Schriftsprache Gottscheds und Gellerts beziehen wollen. Sondern was diesen Satzbau der Iphigenie und des Tasso hat reifen lassen, das ist der klassizistische Kunstwille des Dichters; das Ebenmaß des Ganzen und die Ausgewogenheit der Glieder, das ist, wenn man will, das Ebenmaß eines griechischen Tempels. Und all das Zurückdämmen jugendlich freier Sprachgestaltung entspringt der Einsicht, daß der in seinem Sonderrecht erkannte Werkstoff seine besonderen Forderungen stellt. Jetzt kommt für Goethe die Zeit, wo er die Grenze zwischen Vers und Prosa wieder ganz scharf zieht, die er vordem hatte verfallen lassen, eben aus einem anderen Sprachbegriff heraus. Und jetzt kommt für Goethe auch die Zeit, jetzt mußte sie kommen, wo er immer wieder in Klagen über seine deutsche Muttersprache ausbricht, und diese Zeit reicht von der Mitte der achtziger bis in die Mitte der neunziger Jahre.

Vieles hab ich versucht, gezeichnet, in Kupfer gestochen,
Öl gemalt, in Ton hab ich auch manches gedruckt,
Unbeständig jedoch, und nichts gelernt noch geleistet;
Nur ein einzig Talent bracht ich der Meisterschaft nah:
Deutsch zu schreiben. Und so verderb ich unglücklicher Dichter
In dem schlechtesten Stoff leider nun Leben und Kunst.

So heißt eins der Venezianischen Epigramme. Und solcher Sprüche gibt es mehr; und dies ist noch nicht einmal der härteste. Man hat das viel mißverstanden. Aber es ist gar kein Grund zum Verwundern oder gar zu schmerzlichem Empfinden über diese Verse und über das im ganzen karge und unfrohe Bild, das Goethes Äußerungen über die deutsche Sprache ergeben. Es ist gar nicht die deutsche Sprache, die hier gescholten wird, sondern es ist der Werkstoff des Dichters. Solange er der formenden Hand willig folgt, solange der Dichter sich mit ihm eins fühlt, ist kein Wort vonnöten; erst wenn er spröde und widerspenstig wird, kommt die Klage, und sie ist noch bei jedem großen Sprachgestalter gekommen, bei Luther, bei Lessing und über ihn hinaus. Schiller spricht einmal davon, daß die Sprache mit den Vorstellungen, die sie biete, für den Dichter ein spröderes Material sei als für den Bildhauer der sprödeste Stein. Das Material mußte Goethe doppelt spröde erscheinen, weil er den Blick nach dem Süden gerichtet hielt, auf die klassischen Sprachen ebenso wie auf das moderne Griechisch und Italienisch. Goethe hat in dieser Zeit selbst einmal unmutig ausgerufen, daß er seine deutsche Sprache am liebsten zur italienischen umschaffen möchte; das heißt aber doch: er verlangte seinem Werkstoff Dinge ab, die das nördliche Gewächs nicht hergeben konnte. Nun

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

verstehen wir, warum der junge Goethe sein Deutsch nicht schelten konnte und warum der spätere es beinahe schelten mußte, nach der Kunstauffassung, die ihn damals beherrschte.

Diese Goethesche Kunstsprache der mittleren Zeit hat ein paar Generationen von Dichtern beeinflußt; und sie hatte in ihrem Edelmaß, in ihrer ruhenden Ausgeglichenheit alle Eigenschaften dazu. Aber wir wollen nicht vergessen: es ist eine Sprache, die ihre Klarheit, ihre Helle, ihre Formreinheit nicht zuletzt aus jenen Gefilden gewann, denen damals die künstlerische Sehnsucht Goethes galt.

Diese Sprachgestalt fand keinen Widerstand und konnte keinen finden, wie es der Sprache des jungen und der des alten Goethe beschieden war. Den jungen Goethe hat die ältere Zeit nicht mehr verstanden: seine Sprachbehandlung mußte Sprachwächtern wie Adelung und Nicolai naturalistisch oder sagen wir besser: expressionistisch erscheinen. Und den alten Goethe hat die jüngere Zeit nicht mehr verstanden. Es ist bekannt, wie sich die literarische Richtung des Jungen Deutschlands gegen ihn gewandt hat, gerade auch was Stil und Sprache anlangt. Das Todesjahr 1832 sah längst nicht die einhellige Verehrung der Nation wie das Jubiläumjahr 1932. Mit mehr oder minder harter Abwehr ist auch die Ästhetik und Literaturgeschichte diesem Goethe entgegengetreten bis zu Hettner und Johannes Scherr hinauf. Und auch heute ist die Erkenntnis noch nicht allgemein, was für eine sprachschöpferische Leistung der Stil des alten Goethe ist. Natürlich kann man aus der alten Hand nicht dieselbe Gabe erwarten wie aus der jungen, aber ihre Kraft ist eher gewachsen als erlahmt. Der junge Goethe findet das 'Röslein auf der Heiden' und findet es 'jung und morgenschön'. Der alte Goethe erlebt und gestaltet es anders:

Ros' und Lilie morgentaulich
Blüht im Garten meiner Nähe.

Aber geringer ist das nicht.

Gerade solche Wortkühnheiten wie dies ‚morgentaulich' hat man gescholten, weil sie unserer Sprache angeblich die Knochen brechen; und wirklich wagt Goethe viel. 'Türken- du Getretener', heißt es in den Neugriechischen Heldenliedern, mit einem Kompositum, das, kaum gebildet, wieder zerrissen wird.

Der Knabe bleibt und west für sich allein,

so gewinnt sich Goethe neue Verba.

Nach Jahren stürmts auf wogem Wellenmeere,

so schafft er sich neue Adjektiva.

Von Helios erzeugt, von wer geboren,

so schafft er sich neue Pronominalformen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Fort, ihr edlen frohen Gäste,
Zu dem seeisch heitren Feste

singen die Sirenen am oberen Peneios — und meinen nichts als ein heiteres Seefest. Oder, ebenfalls im zweiten Teil des Faust:

Ohne Glanz entschwebt der Nebel, dunkelgräulich, mauerbräunlich.

Man könnte gerade mit der Liste solcher hartgedrängten, befremdlichen Wortneubildungen sehr lange fortfahren.

Und dann hat man die Griechelei gescholten, die vielfach auch den Satzbau ergreift und ihm eine eigene Farbe gibt:

Und sollt ich nicht sehnsüchtigster Gewalt
Ins Leben ziehn die einzigste Gestalt,

sagt Faust von Helena mit steigernden Superlativen und einer Genitivverwendung, wie sie der alte Goethe sehr liebt, wie sie sich aber dem Deutschen nur mit gelinder Gewalt aufpfropfen läßt. Das gleiche gilt für die nicht minder fremdartige Verwendung des Dativs:

Dem und jenem Schlund
Aufwirbelten viel tausend wilde Flammen.

Das gleiche für jene substantivierten Beiwörter:

Wenn das glänzend reiche Gute
Fadenweis durch Klüfte streicht,

wie die Gnomen den großen Pan ansingen, um die Metalladern der Berge zu bezeichnen, deren Herren sie sind.

Ihm fehlt es nicht an geistigen Eigenschaften,
Doch gar zu sehr am greiflich Tüchtighaften,

so wird der Homunculus vorgestellt. Gerade diese Substantivierung der Beiwörter ist ein oft wiederkehrender, im Auflösen der festen Kontur von Wort und Begriff höchst bezeichnender Zug der Goetheschen Altersprache.

Der Streit um diesen Goetheschen Altersstil ist nur zu schlichten, wenn man sich sagt, daß jetzt erst im unbedingtesten Sinne die deutsche Sprache von Goethe als Werkstoff gefaßt und gehandhabt wird. Jetzt erst geht er daran, diesem Werkstoff seine allerpersönlichste Form einzuprägen; und im Bewußtsein seiner Sprachkraft scheut er sich nicht, der Durchschnittssprache die Gelenke etwas zu weiten. Aber wieder muß man sich gegenwärtig halten: es ist nicht die deutsche Sprache, die hier Gewalt litte, sondern es ist die Goethesche Sprache, die zu einer einmaligen Kunstform erwächst. Man muß es als ein unbegreifliches Mißverstehen bezeichnen, wenn diesem Phänomen gegenüber Friedrich Theodor Vischer ausruft: 'Ich kämpfe im Namen des Naturgefühls der Sprache gegen die Naturlosigkeit, ja Naturwidrigkeit in Goethes Altersstil.' Was wäre das für eine Ästhetik, die von der Kunst nichts als Natur verlangt! Wo die Sprache Werkstoff wird, ist es das Kunstgefühl,

nicht das Naturgefühl, das das erste Wort zu sprechen hat. Und nur das kann die Frage sein, ob dies Kunstgefühl das Material nicht überanstrengt. Goethe hat es überanstrengt; aber was macht es für das Gesamtgemälde aus, wenn hier und da ein Pinselstrich zu scharf oder zu breit geraten ist. Das Gesamtgemälde ist die schöpferische Leistung. Hinter ihm verschwindet, was man im einzelnen und kleinen zu schelten vermöchte.

Aber es ist nicht nur das Naturlose, es ist auch das Zunatürliche, das man Goethes Altersprache vorgerückt hat, ich meine dies oft unvermittelte Nebeneinander poetisch angespannter Rede und schlicht prosaischer, behaglich alltäglicher Sätze. Etwa jenes Lied an den aufgehenden Vollmond vom Jahre 1828:

Willst du mich sogleich verlassen?
Warst im Augenblick so nah!
Dich umfinstern Wolkenmassen,
Und nun bist du gar nicht da,

das schließlich zu der königlichen Strophe emporsteigt:

So hinan denn! hell und heller,
Reiner Bahn, in voller Pracht!
Schlägt mein Herz auch schmerzlich schneller,
Überselig ist die Nacht.

Der Faust bietet Beispiele die Fülle für dies Übergehen aus hochgespanntem poetischen Ausdruck in lässig breite Alltagsrede, und diese Breite ist manchmal sehr bequem. Allerlei Nebenwörter häufen sich, wenn etwa im Großen Maskenzug ein Sprecher einsetzt:

Da ich denn aber, wie ich eben sehe, der letzte bin,
Laßt für die Vorderleute ein freundlich Wort mich sprechen.

Der Fall ist nicht selten, daß ein Vers mit geruhsam nebensächlichen Worten einsetzt und ausgeht in höchste Poesie:

So sei denn aber heute mehr als je begrüßt des Tages Anglanz.

Für den Sprachbetrachter ist Goethes Altersstil, wie er namentlich im zweiten Teil des Faust sich offenbart, etwas, was jeder geschichtlichen Parallele ermangelt. Gottfried Keller hat über den zweiten Faust geurteilt, daß Goethe hier noch einmal, ehe er unter den Rasen hinabging, den ganzen glänzenden, klagenden Zug von Dämonen und Gestalten schauen wollte, den er in seiner Brust beherbergte. Man kann den Gedanken auch aufs Sprachliche anwenden. Alle Töne und Farben, deren Goethe in sieben und acht Jahrzehnten mächtig geworden war, strömen sich noch einmal aus. Es ist ja nicht nur die gewaltsame, formzerbrechende Schöpfertätigkeit, die Goethes Altersprache kennzeichnet, sondern ebenso die Tatsache, daß alle Sprachschichten und Sprachformen, über die sein Register verfügt, durcheinander- und zusammenklingen. Nun halten Fremdwörter der Alltagsrede in die hohe Dichtung ihren Einzug. Selbst die heimische Mundart kommt wieder,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

nicht nur mit ihren Wörtern, sondern auch mit ihren lieben Lauten. Nun kann die Empuse wieder frankfurtisch sprechen; denn ein frankfurtischer Reim ist es, wenn Goethe sie sagen läßt:

Als eine solche
Nehmt mich auf in eure Folge.

Und selbst eine ganz große Stelle scheut den mundartlichen Reim nicht:

Alles Vergängliche
Ist nur ein Gleichnis;
Das Unzulängliche
Hier wirds Ereignis.

Aber auch der Herr Geheimde Rat kommt zu seinem Recht:

Betätigt weiter glückliche Bereitung
An dieses Tages günstiger Vorbedeutung,

heißt es im Faust mit einem offenbar aus der Amtssprache geholten Wort ‚betätigen', das der alte Goethe liebt; wir haben es ihm seither abgelernt.

Zugleich das hohe Recht, euch nach Gelegenheiten
Durch Anfall, Kauf und Tausch ins Weitre zu verbreiten.

Man könnte mancherlei solcher Beispiele anführen, die unverkennbar den Geruch der Kanzlei in sich tragen.

Es ist gewiß kein reiner Sprachstil, im Divan so wenig wie im zweiten Teil des Faust, rein im Sinne des Sprachstils der Iphigenienzeit. Aber es ist kaum tief genug gesehen, wenn man wieder mit Gottfried Keller deuten wollte: 'Der Greis spielte, freilich nicht wie ein Kind, sondern immer noch wie ein Halbgott'. Was sich in dieser Sprachgestaltung offenbart, ist ein Schauspiel, das gar nicht mehr sprachlich oder künstlerisch, sondern nur noch menschlich zu begreifen ist, ein Schauspiel, das uns den nur noch auf Ganzheit gestellten Goethe sehen läßt, der nicht mehr wählt, der den ganzen flutenden Strom willkommen heißt, wie das Leben ihn auf ihn zutreibt und wie er aus ihm wieder zurückflutet. Auch für den Sprachgestalter Goethe gilt jenes Allheitswort, in dem der Türmer Lynkeus seine Weltschau zusammenfaßt:

So seh ich in allen
Die ewige Zier,
Und wie mirs gefallen,
Gefall ich auch mir.

Dies 'Gefall ich auch mir' löst noch ein anderes Rätsel im Verhalten Goethes zu seiner deutschen Sprache. Es ist sehr eigen, wie für den alten Goethe der Satz sich umkehrt, mit dem wir die Sprache des Jünglings Goethe zu fassen suchten. Eine Persönlichkeitsentfaltung, die Natur will, eine Sprachgestaltung, die die Natur der Sprache in sich befreien will, — das war die Genielehre. Beim alten Goethe ist es die Werkform der Sprache, die werk-

liche Eigenform, die Gewalt gewinnt über alles, was er schreibt, und wenn es auch gar keine künstlerischen Ansprüche mehr stellt. Und diese Werkform weiß und will nichts mehr von Natur. Man hat oft vermerkt, wie selbst bis in die alltäglichste Gebrauchssprache Goethes, bis in die freundschaftlichen und flüchtigen Briefe an Zelter diese Dinge, die eigentlich Werkform der Sprache sind, sich durchsetzen, natürlich in Abstufungen. Als ein Beispiel für viele mag das Verbum 'wesen' dienen, das schließlich in so trivialen Sätzen auftritt wie 'Ottilie west nun in Berlin'. Man kann es maniriert finden, wenn Goethe in den Wanderjahren von 'einer neuen, ganz neuesten Reisechaise' spricht, wenn er seine Briefe unterschreibt als 'der Deinigste' oder 'Dein Ewigster'; aber man kann darin auch die ganz große Hand sehen, den Meister, der zum letzten vorgeschritten ist, der seine Werkform, die seine Persönlichkeitsform ist, selbstsicher durchsetzt auch g e g e n die Natur, die uns Kleinere bindet.

Man hat oft den jungen Goethe gegen den alten gewogen und nicht immer gerecht, am ungerechtesten aber, wenn es um den Sprachgestalter ging. Friedrich Theodor Vischer wetterte, daß diese Sprachschöpfung nicht zur Bereicherung, sondern zur Verderbnis des Deutschen wirke. Das ist ein hoffnungsloses Mißverstehen. Dies Goethesche Altersdeutsch ist eine künstlerische Werkform, die nur sich selbst vergleichbar ist, die nur einem einzigen zu dienen hatte und nur ihm verantwortlich war. Von einem solchen Gebilde Bereicherung, d. h. eine Ausdehnung ins allgemeine verlangen, heißt nicht nur den alten Goethe, sondern das Wesen von Sprache und Sprachschöpfung überhaupt verkennen. Das Einmalige läßt sich doch nicht wiederholen; das Einmalige kopieren heißt es aufheben. Nun liegt es freilich in dem eigentümlichen Doppelgesicht der Sprache, daß auch Dinge weiterwirken, die als individuelle Form gar nicht zum Weiterwirken geschaffen waren. Aber wenn hier eine mißverstehende Goethenachtreterei gesündigt hat, soll man nicht dem Einmaligen die Schuld geben. Dies Goethesche Altersdeutsch ist keine Beispielsform, sondern eine Eigenform; eine Form so einmalig, wie vielleicht nur ein Deutscher sie schaffen konnte.

Wenn man als Deutscher, der aus deutschem Wesen, deutscher Kunst, deutscher Vergangenheit seines Volkes Zukunft gestaltet sehen möchte, seinen Goethe liest, ist nichts überwältigender, als wie der alte Goethe über den italienischen hinweg dem jungen die Hand reicht. Der junge Goethe hat von sich selbst einmal gesagt, daß ihm Deutschheit emergiere; das ist der Goethe, der das Straßburger Münster, den Meister Erwin und den Meister Hans Sachs für sich entdeckte. Auch dem alten Goethe emergierte Deutschheit, nur in einem viel tieferen, umfassenderen Sinn. Das ist der Goethe, der im Epimenides die Augen aufschlug, der den Jan van Eyck und den Hans Memling für sich entdeckte, der Heide Goethe, der ein neues Verhältnis zum mittelalterlichen Katholizismus, zur Religion des Kreuzes überhaupt gewann. Auch sprachlich lenkt der alte Goethe über den Iphigenienstil ganz erkennbar wieder zum jungen zurück. Und das scheint mir das Wesentlichste,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

was die Sprachgestaltung des alten Goethe zu bedeuten hat, daß sie uns schärfer als ein früherer Abschnitt das eigentlich deutsche Gesicht des Dichters sehen läßt.

Im Jahre 1827 hat Goethe Eckermann gegenüber einmal geäußert: 'Je inkommensurabler und für den Verstand unfaßbarer eine poetische Produktion ist, desto besser.' Auch seine Sprache ist im Alter ganz inkommensurabel geworden und erst damit vielleicht ganz deutsch. Dies Allheitsstreben, das alle Formen sich untertan macht, landeigene und fremde, dieser kühne Individualismus der Sprache mit all den Eigenwilligkeiten und Verschnörkelungen von Wort und Formgebrauch und wieder mit all den Geschwungenheiten und Gelöstheiten der Satzgestalt — was ist das, wenn es nicht deutsch ist? Zu einem spätgotischen Stoff griff Goethe, um das Tiefste deutschen Wesens zu gestalten, zum Doktor Faust. Und in diesem Faust gewinnt auch der Sprachschöpfer Goethe seine letzte, fast ist man versucht zu sagen, seine gotische Gestalt. Und wenn man den Sprachstil der Iphigenienzeit mit einem Tempel vergleicht, so gemahnt der Faust an einen dunkelhellen, vielformigen mittelalterlichen Dom.

Wir heißen alles willkommen, was der Schöpfer Goethe an Sprachgestalten geschaffen hat: das Brausen der Geniesprache, diesen Sprung in eine, wenn auch eigen verstandene Natursprache, der immer noch fortzeugend weiterwirkt; ebenso den Adel und das Maß der klassisch durchgeformten Sprache der mittleren Zeit. Aber es steht diesem Gedächtnisjahr an, daß wir vor allem des alten, des vollendeten Goethe gedenken, der auch als Sprachschöpfer ein Vollender war. Nicht nur in dem Sinn, daß er sich eine letzte Eigenform geschaffen hat, sondern in dem tieferen, daß es letztes deutsches Wesen ist, was er vollendet hat.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Goethe und das deutsche Mittelalter

Festvortrag in Weimar am 7. Juni 1936

Nicht nur seine Zukunft, auch seine Vergangenheit muß ein Volk sich erobern, wenn es sich als eigenes geistiges und politisches Wesen entfalten will. Und es scheint ein Gesetz tieferen und bewußteren volklichen Lebens zu sein, daß mit dem Ausgreifen in die Zukunft gewöhnlich auch ein Zurücklangen in die Vergangenheit verbunden ist. Wir erleben es in unseren Tagen ja handgreiflich, wie die neue Zukunft auch eine neue Vergangenheit sucht und will, nicht nur um sich an der Größe der Vergangenheit zu erfreuen, sondern in tieferem Sinn, um der Einheit des Wesens 'Volk' bewußt zu werden und Kraft und Richtung aus diesem Bewußtsein zu gewinnen. Aber der Weg in die Vergangenheit ist nicht schneller und leichter zu finden als der in die Zukunft; er führt, auch das lehrt unsere Gegenwart, durch Dunkel, Nebel und Irrtum. In Stößen nur und Stufen vermag sich ein Volk seine Vergangenheit zu erobern. Wir erleben heute einen solchen Stoß: erst in unseren Tagen ist es so weit, daß die germanische Vorzeit unserem Volksbewußtsein angefügt wird, daß ein reineres und treueres Bild germanischen Altertums nicht nur Besitz weniger gelehrter Köpfe bleibt, sondern auf dem Wege ist, vorläufig noch von allerlei Phantastik und Überschwang begleitet, in die Eigenvorstellung und das Selbstgefühl des deutschen Volkes einzugehen.

Die vorausliegende Etappe fällt in Goethes Lebenszeit; das ist die Eroberung des deutschen Mittelalters. Auch sie ist verbunden mit einem nationalen Zukunftsdrang, der 'deutschen Bewegung', wie wir es heute nennen, auch sie mußte durch Überschwang und Verkennung hindurch. Goethe, das ist die gemeine Meinung, hat an dieser Eroberung kaum einen Anteil; und wie er kühl und zweifelnd abseits stand, als sein Volk in die Befreiungskriege ging, so sah er kühl und zweifelnd zu, als die Romantiker daran gingen, nicht nur die Schätze des deutschen Mittelalters zu heben (das hatte man schon früher begonnen), sondern sie in den geistigen Lebensstrom der Nation wieder einzufügen. Die Antwort auf diese bedenkenvolle Betrachtung heißt: Goethe ging seinen eigenrichtigen Weg zum Mittelalter, aber auch dies war ein deutscher Weg.

Man kommt in solchen geschichtlichen Fragen nicht voran, wenn man nicht versucht, die Ebene der Zeit zu gewinnen und von ihr aus Umschau zu halten. Goethe sagt ganz spät einmal, im Jahre 1826, daß er an Paul Flemings deutschen Gedichten lesen gelernt habe, ohne ihn eigentlich gelesen zu haben. 'In Franzband, ehrenvoll, mit goldverziertem Rücken' standen die Werke der Fleming, Canitz, Besser in seines Vaters Bibliothek. Das heißt

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

also: bis in die Opitzianische Epoche reichte für die Zeit, in die Goethes Jugend fiel, das Bewußtsein eines lebendigen, ungeteilten literarischen Zusammenhangs, über anderthalb Jahrhunderte hinweg — nicht viel anders als in unseren Tagen, wo die ehrenvollen Einbände mit goldverziertem Rücken bei Lessing, Goethe und Schiller einsetzen. Aus Gottsched, Bodmer, Lessing und manchem andern läßt es sich bestätigen, daß mit Opitz die literarische Neuzeit begann, die wirkende literarische Ahnenreihe, die noch der Gegenwart verknüpft war. Jenseits Opitz bereits begann die Vergangenheit, und zwar eine noch unerschlossene Vergangenheit, die dem allgemeinen Zeitbewußtsein viel dunkler war als uns die Zeit vor unsern Klassikern: Hans Sachs war diesem Zeitbewußtsein unbekannt, und es gehörte Glück dazu, ein Exemplar seiner Werke in die Hand zu bekommen.

Goethe gebührt durchaus ein Platz in der Reihe derer, die das geschichtliche Bild unseres Volkes von sich selbst erweiterten, die dem historischen Bewußtsein der Nation sozusagen einen neuen, weiteren Ring angefügt haben. Aber wie es organisch und natürlich war, dieser Ring bedeutete das 16. Jahrhundert. Hierfür brachte der Frankfurter Bürgersohn, den täglich von der Zeil die alten Giebel ansahen, die inneren und äußeren Vorbedingungen mit. Der altgewohnte Luther und der neueroberte Hans Sachs vereinigten sich ihm wohl zu einem Bild, und dies Bild erweiterte sich bis zur Mitte der siebziger Jahre immer mehr, wenn wir Goethes altdeutsche Lektüre in der Jugendzeit auch nicht sicher zu fassen vermögen und nicht jede Spur so deutlich ist wie die, die zu Hutten führt. Die Malerei, von Dürer bis zu den wenngleich jüngeren Niederländern, zu denen sich Goethe damals immer wieder bekannt hat, mochte das Bild sättigen. Der 'Götz' und die Studien, die sich an ihn knüpfen, gaben der geschichtlichen Vorstellung nach einer anderen Seite hin Grund. Nicht mit Unrecht hat man gesagt, daß für Goethes Anschauung vom 16. Jahrhundert Götz von Berlichingen und Hans Sachs als eine Art von Seitenstücken gefaßt werden müssen: die unangekränkelte Geradheit, Schlichtheit, Derbheit hier ritterlich, dort bürgerlich ausgeprägt. Die rechtsgeschichtlichen Studien in Straßburg über den Ursprung der Selbsthilfe zwischen den Reichsgliedern und dergleichen Fragen stellten wieder neue Seiten ins Licht. Das Ergebnis war, daß der vorweimarische Goethe wirklich eine Anschauung gewann von der 'Epoche zwischen dem 15. und 16. Jahrhundert' (wie es in Dichtung und Wahrheit heißt); tatsächlich lag das Schwergewicht auf der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Goethe gewann ein Bild nicht nur von dem Kulturgehalt, sondern auch von dem spezifischen Menschentum der Epoche. Die Zeit lebte ihm, und sie lebte ein gültiges und anerkanntes Leben. Das war eine Eroberung, wenn wir uns auch nicht darüber täuschen dürfen, daß es der geistigen Lage einer jungen Generation bedurfte, um diese Eroberung zu machen, daß der Sturm und Drang sich selbst in jene Zeit zurückspiegelte und sich in ihr wiederfand. Deshalb konnten die Älteren auch nicht mit: für Klopstock, der sich mit den altgermanischen Barden so gut verstand, blieb das spitzgiebelige alte deutsche Nürnberg eine unverstandene, verschlossene Stadt, wie für so manchen seiner Zeitgenossen. Und Bodmer, der sich bei den Minnesängern so wohl fühlte,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

nannte es schlechtweg eine Unverschämtheit, sie gegenüber dem Hans Sachs zu vergessen. Es ist der ewige Unterschied der Generationen.

Jenseits des 16. Jahrhunderts aber brach es für Goethe ab. Vom Mittelalter hatte Goethe kein geschichtliches Bild; da fehlte die Fläche, auf die er den einzelnen künstlerischen Eindruck hätte projizieren können. Dies Bild hatte damals noch niemand. Welche Mühe hat Lessing, in seinen 'Collectaneen zur Geschichte der deutschen Sprache und Dichtung', die dem Ende der siebziger Jahre angehören, die Steine zusammenzutragen, mit denen die Brücke von den Minnesängern zu Luther gebaut werden soll, und es bleiben doch nur einzelne Steine. Wie kümmerlich und zerstückt ist das Bild, das Herder noch Anfang der neunziger Jahre von der altdeutschen Literatur entwirft: die wichtigste Stelle, der sogenannte 'schwäbische Zeitpunkt', bleibt überhaupt weiß. Bodmer ist beileibe kein Gegenzeuge. Wir wollen ihm den Ruhm nicht verkümmern, daß er als erster mit beiden Händen in die deutsche Literatur des hohen Mittelalters griff, aber er tat es doch mit mehr Liebe als Verstand; die Editionstätigkeit, die er und seine Genossen ausübten, anfänglich begrenzt, gefällig, bemüht, gewann schließlich einen Zug von Monomanie — wenn da immer roher und besinnungsloser riesige Massen mittelalterlichen Versgutes ausgeschüttet wurden, vom Minnesang über das Nibelungenlied bis zu den Karls- und Artusepen, Versmassen, zu denen jeder Zugang fehlte. Den Kommentar zu seinen Minnesängern, getröstete sich Bodmer, würde ein anderer schreiben. Die Zeit blieb taub und mußte taub bleiben: so ließ sich der schwäbische Zeitpunkt nicht erschließen. Es fehlte das Wichtigste, der äußere und innere Boden nämlich, auf den man diese Dichtung hätte stellen können. Der ganze Aufwand Bodmers und seiner Freunde hat denn auch zu seiner Zeit nichts gewirkt als eine matte Mode, das ist die Minneliederdichtung der Gleim, Bürger, Hölty, Miller zu Anfang der siebziger Jahre. Aber man soll Goethe nicht schelten, daß er diese Mode nicht mitgemacht hat. Es war ja gar kein Mittelalter, das aus den Minneliedern der Musenalmanache sprach.

Unter ihren lieben Schafen
Fand ich eine Hirtin schlafen,
Zucht und Unschuld im Gesicht.
Ihre roten, zarten, süßen,
Losen, lieben Lippen küssen
Konnt ich nicht . . .

so legt sich Gleim ein stilstrenges Minnelied des Königs Wenzel von Böhmen zurecht. Wenn die innere Verkennung des Minneliedes auch nicht immer so weit ging, im ganzen bleibt es doch wahr: erst dachte man die alten Lieder um, und dann dichtete man sie um. Man dachte sie ebenso unbefangen wie notgedrungen ins Moderne um, eben weil sie eines eigenen Zeit- und Lebenshintergrundes völlig entbehrten. Aber daß der Goethe, der von der Anakreontik zu den Friederikenliedern vorgeschritten war, Abstand hielt von dieser Dichtung, das zeichnet ihn aus. Der Eindruck, den Goethe damals gewonnen hat, haftete: er bewahrt dem 'Singsang der Minnesänger' seine Abneigung.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

In der bekannten Anzeige des Wunderhorns, die so aus vollem Herzen am alten deutschen Liede sich freut und ein so sicheres Gefühl für das Naiv-Poetische bekundet, sträubt er sich mitzugehen, sowie er aus einer Liedergruppe das 'umständliche klang- und sangreiche Minnesängerwesen' herauszuhören meint. Wir wissen heute, wie weit Bodmer danebengriff, wenn er die nativa iucunditas des Minnesangs verkündete, wie weit auch Tieck fehlte, wenn er seine Natürlichkeit und Unbefangenheit pries. Goethe urteilte kühler, aber falscher urteilte er nicht.

Nur an ein hochmittelalterliches Werk hat Goethe sich mit vollem, übervollem Herzen hingegeben. Aber auch dies Werk weiß er noch nicht in seine Zeit zu stellen; es steht bei ihm vor einem falschen Hintergrund. Das ist das Straßburger Münster. Man begreift es ja, wenn ein Auge, das an das Leichte und Verspielte des Rokoko gewöhnt war, auch durch die Wucht der Massen am Straßburger Münster bezwungen wurde. Aber es will uns heute doch nicht der rechte Blickwinkel scheinen, trifft nach unserm Gefühl jedenfalls nicht das Bezeichnende am Stilwillen und am seelischen Gehalt der Hochgotik, wenn der künstlerische Eindruck gerade von dieser Seite her ausgedeutet wird: Du schiltst mich einen Träumer, 'daß ich da Schönheit sehe, wo du nur Stärke und Rauheit siehst' . . . 'Laß die weiche Lehre neuerer Schönheitelei dich für das bedeutende Rauhe nicht verzärteln', so und ähnlich klingt es aus dem Kampfruf 'Von deutscher Baukunst'. Ja nicht einmal die 'charakteristische Kunst', die Goethe in diesem Aufsatz als die einzig wahre hinstellt, spricht sich (so will es uns scheinen) gerade in dem Ebenmaß gotischer Bauformen beispielhaft aus. Goethe sieht eben das Münster vor dem Hintergrund der geistigen Welt des 16. Jahrhunderts, das er sich eben erobert hatte. 'Aus starker, rauher, deutscher Seele' wirkt das Gefühl, das dem Münster Maß und Formen gegeben hat. Es ist dieselbe starke, rauhe, deutsche Seele, die Goethe aus Götz und Hutten ansprach. So erst gewinnt jener Satz aus 'Dichtung und Wahrheit' sein volles Leben, daß das Straßburger Münster einen sehr ernsten Eindruck hinterlassen hatte, 'der als Hintergrund zu solchen Dichtungen (wie Faust und Götz) gar wohl dastehen konnte'. Es bleibt also dabei: nur bis zur Grenzscheide des Mittelalters und der Neuzeit eignete sich Goethe die deutsche Vergangenheit wirklich zu (man denke auch an die früh und massenhaft verschlungenen Volksbücher), als eine Welt, in deren Deutschheit er sich heimisch fühlte, aus der heraus er künstlerisch gestalten konnte. Und es ist, um das schon hier zu sagen, im Grunde dabei geblieben.

Dreißig Jahre und mehr vergingen, ehe sich Goethe ernsthaft mit dem Mittelalter auseinandersetzte — wenn wir das Zwischenspiel übergehen, das in der Beschäftigung mit dem 'Reineke Fuchs' bestand. Und wir dürfen es übergehen; denn beim Reineke wurde Goethe über Gottsched hinaus bis zum Lübecker Druck des Reineke von 1498 geführt, den man damals dem Niederländer Heinrich von Alkmar zuschrieb. Kein Zweifel, daß Goethe auch hier das alte Vorbild in seine Welt des 16. Jahrhunderts einbezog, daß er es innerlich heranrückte an den 'didaktischen Realism', an dem er sich bei Hans Sachs erbaute.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Um ein volles Menschenalter also mußte Goethe noch vorschreiten, ehe er in eine Auseinandersetzung mit dem Mittelalter eintrat, die mehr war als eine flüchtige Begegnung. Es ist ganz lehrreich, daß erst seit 1807 etwa die Worte 'Mittelalter' oder, wie er lieber sagt, 'Mittelzeit', 'mittlere Zeit' ein wirklich lebendiger Bestandteil von Goethes Wortschatz sind. Die Lage war nun von Grund aus anders. Inzwischen war eine neue Generation angetreten und hatte den Vormarsch begonnen über das 16. Jahrhundert hinaus, aber unter einem anderen weltanschaulichen Zeichen. Es scheint so zu sein (auch wir erleben es), daß Sehnsucht und Einsicht sich verbinden müssen, um ein neues Feld der Vergangenheit zu gewinnen: nur wer ein Wunschbild in sich trägt, findet das neue Land. Die Romantiker hatten das Mittelalter erst in sich, ehe sie es in der Vergangenheit fanden. Und das Mittelalter, das sie in der Vergangenheit fanden, spiegelte nur das Bild der eigenen seelischen Lage und ihrer Bedürfnisse. Genau so wie Goethes Sturm und Drang sich im 16. Jahrhundert bestätigt fand, genau so fand sich der zarte, fromme Schönheits-, Einheits-, Allheitstraum der Novalis, Tieck, Wackenroder im Mittelalter bestätigt. Aber erst war der Traum und dann das geschichtliche Bild: erst die Romantik konnte kraft ihrer eignen seelischen Haltung Gefühl und Verständnis gewinnen für das, worin die eigentümliche geistige Größe des Mittelalters lag. Novalis' große Kundgebung 'Die Christenheit oder Europa' hat es am reinsten ausgedrückt. Wir wollen gewiß nicht unzulässig vereinfachen und vereinheitlichen. Das Bild, das Friedrich Schlegel sich vom Mittelalter formte, war nicht dasselbe, das etwa Wilhelm Grimm gewann — entscheidend ist die Tatsache, daß man das Mittelalter als eine geistige Ganzheit erfaßte und sie mit Liebe umfaßte (wie man sie im besonderen auch sehen mochte), nicht anders als wie Goethe das 16. Jahrhundert als eine geschlossene geschichtliche Wesenheit mit dem Herzen ergriff. Entscheidend ist daneben die andere Tatsache, daß die Romantik die Ganzheit des Mittelalters mit Vorliebe vom Christlich-Katholischen her begriff und beleuchtete.

Diese Zeitlage muß man sich vergegenwärtigen, wenn man Goethes Weg zum Mittelalter recht würdigen will. Goethe war den Sechzigern nahe, als er ernsthaft ans Mittelalter ging, er hatte die Jahre erreicht, wo man einen Standort haben und behaupten muß. Und dieser Standort war für ihn die griechische Antike, die Großheit, Klarheit, Menschlichkeit ihres Kunst- und Lebensgefühls. Die Frage geht uns heute nicht an, was für eine aufbauende Leistung, was für eine reinigende Tat die Aufrichtung dieses neuen Ideals von künstlerischer und geistiger Haltung bedeutet, wenn man sie nur vor dem richtigen Hintergrund sieht, dem Hintergrund eines geistig zerfahrenen, ohnmächtig suchenden Jahrhunderts, das seine stärkste Bindekraft bis in die siebziger Jahre und darüber hinaus immer noch in der französischen Klassizität, der französischen Aufklärung, dem französischen Geschmack fand. Genug, die Begegnung mit dem deutschen Mittelalter bedeutete für den alternden Goethe nicht nur das Zusammentreffen mit einer neuen Generation, sondern den Zusammenprall des eignen sauer errungenen Kunst- und Weltbildes mit einem völlig anders ausgerichteten Kunst- und Weltbild.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Goethes Beschäftigung mit dem deutschen Mittelalter seit 1805 ist also nicht, wie man es wohl genannt hat, die Eroberung einer neuen Bildungsprovinz, wie ein Jahrzehnt später sein Ausgreifen in den Orient, sondern sehr viel mehr: es ist das Kernfeld seiner Auseinandersetzung mit der Romantik. Die griff, wie man weiß, sehr tief, und sie warf ihre Schatten auf jedes mittelalterliche Buch, das Goethe las, auf jedes mittelalterliche Bildwerk, das er betrachtete.

Darum ist es kein Wunder, wenn Goethe nur recht zögernd den Wegen der Romantiker ins neue gelobte Land folgte. 'An Entdeckung guter und brauchbarer Stoffe in den älteren deutschen Gedichten zweifle ich keineswegs und hoffe künftig auf deren Mitteilung', schreibt er 1797 kühl und entfernt an August Wilhelm Schlegel, der das Verdienst hat, Goethes Blicke wieder auf dies Feld gelenkt zu haben; und im selben Jahr sucht er (wie ein Brief an Schiller meldet) den jungen Hölderlin zurückzuhalten, 'der noch einige Neigung zu den mittleren Zeiten zu haben schien'. Erst ein Jahrzehnt später, als sich namentlich am Nibelungenlied allerorten die Begeisterung für die altdeutsche Dichtung entzündet hatte, als die Nibelungen längst einen 'eigentlichen Nationalanteil' gewonnen hatten, machte auch Goethe sich das Werk wirklich zu eigen, immer noch von außen getrieben, weil die Damen des Hofes mit der Dichtung vertraut zu werden wünschten. Goethe hat sich, im Winter 1808 auf 1809, ein volles halbes Jahr dem Nibelungenlied hingegeben, mit einem Ernst und einer Unbefangenheit, wie gewiß nicht alle Romantiker, die von ihm schwärmten. August Wilhelm Schlegel hat von den Nibelungen bekanntlich geurteilt: 'Das Gedicht ist dem innersten Geiste nach christlich', so sicher er auch das übereinanderliegen von Schichten herausfühlte. Er hat so geurteilt, weil es ihm nahelag, auch dies Werk unter den christlichen Himmel des romantischen Mittelalters zu stellen. Goethe kam mit dem Gedicht schwer zurande, er wußte ihm den Ort nicht recht zu finden (bezeichnend die Anfrage an Johannes von Müller, in welche Zeit es eigentlich gehöre); er erkannte eben jenen romantischen Himmel nicht an. Dafür traf sein Urteil viel zielsicherer den geistigen Kern der Dichtung. Für ihn sind die Nibelungen grundheidnisch, er findet keine Spur von einer waltenden Gottheit, nicht einmal von einem Fatum, obgleich er sonst wohl das Heidnische und den Schicksalsbegriff in einem sah. Das macht die Nibelungen so furchtbar, meint er, daß sie 'eine Dichtung ohne Reflexe' sind, in der die Helden wie eherne Wesen nur durch und für sich existieren, allein auf sich und ihre Leidenschaften gestellt. Man wundert sich fast, daß Goethe, wenn er schon die ans Antike grenzende Großheit des Werkes anerkannte, nicht einmal den Blick von den Nibelungen auf die antike Tragödie gelenkt hat, sondern sie immer nur gegen den Homer stellte. Aber eben dieser 'eherne Himmel', diese Absperrung von allem übermenschlichen mußte für ihn die Nibelungen über das Mittelalter hinausrücken, in eine düstere, gestaltlose, nicht weiter abzugrenzende Vorzeit hinauf. Goethe hat die Nibelungen, seit er 1805 zuerst einiges aus ihnen vorlas, nicht mehr aus dem Auge verloren; immer wieder forderte die Begegnung mit einem Menschen oder einem Buch ihm ein Urteil ab: sind ihm doch selbst Lachmanns Untersuchungen 'über die ursprüngliche

Gestalt des Gedichts von der Nibelungen Not' noch durch die Hände gegangen; sie stehen heute noch in seiner Bibliothek. Uns ist mancher Ausspruch Goethes über die Nibelungen fremd geworden, weil wir Homer nicht mehr als den absoluten Maßstab anerkennen können, den er für Goethe bedeutete. Mir will immer die letzte Äußerung Goethes über das Epos wie eine Art Endurteil erscheinen; es ist jener bekannte Spruch, den Eckermann 1829 aufgezeichnet hat: 'Das Klassische nenne ich das Gesunde, und das Romantische das Kranke. Und da sind die Nibelungen klassisch wie der Homer; denn beide sind gesund und tüchtig.' Der Spruch ist streng und zugespitzt, aber darum eben weist er in die Sphäre der tieferen Entscheidungen. Wie Goethe hier hart Abstand nimmt von dem Romantischen, so hebt er die Nibelungen aus dem romantischen Mittelalter heraus.

Diese Abwehr gegen ein Weltbild, das dem seinen fremd ist, spürt man sehr oft durch, wo Goethe sich grundsätzlich zum Mittelalter äußert; und fast kann man sagen: was Goethe vom Mittelalter ergriff und festhielt, das hat er nicht mit den Romantikern, sondern gegen sie sich zugeeignet. Die 'modernen religiosen Mittelältler', die alles, Genießbares und Ungenießbares, mit dem Schaum der überschätzung bedeckten, haben ihm öfter das unbefangene Urteil schwer gemacht. Goethe hat in jenen Jahren um die Nibelungen herum, von 1805 bis 1812, nicht wenig Mittelalterliches gelesen, wenn ihm auch nie wieder ein Denkmal soviel nachgehenden Eifer und soviel Bewunderung abgewonnen hat wie die Nibelungen. Durch von der Hagens 'Buch der Liebe' kam ihm 1809 der Karlsroman Fierrabras und die Geschichte von Tristan und Isolde, beides in junger Prosa, in die Hände; durch desselben von der Hagen 'Heldenbuch' 1811 eine ganze Reihe von Dietrichsepen in erneuerten Versen. Jene Romane las er gern und ließ er gelten: da war es wieder der derbe Holzschnittstil des 16. Jahrhunderts, der ihn ansprach. Das Heldenbuch ließ ihn kühl, obgleich von der Hagen es ihm mit einer überschwänglichen Widmung aufgedrungen hatte, die ihm ein Kopfschütteln abzwingen mußte: 'Es hat sich eine alles verwandelnde Zeit dazwischen gelegt', so begegnet er dem Anspruch der von der Hagenschen Vorrede, daß von dem, was ein Volk einmal in seiner Muttersprache niedergelegt habe, eigentlich nichts untergehen könne, daß es hier ein Alt und Neu im Grunde nicht gebe, und daß, was von der Vorzeit an die Jahrhunderte des Mittelalters weitergegeben wurde, das Anrecht habe, vom Mittelalter an die Gegenwart gereicht zu werden. 'Eine alles verwandelnde Zeit', sagt Goethe: die des 16. Jahrhunderts ist ihm noch greifbar und nahe; daher denn auch diese mittelalterliche Lektüre ganz eingebettet ist in die Beschäftigung mit alten deutschen Volksliedern, Volksbüchern, Sprichwörtersammlungen, Chroniken und dergleichen, aus denen das Ursprüngliche, Derbe, Tüchtige, Kräftige, Sittliche zu seinem Herzen redete. Aber das 13. Jahrhundert, für uns die Höhe des Mittelalters, war für Goethe fern und fremd. Nur ein Dichtwerk aus dem hohen Mittelalter, und zwar ein außerordentlich echtes Werk, hat Goethe eine längere Äußerung entlockt, und sie klingt wenig freundlich. Es ist der 'Arme Heinrich' Hartmanns von Aue. Das 'an und für sich höchst schätzenswerte Gedicht' verursacht ihm physisch-ästhetischen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Schmerz. 'Den Ekel gegen einen aussätzigen Herrn, für den sich das wackerste Mädchen aufopfert, wird man schwerlich los, wie denn durchaus ein Jahrhundert, wo die widerwärtigste Krankheit in einemfort Motive zu leidenschaftlichen Liebes- und Rittertaten reichen muß, uns mit Abscheu erfüllt.' Man spürt solchem Urteil ab, wieweit Goethe sich von diesem Jahrhundert getrennt fühlt, eben durch die Mauer einer alles verwandelnden Zeit. Goethe hat im Jahre 1809 die größten Dichtwerke des hohen Mittelalters in der Hand gehabt, Hartmanns Iwein, Gottfrieds Tristan, Wolframs Parzival, wenn auch in dem rohen Müllerschen Abdruck; er hat 1810 auch die Minnesänger noch einmal vorgenommen. Aber wir wissen das nur aus den Ausleihbüchern der Weimarer Bibliothek; bei Goethe meldet keine Zeile davon, kaum daß man in diesem oder jenem Ausspruch eine flüchtige Spur gewahrt. Man hat gelegentlich gesagt: hätte Goethe statt des ungeschickten von der Hagen einen literarischen Freund gehabt, der ihn so klug und zielsicher zu den literarischen Denkmälern des Mittelalters geführt hätte wie Sulpice Boisserée zu seinen Bildern und Baudenkmälern, er hätte eine andere Stellung gewonnen. Ich glaube, die Hypothese ist falsch gestellt. Man muß sagen: wären die literarischen Denkmäler aus Stein oder Farbe gewesen, plastisch, anschaulich, mit einem Blick zu übergreifen, dann hätte Goethe vielleicht mehr davon ergriffen. Aber das ist ja der Nachteil des fliehenden Wortes der Dichtung, nun gar alter Dichtung: der Zugang ist so schwer. Auch Goethe hat öfter darüber geklagt. Wäre der Wolframsche Titurel ein Gebilde aus Stein, er wäre heute eine Wallfahrtsstätte der Nation wie die steinernen Wunder des Bamberger Doms. So aber sind es nur ein paar hundert Verse.

Seien wir ehrlich: wer von uns weiß denn etwas von der ritterlichen Dichtung des Mittelalters, wenn er nicht gerade von Berufs wegen damit zu tun hat? Wem würde es anders gehen als Goethe, der, als der Verleger ihm von der Hagens mittelhochdeutsche Tristanausgabe vom Jahre 1823 verehrte, ein paar Bogen in der Mitte aufschnitt, las, um das Buch nach zwei Tagen ohne viel Worte beiseite zu legen. Und wenn Goethe den Parzival wirklich gelesen hätte, er hätte kaum etwas anderes in ihm sehen können als das 'krausborstige Ungeheuer', das er einmal im Straßburger Münster zu finden meinte, und der leidende König mit dem Gralszauber wäre ihm gewiß verdächtig gewesen als ein neuer Zeuge für das Widerwärtige und Trübe der Zeit.

Die Beschäftigung mit dem Mittelalter hat ja auch keinen dichterischen Niederschlag bei Goethe gefunden, so nachdrücklich ihn Berufene und Unberufene immer wieder auf das Mittelalter als Fundgrube poetischer Stoffe hinwiesen; von der Hagen hätte ihn am liebsten als den 'Sophokles des altdeutschen Homer' gesehen: er bat ihn einmal rundheraus, den Nibelungenstoff zu einer Reihe von Tragödien umzumünzen ... Man weist wohl hin auf den Maskenzug von 1810, betitelt 'Die romantische Poesie'; aber er zählt nicht recht. Denn erstens wurde Goethe das Schema mit fast all den Gestalten alter Dichtung, die es vorführt, von Siegfried und Brunhild bis zu Rother und Herlind, durch den Präsidenten von Fritsch dar-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

geboten — vermutlich um zu verhindern, daß der Dichter der Hofgesellschaft, die nun einmal dem altdeutschen Zeitgeschmack huldigte, wieder antikisch kam. Schwerer wiegt, daß die Dichtung selber zeigt, wie leicht und obenhin Goethe den Gegenstand nahm. Hier bleibt das Mittelalter im Grunde im minniglichen Klingklang hängen. Man merkt diesem Maskenzug an, daß er mit spielender Hand einer Art Modelaune nachgibt. Und viel zeichenhafter und bekenntnisschwerer ist der Maskenzug von 1818, der die weimarischen Kunstbemühungen vor der Kaiserinmutter Maria Feodorowna auftreten läßt. Da steht wieder alles vor antiken Hintergründen, kein Wort weist ins Mittelalter. Neben Wielands, Herders, Schillers Werken meldet Goethe zwei eigne Schöpfungen zu Wort, aber — überraschend genug — den Götz und den Faust. Das zeichnet doch nicht nur das neue künstlerische Wollen, das diese Werke gegenüber dem französischen Klassizismus verkörpern, sondern hier spricht der Dichter aus in einem Jahrzehnt, wo die altdeutsche Welle hoch und höher stieg, was er schon für die Eroberung des deutschen Altertums getan hatte und wo für ihn die Grenze lag.

Viel deutlicher als bei Goethes altdeutscher Lektüre wird einem bei Goethes Beschäftigung mit der altdeutschen Kunst, in welchen Bezirken eigentlich die Entscheidungen fielen und was sie bedeuteten. Als Sulpice Boisserée in Heidelberg seine wundervolle, geschichtlich aufgebaute Sammlung altdeutscher Malerei aufgestellt hatte, als er die Zeichnungen und Risse für den Kölner Dom und andere Zeugen der alten Baukunst herrichtete, wollte er um die Wende 1810 zu 11 mit einem Teil seiner Schätze auch nach Weimar kommen. Aber Goethe hat den Besuch, wie Charlotte von Schiller zuverlässig berichtet, hintangehalten. Ihn schreckte der Einbruch eines Fremden, er nennt es nicht ungern das 'Dunkel-Romantische' oder das 'Wunderlich-Romantische', in die Klarheit, das Maß, die Helle der Welt, die er sich erschaffen hatte. Und als dann ein paar Monate später Boisserée mit seinen Zeichnungen wirklich kam — es gehört zu dem Erwärmendsten und Menschlichsten, was man in Goethes Gesprächen lesen kann, wie dann doch die ruhige, zurückhaltende Sachkunde des klugen Kölners Goethes Widerwehr überwand. Aus dem Abfall von der Gotik, den die römischen Jahre gebracht hatten, wurde eine Rückkehr zur Gotik. Aber Goethes Hinwendung zum Kölner Dom und was sie alles im Gefolge hatte, bedeutete im Grunde viel mehr als das hingerissene Bekenntnis zum Straßburger Münster, vierzig Jahre zuvor. Man muß sich nur klar machen, daß Goethe gerade damals, in den Jahren 1809 bis 1811, sich an der Hand von Hirts 'Baukunst nach den Grundzügen der Alten' aufs eingehendste mit antiker Architektur befaßte. Da ist diese Wendung ein Stück Selbstüberwindung und Versöhnung, sozusagen ein neues Fußfassen in Goethes Auseinandersetzung mit dem romantischen Geist, die ihn die letzten dreißig Jahre seines Lebens hindurch nicht einen Augenblick lang freigegeben hat.

Man weiß, wieweit der Erfolg von Boisserées Bemühungen trug, daß er nach ein paar Jahren zu der Reise in die Rhein- und Maingegenden führte, die Goethe vor allem die alte deutsche Malerei innerlich nahebrachte; Jan van Eyck hat Goethe überwältigt, wenn es ihn gewiß auch vor mancher

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

der alten heiligen Tafeln überkommen hat wie vor den Bildern frommer Romantiker: 'Zum Rasendwerden! Schön und toll zugleich.' Man weiß, daß aus der Rhein- und Mainreise Goethes Zeitschrift 'Kunst und Altertum' erwuchs, die recht eigentlich die Plattform geworden ist für die Begegnung der neugewonnenen und neugesehenen deutschen Altertümer mit den antiken Werten, darüber hinaus in tieferem Verstande das Mittel einer immer erneuten Selbstprüfung und Selbstbehauptung in dem großen geistigen Umbruch der Zeit. Nirgends besser als in dieser Zeitschrift ist zu erkennen, wie Goethes Betrachtung des Mittelalters und sein Blick auf die eigne Zeit im Reflexverhältnis zueinander stehen. Und sehr bezeichnend nach beiden Richtungen hin ist, daß das 'Christlich-Religiose' eine Art Stichwort für die Auseinandersetzungen abgibt, nicht nur in der derberen Tonart Heinrich Meyers, der recht unsanft mit dem 'neuen altertümelnden katholisch-christelnden Kunstgeschmack' umspringt, sondern auch in der linderen Goethes, der doch immer nur mit einer leisen Abwehr auf die christlich-religiosen Gesinnungen da und dort hinweist.

Man müßte nun, wenn man ein rundes Bild von Goethes Verhältnis zum Mittelalter entwerfen wollte, sehr viel mehr ins Einzelne gehen. Man dürfte den Blick nicht, wie es meist geschieht, beschränken auf die Felder von Literatur und bildender Kunst. Goethe hat auch der Philosophie und Wissenschaft des Mittelalters seine Aufmerksamkeit geschenkt, wenngleich er gerade hier den Raum zwischen der ausgehenden Antike und der beginnenden Neuzeit als die große Lücke empfand. Er hat sich vor allem sehr eingehend mit mittelalterlicher Geschichte befaßt und hat die Mühe nicht gescheut, Otto von Freising, Widukind von Corvey, Conrad von Ursperg und ähnliche Quellen im Original zu lesen. Dazu traten dann die modernen geschichtlichen Darstellungen: ein Werk wie Raumers 'Geschichte der Hohenstaufen' hat ihn Monate hindurch festgehalten. Aber auch wenn man alles Einzelne zusammentäte, der Gesamteindruck bliebe: Es fügte sich kein Bild zusammen, das ihm das Herz warm gemacht hätte. 'Trüb' und 'düster', das sind und bleiben die kennzeichnenden Beiwörter des Mittelalters bei Goethe. Den Glanz des Rittertums, der uns heute fast zu sehr das Auge blendet, hat Goethe noch nicht gesehen. Im Nibelungenlied findet er einen 'grauerlichen Rittersinn', und an den Kreuzfahrerscharen, die dem Abendland eine neue bunte Welt eroberten, sieht er nur die Entsagung, die den Kriegs- und Pilgerschritt heiligt: 'sie treibt's zu leiden, weil der Höchste litt'. Den goldnen Glanz, den die Romantik auf diese Trübe warf, konnte Goethe nicht gelten lassen, er hätte sich denn untreu werden müssen.

Wilhelm von Humboldt hat einmal von Goethe geurteilt: 'Es hat in niemandem je eine gerechtere, mehr durch die innerste Eigentümlichkeit begründete Scheu vor allem Verworrenen, Abstrusen, mystisch Verhüllten gegeben als in ihm.' Wir müssen begreifen, was für eine geistige und sittliche Leistung es ist, wenn Goethe trotz der seelischen Entfernung immer wieder prüfend und teilnehmend die Werke des Mittelalters in die Hand nimmt, ob es die Bodmerschen und Tieckschen Minnesänger sind oder die Müllerschen und von der Hagenschen Artus- und Heldenepen, lateinische Legenden, franzö-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

sische Verserzählungen der Marie de France, Meistersingersprüche oder Sachsenspiegelzeichnungen. Man hat eine Formel geprägt, die besagt: der junge Goethe ergriff das deutsche Altertum mit dem Herzen, der alte Goethe als Gelehrter, dem es um das geschichtliche Bild zu tun war. Daran ist etwas Richtiges. Schon in der Wunderhornbesprechung will er es den Herausgebern als Verdienst zurechnen, 'wenn sie mitwirken, daß wir eine Geschichte unserer Poesie und poetischer Kultur, worauf es denn doch nunmehr nach und nach hinausgehen muß, gründlich, aufrichtig und geistreich erhalten'. Und in 'Kunst und Altertum' lehrt es jede Seite über Malerei und Baukunst, wie ihm (er sagt: 'meinem Alter und meiner Stellung nach') das Geschichtliche dieser ganzen Angelegenheit das Wichtigste werden mußte. 'Meinem Alter und meiner Stellung nach': da klingt ein Tieferes an, das diese Geschichte doch fühlbar abhebt von gelehrten Studien anderer Art. Denn diese Geschichte griff aufs lebendigste und forderndste in das geistige Ringen des Tages ein. Daß Goethe dies Ringen nicht unerschüttert ließ, mag man auch manchem der späteren Sprüche ablesen. Gern wird der Satz aus dem Anfang der zwanziger Jahre zitiert: 'Wir sind vielleicht zu antik gewesen, nun wollen wir es moderner lesen.' Aber wenig später fällt der andere, in dem das Archimedische 'Gib mir wo ich stehe!' abgewandelt ist zu einem Goetheschen 'Behaupte wo du stehst!' Und wie ein Schlußstrich sieht sich der weise und männliche Spruch an, der erst aus dem Nachlaß ans Licht getreten ist: 'Wenn man älter wird, muß man mit Bewußtsein auf einer gewissen Stufe stehen bleiben.' Goethe bezeichnet sich einmal bescheiden als 'Gast und Wanderer' in der Welt des Altdeutschen. Wenn man sich den Weg dieses Wanderers vergegenwärtigt, der unverhärtet und ohne überschwang in redlichem Bemühen die Dinge zu sehen suchte, wie sie wirklich waren, alles prüfend, nichts von vornherein verwerfend, dabei in reifer Selbstsicherheit dem Boden treu, den er sich gewonnen — man darf wohl anerkennen, daß auch das ein deutscher Weg gewesen ist.

Aber freilich, die Tatsache darf nicht verschleiert werden, daß für Goethe das Mittelalter bei allem Wunsch geschichtlichen Begreifens innerlich eine fremde, ja feindliche Welt geblieben ist. Das bekennt der zweite Teil des Faust, der recht eigentlich den Schlüssel zu Goethes Vorstellung vom Mittelalter gibt. Dies Wunderwerk ist ja gar keine Dichtung üblicher Kategorien, es ist, ich wage das Wort, ein einziger großer Maskenzug, für den das Dramatische fast Vorwand wird, ein Maskenzug, der die ganze ungeheure Bildungswelt des Greises aufrollt mit Positionen und Gegenpositionen in Kunst-, Wissenschafts- und Lebensbetrachtung, mit all den kleinen Häkeleien und großen Auseinandersetzungen, die die letzten Jahrzehnte von Goethes Leben gefüllt haben. Im zweiten Teil des Faust spricht sich recht die gefühlsmäßige Auffassung Goethes vom Mittelalter aus, zuweilen in Verhüllungen und Rätseln, dafür aber um so offenherziger und unbehinderter als etwa in 'Kunst und Altertum', wo der objektive Kulturbetrachter das Wort führte. Kein Zweifel, das Mittelalter und alles, was sich für Goethe gefühlsmäßig aus Vergangenheit und Gegenwart an dieses Wort hängte, ist die eigentliche Gegenposition. Man hat sich manchmal gewundert über die Breite, die Goethe dem mittel-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

alterlichen Geschehen ohne Not einräumt, etwa im vierten Akt, wo die mißgünstigen Kaiserszenen das dramatische Gefüge ganz zerreißen. Das hat mit Drama nichts mehr zu tun; sondern so, indem er sie abschildert, wehrt sich der Dichter gegen jene feindliche Welt. Man muß einmal einen Eindruck davon gewonnen haben (etwa aus den Briefen an Goethe), wie in den zehner und zwanziger Jahren ihn das mittelalterliche Gewoge förmlich umbrandete, wie immer neue Menschen, Vereinigungen, Zeitschriften, Pläne, Unternehmungen aller Art ihn umwarben und bedrängten mit oft wirren, seltsamen, sich überschlagenden Wünschen, wie es in solchen Gründerzeiten eben geht — dann begreift man die innere Nötigung zu solcher Widerwehr.

Es ist aufschlußreich, wie Goethe die ganze Mittelzeit vom 12. bis 15. Jahrhundert zu fassen und zu treffen sich bemüht. Man merkt, wie sein Blick sich erweitert hat, von Maximilian über Karl IV. bis in die staufische Zeit. Gerade sie hat manche Züge hergegeben. Die große staufische Parole 'pax et iustitia', Friede und Gerechtigkeit als Ziel der frischgeschaffenen Welt, klingt im Faust auf, wie sie schon bei Walther von der Vogelweide erklang. Aber wieder sieht Goethe nichts vom Glanz und von der Größe, die doch auch am staufischen Kaisertum hing; er sieht (und wenn man einmal das ganze Mittelalter überschlägt, im Grunde müssen wir seinem Blicke recht geben), er sieht den Wirrwarr der streitenden Kaiser, sieht die aufruhrstiftende, gewinnsüchtige Kirche, 'Burg gegen Burg, Stadt gegen Stadt, Zunft gegen Adel Fehde hat', er sieht das Chaotische der Zustände, aus denen ernste Tüchtigkeiten sich losringen; er sieht (gefühlsmäßig nicht anders urteilend als fünfzig Jahre früher) immer noch 'den eingeschränkten, düsteren Pfaffenschauplatz des medii aevi'. Und Herr auf diesem Schauplatz ist der Satan:

Du aus Norden,
Im Nebelalter jung geworden,
Im Wust von Rittertum und Pfäfferei,
Wo wäre da dein Auge frei!
Im Düstern bist du nur zu Hause.

Goethes Mephisto hat verschiedene Gesichter und ist nicht mit einem Namen zu fassen. Aber, so hart es uns klingen mag, er hat auch dies Gesicht: er ist der Geist des Mittelalters.

Bis auf den Schluß, den romantisch-christelnden Schluß. Goethe hat sich bekanntlich Eckermann gegenüber mit dürren Worten darüber ausgelassen, wie er zu diesem Ausgang gekommen ist: Der Schluß, wo es mit der geretteten Seele nach oben geht, meint er, sei sehr schwer zu machen gewesen; das Übersinnliche habe sich durch die scharf umrissenen christlich-kirchlichen Figuren und Vorstellungen noch am besten fassen lassen. Aber so eine frostige Erklärung will nicht recht stimmen zu der Liebesfülle und Empfindungsglut dieses weiblichen Himmels. Es ist bekannt, daß auch im fünften Akt des Faust Bildungserlebnisse des Dichters ihre Spiegelung gefunden haben, seine Auseinandersetzung mit Dante, sein Studium altitalienischer Fresken, natürlich auch das Studium der altdeutschen Malerei, jene Bilder mit den entrückten Heiligen und den auf Goldgrund stehenden Madonnen. Aber hier traf sich das

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Bildungserlebnis mit tiefen inneren Bedürfnissen Goethes, seiner gehaltenen Ehrfurcht vor dem Jenseitigen und seiner hingebenden Ehrfurcht vor dem Weiblichen — in höherer Späre verrann ihm das miteinander, wie es dem Mittelalter verrann. Und wenn schließlich am Ende der Dichtung nicht mehr Faust, sondern die frommen Frauen und die mater gloriosa das szenische Bild und den seelischen Raum beherrschen, so muß man anerkennen: Hier läßt das Erlebnis des Mittelalters den Dichter nicht kühl wie sonst, hier ruft es nicht nur seine Teilnahme auf wie sonst, sondern hier hat ein Stück Mittelalter Goethe überwunden.

Das führt uns zum Letzten. Nicht allen Zeitgenossen Goethes, die sich romantisch schwärmend dem neuentdeckten Mittelalter hingaben, ist es leicht geworden, die Tatsache hinzunehmen, daß der alte Goethe einen bedächtigeren Schritt hielt als die, die dreißig oder vierzig Jahre nach ihm geboren waren. Es gibt rührende Zeugnisse dafür, daß manche es nicht anders denken konnten, als daß dieser Mann, das unbestrittene geistige Haupt der Nation, auch die Führung haben müsse bei der neuen geistigen Entfaltung, die sich romantisch nannte. Hat man Goethe doch selbst jenen romantischen Erstling, die 'Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders' zuschreiben wollen. Das nachdenklichste Zeugnis für diese frommen Wünsche ist es, wenn immer wieder nach der Jahrhundertwende die Bitte an Goethe erging, den Faust zu vollenden. Warum? Aus den Briefen der von der Hagen und Docen ist es zu entnehmen: Weil man sich als Krönung des Goetheschen Dichtens ein neues, das große altdeutsche Werk von ihm erhoffte, das die gotische Linie der siebziger Jahre zur Vollendung führte. Und als dann der zweite Teil des Faust erschien, fand niemand sich mit ihm zurecht. Wir sehen heute die Romantik und den zweiten Faust aus der Entfernung eines Jahrhunderts, und die Entfernung hat den Blick geklärt und vertieft. Was Goethe einmal als romantischen Hang bezeichnete, 'überall Zusammenhang, Allegorie, Geheimnis aufzusuchen' (man könnte es mit demselben Recht einen mittelalterlichen Hang nennen), wir können dafür nicht leicht ein besseres Beispiel finden als eben den zweiten Teil des Faust. Nur dem oberflächlichen Blick kann der zweite Teil mit Helena und all dem Griechenwesen als abtrünnig erscheinen gegenüber dem ersten Teil, als antik gegenüber dem altdeutschen. Wir überdenken die innere Linie des zweiten Teils, die, bei aller Erdensicherheit, doch nicht zur Ruhe kommt ohne das Auslaufen ins Jenseitige; wir überdenken das seltsam lockere, geheimnisreiche Geflecht der Dichtung mit all ihren Rätseln, Zwielichtern und Hintergründigkeiten; wir überdenken den hemmungslosen Reichtum der Formen und der Töne, oft eigenwillig, schnörkelhaft, bizarr, allen Maßes, jeder Regel spottend; wir fragen nach den seelischen Kräften, die dem Faust gerade diese innere und äußere Haltung gaben, die gerade diese Formen wollten; wir wagen einen Schritt in die Räume, wo das Wollen aufhört und das Müssen regiert — und wir erblicken hinter dem Haupte des Olympiers das eigendeutsche, das gotische Gesicht.

Der alte Goethe hat einmal gesagt: 'Der Irrtum ist viel leichter zu erkennen als die Wahrheit zu finden; jener liegt auf der Oberfläche, damit läßt sich wohl fertig werden; diese ruht in der Tiefe, danach zu forschen ist

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

nicht jedermanns Sache.' Der Irrtum, so kann man sich's für unsern Fall zurechtlegen, besteht darin, daß Goethe, weil er der romantischen Verklärung des deutschen Mittelalters nur zögernd und mit Vorbehalten folgte, ohne von seinen klassischen Idealen in Kunst und Leben zu lassen, nicht deutsch genug gewesen sei. Die deutschesten Männer seiner Zeit, Stein, Arndt, Jahn, die Brüder Grimm haben anders geurteilt.

Und die Wahrheit ist, daß wir den Begriff des deutschen Wesens weiten müssen, um inne zu werden, wie voll Goethe in diesen Begriff eingeht. Wir Deutschen sollen erkennen, daß auch scheinbar Gegensätzliches in der Weite unseres Wesens Platz hat. In den Schnörkeleien des Wikingerstils lebt ein Geist, den wir als ahnenhaft erkennen und anerkennen, und in der Klarheit des griechischen Tempels lebt er auch. Das neue Deutschland baut sich seine königlichen Plätze und seine königlichen Kampfbahnen und Theater mit einer Baugesinnung und einem Lebensgefühl, die ohne die Antike schlechterdings nicht zu denken sind. Und das neue Deutschland baut sich seine Ordensburgen in einem inneren und äußeren Stil, in dem der beste Geist des Mittelalters eine Auferstehung sucht. Wenn wir vor Goethe stehen, das ist das Beglückendste, was er zu schenken hat (dem Reifen, der Junge kann es noch nicht fassen), das Bewußtsein, wie reich wir Deutschen sind.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Anhang

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Aus vaterländischen und politischen Reden

1922.

Es ist keine Frage: Zerfällt Preußen, so ist es auch um das Reich geschehen; es wird, wenn auch äußerlich vielleicht noch zusammenhaltend, zu jenem ohnmächtigen Länderbündel, das vor Jahrhunderten den Namen des Deutschen Reiches trug. Und darum, gerade weil wir mit allen Fasern unseres Herzens am Reichsgedanken hängen, stehen wir zu unserem Preußen, zu dem Preußen Bismarcks oder dem Preußen Friedrichs des Großen, das noch deutlicher und reiner die Züge trägt, die diesem Staatswesen eigentümlich sind. Dies Preußen gilt es zu schützen, und wo es verschüttet ist, wieder zu erwecken, diesen Staat, der lieber zu viel für sich verlangt als zu wenig, der auf kolonialem Boden kämpfend sich mit innerer Notwendigkeit entwickelte zu einem Staat der Zucht und Ordnung, der Nüchternheit und der Arbeit. Nur dies Preußen mit seinem harten und unbedingten Staatsbegriff ist imstande, dem bald partikularistisch sich verschließenden, bald freiheitlich und weltbürgerlich zerfließenden deutschen Wesen den rechten festen Rahmen zu schaffen. An diesem Preußen hängt das Reich. Das soll keine Überhebung sein gegenüber unseren Brüdern im Süden. Wir wissen genau, was sie vor uns voraus haben, und wir neiden ihnen manchen Vorzug; aber die staatsbildende Kraft haben sie nicht, die liegt im Norden Deutschlands. Das beweisen unweigerlich die letzten Jahrhunderte deutscher Geschichte.

Es liegt unter all dem, was heute Sozialismus heißt, verschüttet ein tiefer sittlicher Gedanke, von dem man verstehen kann, wie er die Geister gerade hochgesinnter Menschen bezwingt, der Gedanke, daß nur das gemeine Ganze Regel und Richtschnur für den Einzelnen sein darf, daß er selbstlos und uneigennützig auf seinem Platze zuerst dem Ganzen und dann erst sich selbst zu dienen habe, daß er nur vom gemeinen Wohl sein eigenes Wohl empfange. Aber dieser ethische Grundgedanke des Sozialismus ist ja gar nicht so neu; er ist im Grunde eins mit dem preußischen Staatsgedanken, wie er sich am reinsten wohl im Friedericianischen Preußen darstellt, mit der Idee des autoritativen Staates, wie sie sich in ihrer besonderen Farbe unter den großen preußischen Königen entwickelt hat, mit der Idee des souveränen Staates, der alle zu seinen Dienern macht vom König bis zum letzten Handwerksmann herunter.

Wir wissen freilich auch, daß politische Formen nicht ewig sind, daß sie Wandlungen und Umbildungen unterworfen sind, wie alle Formen menschlichen Lebens. Aber noch viel tiefer wissen wir, daß jedes Volk sich selber verwirklichen muß, daß seine politischen Formen aus ihm selber quellen müssen, daß es nur wachsen und blühen kann, wenn es den Kräften vertraut, die ihm erbeigentümlich sind, die *seine* Volkspersönlichkeit aus-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

machen nach ihrem inneren Wesen und nach ihren äußeren Formen. Spengler hat ganz recht: Ein Volk kann sich seine Staatsform im Grunde gar nicht aussuchen; sondern es hat die Form, die es ist, und diese Form muß es gestalten. Deshalb bekennen wir uns aus geschichtlich tief verwurzelter Überzeugung heraus zu den staatlichen Lebenskräften, die uns groß gemacht haben: sie müssen uns wieder großmachen; sie allein können es, weil sie die spezifisch deutschen Lebenskräfte sind.

Es ist ein alter Ruhm des deutschen Studenten, daß er von jeher sein politisches und nationales Handeln bestimmen ließ nicht von kühlen Berechnungen, sondern von gesunden, warmherzigen, von innen herausquellenden Impulsen. Auch wir bekennen uns heute zu dem Glauben, daß Leben und Schicksal eines Volkes nicht bestimmt wird von toten mechanischen Faktoren, sondern letzten Endes von den starken inneren Kräften, von großen Ideen und großen Leidenschaften. Niemals wäre das alte deutsche Reich erstanden, wenn es nicht eine Sache des Herzens und der Leidenschaft gewesen wäre, und auch das neue Deutsche Reich kann nur erstehen, wenn es mit den Kräften des Herzens ergriffen wird.

1926.

Man darf den völkischen Gedanken um Gotteswillen nicht verwechseln mit irgendwelchem blinden und gewalttätigen Hurrapatriotismus. Man darf ihn auch nicht verwechseln mit der Rassenfrage; gewiß, die rassische Aufartung ist ein wesentlicher Teil an ihm, aber doch nur ein Faden in dem Gewebe; wer glaubt, dem völkischen Gedanken allein mit dem Rassenthermometer genugtun zu können, der nimmt ihn zu einseitig und zu flach. Und am allerwenigsten darf man ihn verwechseln mit einem Parteiprogramm. Der völkische Gedanke ist in seinen Besten vielmehr eine neue seelische Haltung, eine neue innere Einstellung gegenüber dem Volk und dem Staat, der sein Gefäß ist. Was der Kern des völkischen Gedankens ist, klingt hell aus einem Arndtschen Wort: 'Verflucht sei, wer von seinem Volke lässet, und elendiglich gerät das Werk des Mannes, welcher keine Liebe hat.'

Der alte preußische Staat, aus dem heraus und mit dessen Mitteln Bismarck schuf, war aufgebaut auf dem Gedanken der Pflicht, und was das für eine Basis ist, ermessen wir erst heute recht, wo wir die Zerbröckelung dieses Pflichtbegriffes erleben. Diese staatliche Grundlage zu vertiefen, zu beleben, zu beseelen, das ist die große Aufgabe, die Bismarck uns hinterlassen hat; das ist die große, die größte Aufgabe, die der Volkstumsgedanke zu lösen hat, die nur er lösen kann.

'Es gibt kein edler Ding, denn leiden', hat einer der größten Denker des deutschen Mittelalters gesagt, und er meinte die seelische Läuterung und Vertiefung, die das Leiden schaffen kann, wenn es in ein starkes Herz fällt. Auch einem starken Volke kann der Niederbruch zum Segen werden, und wir sind ein starkes und zukunftsvolles Volk trotz allem und allem. Der Weltkrieg war eine Probe, die unwiderleglich ist. Aber Einkehr und Besinnung sind not, wenn dieser Segen des Leides reifen soll.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Es ist mit der Wissenschaft wie mit der Kunst. Wenn Sie wissen wollen, was an ihr ist, zeigt sie Ihnen sehr verschiedene Gesichter: es gibt solche Künstler und solche, und es gibt solche Gelehrte und andere. Wenn Sie wissen wollen, was an der Wissenschaft ist, dürfen Sie nicht diesen oder jenen Gelehrten betrachten, dürfen Sie sich nicht einmal an den Durchschnitt halten, sondern dann müssen Sie die Starken fragen. Für sie gilt: Wissenschaft ist Kampf, ein Kampf, der oft genug seinen Träger aufzehrt wie nur irgendein anderer Kampf. Glauben Sie nicht, daß Wissenschaft etwas für Zärtlinge und Schwachbrüstige sei. So wenig gewalttätig ihre Erscheinungsformen zu sein pflegen, sie verlangt ein festes, oft ein hartes Herz — Sie werden es schon noch merken.

Sie kennen vielleicht die Definition: Was ist ein Professor? Ein Professor ist ein Mann, der anderer Meinung ist. Das ist in der Tat die treffendste Definition, die man vom Gelehrten geben kann: das unablässige, erbitterte, immer erneute Ringen um eine Erkenntnis, die der eines anderen überlegen ist, das ist das Wesen des Wissenschaftlers. Diesen äußeren Gegner muß man bestehen lassen, sonst hebt man die Wissenschaft auf. Es wird gut sein, ihn auch an den Universitäten bestehen zu lassen. Sonst lernen Sie vielleicht exerzieren, aber nicht kämpfen.

Gleichschaltung ist das Wort unserer Tage, und wir erleben diese Gleichschaltung auf vielen Gebieten mit dem Gefühl tiefster Befreiung, wir empfinden sie auf dem Felde des Innerstaatlichen als eine geradezu geniale Lösung alter und schwerer deutscher Fragen. Überzeugungen freilich lassen sich nicht gleichschalten, auch wissenschaftliche nicht, und selbst wenn es ginge: ich habe vorhin angedeutet, warum es nicht einmal gut wäre. Wir rühren damit an das Problem der Freiheit von Forschung und Lehre, das natürlich in unserer heutigen Lage wieder viel erörtert wird. Ich scheue mich nicht, auch vor Ihnen schon einiges darüber zu sagen. Wir müssen hier, glaube ich, scheiden zwischen der Wissenschaft an sich und der Wissenschaft, die sich, an den Universitäten zumal, staatlicher Pflege erfreut. Was der einen recht ist, braucht der andern nicht notwendig billig zu sein.

Zunächst wollen wir festhalten: Keine Wissenschaft ist frei im Sinne völliger Voraussetzungslosigkeit. Wissenschaft ist gebunden an Persönlichkeit und Charakter des Forschers und Lehrers. Und dieser Forscher und Lehrer soll sich als gebunden empfinden durch die Gliedschaft innerhalb seines Volkskörpers.

Die Wissenschaft ist weiterhin nicht frei im Sinne des Freihandelssystems, so daß man alle Waren ins Land läßt, daß man dem Kaufmann keinerlei Bindungen auferlegt, daß man alles frei wachsen läßt, alles mit gleicher Liebe behegt und bepflegt. Auf diesem Wege werden die Universitäten zu Warenhäusern. Die staatliche Wissenschaftspflege kann hier ohne ein gewisses Wertesystem, ohne Abstufungen und Unterscheidungen nicht auskommen. Deutsche Sprache und orientalische Sprachen, deutsche Volkskunde und afrikanische Ethnologie — in der ideellen Sphäre reiner Wissen-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

schaft ist es dasselbe, aber für den Anspruch auf Pflege, Förderung und Vertretung an den Universitäten ist es nicht dasselbe. Hier sind zweifellos, aus einem mißverstandenen Begriff der Universitas heraus, Fehler begangen worden, die wieder gutzumachen sind. Hier ist, um im Bilde zu bleiben, eine Ökonomie nötig, die Angebot und Nachfrage an deutschen Universitäten in eine gesündere Beziehung setzt.

Absolut und unnachgiebig frei dagegen ist die Wissenschaft in ihrem Ringen um Wahrheit. Hier kann es keine Abhängigkeiten geben, auch nicht von politischen Zielsetzungen. Ich bin überzeugt, daß der Wissenschaft hier von außen her keinerlei Gefahr droht — eher fast könnte ich mir denken, daß die Wissenschaft von sich aus auf der Hut zu sein hat. Gerade in Zeiten wie der unseren klingt manches zeitgemäß und manches vielleicht weniger — die Wissenschaft muß unbestechlich bleiben.

Da gibt es nur einen Trost: Weil die Luft harsch und herb ist, in die die echte Wissenschaft mit ihrem Wahrheitsdrang führt, deshalb ist sie reinigend und gesund. Nur in dem letzten Willen zur Wahrheit hat die Wissenschaft ihr Recht, das ist das Adeligste an dem Handwerk, das wir treiben, daß der Kampf um den höchsten sittlichen Begriff, eben um die Wahrheit geht — auch wenn der Kampf einmal seinen Träger gegen sich selbst stellt, auch wenn die Wahrheit einmal unbequem ist.

Die Wahrheit ist das Ziel des denkenden Menschen; der wissenschaftliche Mensch ist der theoretische Mensch. Dieser theoretische Mensch mit seiner interesselosen Forscherarbeit ist ein Wert an sich, ist eine der großen menschlichen Bestimmungen. Der theoretische Mensch ist zugleich aber ein notwendiger praktischer Faktor innerhalb des Kulturlebens. Für gewisse, und zwar besonders hochgelagerte Aufgaben eines Kulturvolkes ist Wissenschaft und wissenschaftliche Schulung unentbehrlich.

Echtes Führertum ist eine Gabe, die überall da sein und überall nicht da sein kann. Die Wissenschaft kann hier keinerlei Sonderrecht in Anspruch nehmen, und es ist eine schiefe Sicht, wenn man ihr Sonderpflichten auferlegen will. Die Wissenschaft ist ein menschenbildender Faktor neben vielen anderen. Es ist kein Segen, für sie nicht und für die Menschen nicht, daß man ihr in unserem Bildungs- und Erziehungstrieb etwas zu Obligatorisches und Ausschließliches gegeben hat.

Es sollte niemand zur Universität kommen, der nicht geeignet, nicht gewillt, der vor allem innerlich nicht stark genug ist, um sich hinzugeben an das, was nun einmal das Eigentliche der Universität ist, an den Geist des Theoretischen, den Geist der reinen Wissenschaft. Jeder von Ihnen muß wissen, daß es hier nur um ein einziges, schweres und mühevolles Ziel geht, das ist die Wahrheit, die strenge, oft unbequeme, oft unbarmherzige Wahrheit, daß es hier keinen größeren Feind gibt als Illusionen, Schlagworte, Massenmeinungen.

Die Wissenschaft kann den Führer nicht schaffen, sie kann ihm nur das Rüstzeug geben; aber Sie alle soll sie zu tapferen und geraden, zu wissenden und wahrhaftigen Menschen machen, die, wenn nicht als Führer, so jedenfalls als Vorbilder ihrem Volke zu dienen haben.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Juli 1933 (vor Studenten):

Was wir in diesen Monaten mit brennendem Herzen erleben, man kann ihm mancherlei Namen geben, man kann es auch die große Objektivierung nennen: das Bewußtwerden natürlicher Bindungen und Zusammenhänge, die Abgrenzung und Zuteilung sachgegebener Aufgaben und Pflichten, mit einem Wort die Herstellung gesund-natürlicher Ordnungen, so wie das große Objekt, auf das wir bezogen sind, das Volk und sein Organismus, es verlangt. Dieser Organismusgedanke, der sich als ein absolut objektiver Gedanke einem über alle Grenzen geschlagenen Subjektivismus entgegenwirft, ist mit das Bezwingendste an der geistigen Haltung der neuen Zeit. Dieser Gedanke verlangt auch eine neue Objektivierung der Wissenschaft. Wir wollen dabei, obgleich sie eigentlich hierher gehört, die Frage aus dem Spiele lassen, welche Rolle der Wissenschaft an sich im geistigen Gesamthaushalt der Nation zuzuweisen ist — auch hier verlangt der Organismus Neuordnungen, um unnatürliche Entwicklungen zurecht zu rücken. Manchem hat sich hier das Bild verschoben: Schäden, die sozusagen in einer falschen Ökonomie bestehen, hält er für Schäden, die aus einem falschen Wissenschaftsbegriff entspringen. Aber wir wollen nur fragen, was aufs Innere gesehen die neue Objektivierung der Wissenschaft bedeutet. Die Antwort ist schon oben angedeutet: ein Verhalten, das sich in Ehrfurcht, Dienst, Redlichkeit (lauter neu anerkannten Tugenden) dem Objekt hingibt und sich nicht individualistisch die Herrschaft über das Objekt anmaßt. Also klare und saubere Trennung der Gültigkeiten des Dichters und des Gelehrten.

Freilich, lassen sie sich trennen? Die schöpferische Phantasie des Gelehrten ist rein der Qualität nach schwerlich unterschieden von der des Dichters. In dem Entscheidenden der geistigen Leistung schöpfen sie aus derselben Quelle. Das ist es, was die ganze Frage erst zum Problem werden läßt, zu einem Problem, das verschiedene Zeitalter, je nach ihrem Geist, verschieden zu lösen versucht haben. Bei solchen Fragen muß die Antwort sich daran genügen lassen, wenn sie den Sinn ihrer Zeit trifft. Dieser Sinn ist heute Objektivierung. Der Dichter lebt vom Einfall, der Gelehrte auch. Der Unterschied aber besteht darin, daß es beim Dichter der freie, dem Subjekt verantwortliche Einfall, beim Gelehrten dagegen der disziplinierte, dem Objekt verantwortliche Einfall ist. Der Dichter baut sich seine Welt aus sich, der Gelehrte findet eine gegebene Welt vor, die er erkenntnismäßig zu durchdringen hat. Der Dichter ordnet sich über, der Gelehrte ordnet sich unter — dem Objekt nämlich, dem seine Arbeit gilt.

Es ist heute öfter von einer neuen Romantik die Rede, und man begegnet ihren Spuren schon, auch in der Wissenschaft. Wir lassen gelten, was uns an Kräften des Glaubens und des Enthusiasmus aus einer solchen Romantik zuwächst; denn alle Kraft ist uns nötig. Aber wir wollen nicht verkennen, daß Romantik uns heute auch sehr gefährlich werden kann, weil sie dem tiefen Sinn der Zeit durchaus entgegenläuft; denn dieser tiefere Sinn zielt auf neue Klarheit, neue Unterscheidungen, neue Ordnungen. Die Romantik hatte ihre Größe darin, alle Gültigkeiten zu vermengen. Die neue Zeit verlangt: Jedem das Seine, auch dem Dichter und dem Gelehrten.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Starke Völker sind konservativ, starke Geschlechter und starke Menschen sind es auch. Dabei meint konservativ sein nicht das Alte erhalten, sondern das Artgerechte, das Wesenseigene und Wesensfördernde erhalten. Dies Konservativsein meint nicht Beharren und Erstarren aus Beschränktheit (das gibt es auch), sondern es meint Hüten und Vererben aus Verantwortung. Dies Konservativsein bedeutet: von sich selber absehen und sich in der Kette fühlen, bei der jedes Glied an das vorhergehende gebunden und dem folgenden verpflichtet ist.

Jede Revolution, die diesen Namen verdient, sucht nicht das Neue, sondern das Echte. Jede wirkliche, d. h. fruchtbar wirkende Revolution zerstört nicht, sondern sie legt frei.

Zu den stärksten, eigentümlichsten und unterscheidensten Erbanlagen des deutschen Geistes gehört die Kraft des theoretischen Denkens — nur wer an seinem Volke zweifelt, kann daran zweifeln. Mit anderen Worten: Wer an sein deutsches Volk und an das 'Blut', das heißt im tiefsten Sinne doch: an die innere Mitgift dieses Volkes glaubt, der muß auch an den Geist der Wissenschaft in diesem Volk glauben, mit mindestens demselben Recht wie an den Genius seiner Kunst.

So folgern wir: Was liegt an dem einzelnen wissenschaftlichen Fach oder gar an dem einzelnen Gelehrten? Nichts. Alles liegt an der geistigen Welt, die hier zusammengebaut wird aus Tausenden von Bausteinen und Tausenden von Menschengeistern, diese Welt nicht nur als Substanz verstanden, sondern als Potenz.

Die wissenschaftliche Einzelmaterie ist recht belanglos, wichtig ist nur die geistige Kraft, die als Ergebnis der Mühen unzähliger Einzelhirne auf ebenso unzähligen Einzelfeldern dem Volksganzen zur Verfügung gestellt wird. Denn darüber wird keine Meinungsverschiedenheit bestehen, daß, wenn der Gesamtorganismus des Volkskörpers die höchste Stufe seiner Leistungsfähigkeit erlangen soll, neben den physischen auch die geistigen Kräfte dieses Körpers gepflegt werden müssen. Der Mann, der über Turfan-Texten brütet, tut also nichts Unnützlicheres als der Elfsekundenläufer, sie tun vielmehr, jeder auf seine Art, dasselbe: der eine hilft den körperlichen, der andere den geistigen Leib seines Volkes bauen. Dabei will ich gern einräumen, daß es gelehrte Absonderlichkeiten und Schnurrpfeifereien gibt, aber auf welchem Felde menschlicher Betätigung gibt es die nicht? (Es wäre schade, wenn es sie nicht gäbe.) Nur das kann ich nicht einräumen, daß man die Wissenschaft anhalten müsse, um jeden Preis die Beziehung zum Leben zu suchen. Das würde, grob gefaßt, darauf hinauslaufen, praktische Wissenschaft zu treiben und die theoretische, rein aufs Geistige gestellte hintanzuhalten. Stellen wir uns einmal vor, es würde bei uns durch ein paar Generationen hin nur lebensnahe Wissenschaft getrieben, also technische, praktische, überhaupt angewandte Wissenschaft in jedem Sinn: was würde die Folge sein? Unzweifelhaft die, daß auch unser praktisches Können allmählich verdorrte. Ein Volk braucht auch eine immer wieder keimfähig gehaltene geistige Humuserde. Sie zu schaffen und aus den

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

mannigfachsten geistigen Subjekten und Objekten zu mischen, ist die vom Volksganzen her begriffene Aufgabe der Wissenschaft. Was bedeutet da die wissenschaftliche Materie und ihre größere oder geringere Lebensnähe? Es ist grob materialistisch, vom kleinen Augenblicksnutzen aus gedacht, und ohne Sinn für größere und tiefere Wirklichkeiten, wenn eine Kritik der Wissenschaft als solcher an diesem Punkte einsetzen wollte.

Es ist ein verbreiteter Irrtum, als käme es bei der Wissenschaft vornehmlich aufs Wissen an — das ist nur das Handwerkszeug. Den Gelehrten macht nicht das Wissen, sondern das Urteil. Und was wissenschaftliche Schulung zu vermitteln hat, ist nicht irgendwelcher Stofffkram, sondern ist die Weckung und Stärkung bestimmter geistiger und charakterlicher Fähigkeiten. Vielleicht kann ein Bild deutlich machen, worauf wir abzielen. Der Mensch lebt nicht nur im irdischen Raum, den er in Jahrtausenden sich untertan gemacht hat; er lebt ebenso in einem geistigen Raum, der gleichfalls in Jahrtausenden mit Blut und Schweiß erobert wurde. Wissenschaftlich geschult sein heißt an den Grenzen dieses geistigen Raumes im Kampf gelegen haben, heißt die geistige Frontlinie kennen, in irgendeinem Abschnitt, heißt die Waffen dieses Ringens selbst einmal gehandhabt haben und seine Möglichkeiten übersehen. Wo Wissenschaft ernst genommen wird, ist dieser geistige Schützengraben ein ganz ähnlicher Menschenbildner, Wertmesser und Ausleser, wie wir den irdischen kennengelernt haben.

Es spricht nicht gegen, sondern für den Erziehungswert der Wissenschaft, daß manche auf der Strecke bleiben. Seit Jahrzehnten trage ich den Spruch von Theobald Ziegler im Gedächtnis, der mir in Studententagen einmal zugeflogen ist: 'Es müssen Jünglinge gewagt werden, damit Männer werden'. Wer die Aufgabe der Wissenschaft auf dieser Linie sieht, müßte wünschen, daß das wissenschaftliche Prinzip sich in den Universitäten wieder reiner auswirke, als es sich heute unter der Engsinnigkeit angeblicher Berufsnotwendigkeiten, unter der Unsinnigkeit gewisser Examensbestimmungen und dergleichen auswirken kann.

Der junge deutsche Mensch bekennt sich zu männlichen Tugenden: Disziplin, Beherrschung, Härte, Ausdauer, Energie, Treue, Tapferkeit. Seine körperliche Ausbildung wird ganz auf diese Zielpunkte abgestellt; seine geistige muß es auch. In der Wissenschaft stecken alle Möglichkeiten zu einer solchen geistigen Zucht. Nur muß sie in ihrem erzieherischen Sinn begriffen und nach diesem erzieherischen Sinn geübt werden, von den Professoren und von den Studenten.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Schriftenverzeichnis

Die in die 'Kleinen Schriften' aufgenommenen Arbeiten sind mit einem * versehen.

Wichtigste Abkürzungen:

Anz. = Anzeiger für deutsches Altertum.
ATB. = Akademischer Turnbund.
ATV. = Akademischer Turnverein.
DAZ. = Deutsche Allgemeine Zeitung.
DLZ. = Deutsche Literaturzeitung.
Jb. = Jahrbuch.
SBA. = Sitzungsberichte der Berliner (Preußischen) Akademie der Wissenschaften.
ZfdA. = Zeitschrift für deutsches Altertum.
ZfdB. = Zeitschrift für deutsche Bildung.
Zs. = Zeitschrift.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

1905

1. Einiges über den ATV. Graz. Altherrenztg. des ATV. Berlin 22, S. 124—26.

1907

2. Festrede gehalten auf dem Winterfest des ATV. Berlin. Akad. Turnbunds-Blätter 20, S. 61 f.

1909

3. Festrede auf die Damen am Winterfest des ATV. Akad. Turnbunds-Blätter 22, 61—63.

1910

4. Daniel, eine Deutschordensdichtung. Kap. I—III. Phil. Diss. Berlin. 70 S.

1911

5. Daniel, eine Deutschordensdichtung. Berlin, Mayer & Müller. (Palaestra, Bd. 101). VI, 178 S.
6. Die poetische Bearbeitung des Buches Daniel aus der Stuttgarter Handschrift. Berlin, Weidmann. (Deutsche Texte des Mittelalters, Bd. 19). XXII, 162 S.
7. Selbstanzeige der Ausgabe des Daniel. Germ.-Rom. Mschr. 3, S. 568.
8. Damenrede beim Gründungskommers des ATV. Altherrenztg. des ATV. der Märker. Nr. 2, S. 25 f.

1912

9. (Bespr.) F. Wastian, Wilhelm Fischer, der Grazer Stadtpoet. München 1911. Burschen heraus 25, S. 15.

1913

10. Studien zu Naogeorg I. II. ZfdA. 54, S. 297—338.

1914

11. Deutsches Wörterbuch, Bd. IV, Abt. I, Tl. 6, Lfg. 1 (Greander—Grenzförster).
12. (Bespr.) A. Becker, Die Sprache Friedrichs von Spee. 1914. Herrigs Arch. 132, S. 182 f.
13. (Bespr.) E. Juethe, Der Minnesänger Hiltbolt von Schwangau. 1914. Herrigs Arch. 132, S. 423 f.

1917

*14. (Bespr.) M. H. Jellinek, Geschichte der neuhochdeutschen Grammatik von den Anfängen bis Adelung. 1913/14. Anz. 37, S. 119—22.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

1919

15. Deutsches Wörterbuch, Bd. IV, Abt. I, Tl. 6, Lfg. 2 (Grenzfort—Grille).

1920

16. Studien zu Naogeorg III. ZfdA. 57, S. 193—222.
*17. Zur Charakteristik der Soldatensprache. Neuere Sprachen 28, S. 152—164.
18. Das Marienleben des Schweizers Wernher aus der Heidelberger Handschrift, herausgeg. von Max Päpke, zu Ende geführt von Arthur Hübner. Berlin, Weidmann. (Deutsche Texte des Mittelalters, Bd. 27.) XVIII, 287 S.
19. Gedächtnisrede bei der Gedenkfeier des ATV. der Märker für seine im Kampfe für das Vaterland gefallenen Mitglieder am Totensonntag, 23. Nov. 1919. Altherrenztg. des ATV. der Märker 10, Nr. 19, S. 1—5.
20. (Bespr.) O. Mausser, Deutsche Soldatensprache. 1917. Anz. 39, S. 10—14.

1921

21. Hochzeitsladespruch aus Plösen 1767. Heimatbilder aus Oberfranken 6, S. 78.
22. (Bespr.) Eine westfälische Psalmenübersetzung aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts, unters. u. hrsg. v. E. Rooth. 1919. Herrigs Arch. 142, S. 276 f.
23. (Bespr.) Fr. Seiler, Die Entwicklung der deutschen Kultur im Spiegel des deutschen Lehnworts, Bd. 2. 3. Aufl. 1921. Herrigs Arch. 142, S. 301.
24. (Bespr.) Th. Krueger, Richard Dehmel als religiös-sittlicher Charakter. 1921. Herrigs Arch. 142, S. 301.
25. (Bespr.) Fr. Wahnschaffe, Die syntaktische Bedeutung des mittelhochdeutschen Enjambements. 1913. Herrigs Arch. 142, S. 301 f.
26. (Bespr.) S. Singer, Neidhart-Studien. 1920. Herrigs Arch. 142, S. 302.
27. (Bespr.) Das Nibelungenlied, hrsg. v. F. Zarncke. 16. Aufl. 1920. Herrigs Arch. 142, S. 302.
28. (Bespr.) Der Wiener Oswald, hrsg. v. G. Fuchs. 1920. Herrigs Arch. 142, S. 302 f.

1922

29. Deutsches Wörterbuch, Bd. IV, Abt. I, Tl. 6, Lfg. 3 (Grille — groß).
30. Festrede zur Reichsgründungsfeier des ATV. Berlin. Akad. Turnbunds-Blätter 35, Heft 3, S. 25—29.
31. Anthroposophie und Sprachwissenschaft. Der Tag, Nr. 65 v. 17. März,
32. (Bespr.) H. Schneider, Uhlands Gedichte und das deutsche Mittelalter. 1920. Herrigs Arch. 143, S. 275.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

33. (Bespr.) Fr. Neumann, Geschichte des nhd. Reimes von Opitz bis Wieland. 1920. Herrigs Arch. 143, S. 275 f.
34. (Bespr.) Die deutschen Pergamenthandschriften Nr. 1—200 der Staatsbibliothek in München, beschrieben von E. Petzet. 1920. Herrigs Arch. 143, S. 276 f.

1923

35. Bruchstücke eines neuen mittelniederländischen Karlsromans. ZfdA. 60, S. 249—58.
36. Grund als Femininum. Zs. f. vergl. Sprachforschg. 51, S. 18—27.
37. (Bespr.) H. Meyer-Benfey, Mittelhochdeutsche übungsstücke. 2. Aufl. 1921. Herrigs Arch. 146, S. 282.
38. (Bespr.) Fr. Seiler, Deutsche Sprichwörterkunde. 1921. — Ders., Die Entwicklung der deutschen Kultur im Spiegel des deutschen Lehnworts, 5. Bd. 1921. Herrigs Arch. 145, S. 285—87.
39. (Bespr.) B. Delbrück, Grundlage der neuhochdeutschen Sprachlehre. 1920. Herrigs Arch. 145, S. 288.
40. (Bespr.) E. Roeder v. Diersburg, Komik und Humor bei Geiler von Kaisersberg. 1921. Herrigs Arch. 145, S. 288.
41. (Bespr.) H. Paul, über Sprachunterricht. 1921. Herrigs Arch. 145, S. 288 f.
42. (Bespr.) Fr. Wentzel, Studien zur Dialektgeographie der südl. Oberlausitz und Nordböhmens. — W. Mitzka, Ostpreußisches Niederdeutsch nördlich vom Ermland. — R. Ehrhardt, die schwäbische Colonie in Ostpreußen. 1920. Herrigs Arch. 145, S. 289.

1924

*43. (Bespr.) Rheinisches Wörterbuch, bearb. von Jos. Müller, I. Bd., 1. u. 2. Lfg. 1923/24. DLZ. 45, Sp. 589—96.
44. (Bespr.) R. Martin, Untersuchungen zur rhein-moselfränkischen Dialektgrenze. 1922. — Th. Greferath, Studien zu den Mundarten zwischen Köln, Jülich, M.-Gladbach und Neuß. 1922. DLZ. 45, Sp. 1339—43.
45. (Bespr.) Neidharts Lieder. Hrsg. v. M. Haupt, 2. Aufl. v. E. Wießner. 1923. DLZ. 45, Sp. 2202—04.
46. (Bespr.) W. Kupferschmidt, über den Wortschatz der Berner Parzival-Handschrift. 1923. DLZ. 45, Sp. 2418—20.

1925

47. Die Mundart der Heimat. Breslau, F. Hirt. (Der Heimatforscher, Bd. 1.) 83 S.
48. Arndt und der deutsche Gedanke. Langensalza, Bayer u. Söhne. Friedrich Manns Pädagog. Magazin, Heft 1013.) 33 S.
49. E. M. Arndt als Erzieher unserer Zeit. (Auszug aus einem Vortrag.) Dtsch. Adelsblatt 43, S. 254—58.
50. Neue Aufgaben. Mitteilg. der Ges. 'Deutscher Staat e. V.' 3, Nr. 4 (April), S. 1 f.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

51. Franz Jostes. Heimatbll. d. Roten Erde, Heft 12, S. 555—57.
52. Wer hilft? Aufruf zur Mitarbeit am Westfälischen Wörterbuch. 2 S. (Werbeblatt).
53. Deutsches Wörterbuch, Bd. IV, Abt. I, Tl. 6, Lfg. 4 (groß — grün).
54. (Bespr.) L. Wolff, Der Gottfried von Straßburg zugeschriebene Marienpreis und Lobgesang auf Christus. 1924. Anz. 44, S. 75 f.
55. (Bespr.) Fr. Seiler, Die Entwicklung der deutschen Kultur im Spiegel des deutschen Lehnworts, 8. Bd. 1924. Herrigs Arch. 148, S. 148.
56. (Bespr.) J. van Dam, Das Veldeke-Problem. 1924. Herrigs Arch. 148, S. 149 f.
57. (Bespr.) K. Bartsch, Untersuchungen zur Jenaer Liederhandschrift. 1923. Herrigs Arch. 148, S. 150.
58. (Bespr.) C. v. Kraus, Zu Walthers Elegie. 1924. Herrigs Arch. 148, S. 150.
59. (Bespr.) Thomas Murners deutsche Schriften mit den Holzschnitten der Erstdrucke, Bd. IV, hrsg. v. G. Bebermeyer. 1923. Herrigs Arch. 148, S. 150 f.
60. (Bespr.) K. Luick, Deutsche Lautlehre unter bes. Berücks. der Sprachweise Wiens und der österr. Alpenländer. 1923. Herrigs Arch. 148, S. 155.
61. (Bespr.) E. Wellander, Studien zum Bedeutungswandel im Deutschen, II. Teil. 1923. Herrigs Arch. 148, S. 260 f.
*62. (Bespr.) J. Huizinga, Herbst des Mittelalters. Deutsch v. T. Wolff-Mönckeberg. 1924. DLZ. 46, Sp. 2344—48.
*63. (Bespr.) R. Hildebrandt, Briefe. Hrsg. v. H. Wocke. 1925. — Ders., Volk und Menschheit. Hrsg. v. H. Wocke. 1925. DLZ. 46, Sp. 2098—2102.
*64. (Bespr.) K. Burdach, Die nationale Aneignung der Bibel und die Anfänge der germanischen Philologie. 1924. Theol. Litztg. 50, Sp. 535—37.

1926

65. Die Lieder der Heimat. Breslau, F. Hirt. (Der Heimatforscher, Bd. 4.) 101 S.
*66. Franz Jostes. Rede bei der am 25. Mai 1925 von der (Münsterschen) Universität veranstalteten Trauerfeier. Münster, Krick. (Schriften der Gesellschaft zur Förderung der Westfäl. Wilhelms-Universität zu Münster, Heft 6.) 15 S.
67. Festrede (auf dem ATB. Reichskommers 1926.) Akad. Turnbunds-Blätter 39, Heft 2/3, S. 26—28.
68. Geißlerlieder. In: Merker u. Stammler, Reallexikon der dtsch. Litgesch. I, S. 419.
69. Geistliche Dichtung. In: Merker u. Stammler, Reallexikon der dtsch. Litgesch. I, S. 420—26.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

70. Gutachten über: Grete Lüers, Die Sprache der deutschen Mystik im Werke der Mechthild von Magdeburg. 1925. Verlagsprospekt Ernst Reinhardt Verlag, München. S. 2.

*71. (Bespr.) Die Werke Wolframs von Eschenbach erneuert von Th. Matthias. 1925. Anz. 45, S. 99—103.

*72. (Bespr.) E. Geißler, Erziehung zur Hochsprache. I. Teil. 1925. DLZ. 47, Sp. 1200—04.

*73. (Bespr.) K. Burdach, Vorspiel, Bd. I, 1. u. 2. Teil. 1925. DLZ. 47, Sp. 2084—89.

1927

74. Wege der musikalischen Volksliedforschung. Das dtsch. Volkslied 29, S. 121—24.

75. Volksentsprossene Lieder. Die Heimat. Zs. d. westf. Heimatbundes. 9, S. 34 f.

76. Das Westfälische Wörterbuch. Theuthonista 3, S. 196 f.

77. Die Wahrheit über das Westfälische Wörterbuch. Münstersche Ztg. v. 10. März. (Erschien unter dem Namen von Schulte Kemminghausen, ist aber von Hübner verfaßt.)

78. (Bespr.) G. Frenken, Wunder und Taten der Heiligen. 1925. — W. Schwartzkopff, Sagen und Geschichten aus dem alten Frankreich und England. 1925. — Fr. Ranke, Tristan und Isold. 1925. DLZ. 48, Sp. 14—20.

1928

*79. Eine neue niederrheinisch-westfälische Liederhandschrift aus dem 16. Jahrhundert. Jahrb. d. Vereins f. niederdtsch. Sprachforschg. 53, S. 39—49.

80. Mariendichtung. In: Merker u. Stammler, Reallexikon der deutschen Litgesch. II, S. 332—35.

81. Passional. In: Merker u. Stammler, Reallexikon der dtsch. Litgesch. II, S. 653 f.

82. Psalmendichtung. In: Merker u. Stammler, Reallexikon der dtsch. Litgesch. II, S. 733—36.

83. Sprachreinigung im Ausgang des 18. Jahrhunderts. Forschgn. u. Forschritte 4, S. 138 f.

84. Besprechung über den Plan eines Atlas der Deutschen Volkskunde am 16. und 17. Juni 1928 in der Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft. (Stenogramm der Diskussion.)

*85. Der deutsche Volkskundeatlas. Dtsch. Forschg. (Aus der Arbeit der Notgemeinschaft), Heft 6. Sonderdruck 23 S.

86. Der Atlas der deutschen Volkskunde. Forschgn. u. Fortschritte 4, S. 332 f.

87. Der Atlas der deutschen Volkskunde. DAZ., Nr. 481 v. 13. 10. Beiblatt.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

88. Edward Schröder zum 70. Geburtstage. Forschgn. u. Fortschritte 4, S. 144 f.

*89. (Bespr.) Deutscher Sprachatlas, bearb. v. F. Wrede, I. Lfg. 1926. DLZ. 49, Sp. 565—72.

*90. (Bespr.) Hessen-Nassauisches Volkswörterbuch, ausgew. u. bearb. von Luise Berthold, Bd. 2, Heft 1. 1927. DLZ. 49, Sp. 1456—64.

*91. (Bespr.) H. Kißling, Die Ethik Frauenlobs (Heinrichs von Meißen). 1926. Anz. 47, S. 45—51.

1929

92. Aus der Darfelder Liederhandschrift. In: Volkstum und Heimat. Festschrift für K. Wagenfeld. S. 176—79.

93. Die Forschungsarbeit der wissenschaftlichen Volkskunde und die Mitarbeit der Kirche. Die Dorfkirche 22, S. 369—74.

94. Ein Atlas der deutschen Volkskunde. (Vorträge, gehalten in der öffentl. Kundgebung der Notgemeinschaft d. dtsch. Wissenschaft in Dresden, 2. Dezember 1928.) Berlin. Sonderdruck aus: Dtsch. Forschg. (Aus der Arbeit der Notgemeinschaft) Heft 7, S. 12—22.

95. Der Atlas der deutschen Volkskunde. Zs. f. Volkskde. N. F. 1, S. 1—16.

96. Dass. Heimat. Vorarlberger Monatshefte (Bregenz) 10, S. 167/70.

*97. (Bespr.) W. Peßler, Plattdeutscher Wortatlas von Nordwestdeutschland. 1928. Zs. f. Volkskde. N. F. 1, S. 203—06.

1930

98. Ein Volksliedfragment aus dem 16. Jahrhundert (1537). Jb. f. Volksliedforschg. 2, S. 146—48.

99. Die Lage des Deutschen Wörterbuchs. Anz. 49, S. 73—90 u. 163.

100. Geisteswissenschaft und Großarbeit. DAZ. v. 5. Juni.

101. Bericht über die Deutschen Texte des Mittelalters. SBA. S. LIX.

*102. (Bespr.) R. Stadelmann, Vom Geist des ausgehenden Mittelalters. 1929. DLZ. 51, Sp. 54—60.

1931

103. Die deutschen Geißlerlieder. Studien zum geistl. Volksliede des Mittelalters. Berlin u. Leipzig, de Gruyter. 263 S., 4 S. Hss.-Abb.

104. Deutsches Wörterbuch, Bd. IV, Abt. I, Tl. 6, Lfg. 5 (grün — grundfest. (mit Hans Neumann).

105. Neue Wege zur Vollendung des Deutschen Wörterbuchs. (Werbeblatt der Deutschen Kommission. 4 S. in einem Werbeblatt des Verlages S. Hirzel, Leipzig.)

106. Bericht über die Deutschen Texte des Mittelalters. SBA. S. LXXIX.

107. Bericht über das Deutsche Wörterbuch. SBA. S. LXXXVI—LXXXVIII.

1932

108. Goethe und die deutsche Sprache. Dtsch. Bll. f. erziehenden Unterricht 59, S. 181—84. 188—91. Vgl. 120 u. 171.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

*109. Goethe der Deutsche. Rede bei der Goethe-Gedächtnisfeier des Deutschen Vereins zu London am 23. März 1932. Berlin, Privatdruck für die Londoner Hörer. 14 S.

*110. Antrittsrede in der Preußischen Akademie der Wissenschaften am 30. Juni 1932. SBA. S. CX—CXIII.

111. Der Ackermann aus Böhmen. Vorgetragen am 20. Oktober 1932. SBA. S. 667 (Vornotiz).

112. Bericht über die Deutschen Texte des Mittelalters. SBA. S. LXIX.

113. Bericht über das Deutsche Wörterbuch. SBA. S. LXXVII f.

114. Zum Schluß des Tasso. Anz. 51, S. 90 f.

115. (Bespr.) Deutsche Literatur. Reihe Barock, Abt. Barockdrama, Bd. 4, hrsg. v. W. Flemming. 1932. — Reihe Irrationalismus, Bd. 2, hrsg. v. H. Kindermann. 1932. Anz. 51, S. 83 f.

116. (Bespr.) Dahlmann-Waitz, Quellenkunde der deutschen Geschichte. 9. Auf. 1931/32. Anz. 51, S. 86 f.

117. (Bespr.) K. Schulte Kemminghausen, Die niederdtsch. Märchen der Brüder Grimm. 1932. Anz. 51, S. 241 f.

118. (Bespr.) Deutsche Literatur. Reihe Deutsche Selbstzeugnisse, Bd. 5, hrsg. v. M. Beyer-Fröhlich. 1932. — Reihe Klassik, Bd. 2, hrsg. v. E. Ermatinger. 1932. Bd. 11, hrsg. v. W. Muschg. 1932. — Reihe Politische Dichtung, Bd. 7, hrsg. v. H. Adolf. 1932. Anz. 51, S. 244—46.

1933

*119. Bericht über das Deutsche Wörterbuch. SBA. S. XXVII—XXXI.

*120. Goethe und die deutsche Sprache. Langensalza, Beyer u. Söhne. (Friedrich Manns Pädagog. Magazin, Heft 1369.) 22 S. Vgl. 171.

*121. Alexander der Große in der deutschen Dichtung des Mittelalters. Die Antike 9, S. 32—48 (mit 3 Taf. u. 8 Textabb.)

122. Wissenschaft und neuer Staat. Akad. Turnbunds-Blätter 46, Heft 6, S. 110—12.

123. Die Dichter und die Gelehrten. Ein Vortrag vor Studenten. ZfdB. 9, S. 593—601.

124. Grundsätze für die Herausgabe und Anweisungen zur Druckeinrichtung der Deutschen Texte des Mittelalters, 4. Fassg. Als Ms. gedr. 7 S.

125. Die Lage des Deutschen Wörterbuchs. Forschgn. u. Fortschritte 9, S. 101 f.

126. Geleitwort zu: Bibliographie Edward Schröder. Berlin, Paul Funk. S. 3 f.

127. Das Verhältnis von Wahrheit und Dichtung im mittelalterlichen Schrifttum. Vorgetr. am 2. November 1933. SBA. S. 1026 (Vornotiz).

128. Bericht der Deutschen Kommission (mit Burdach, Petersen und Wilhelm Schulze). SBA. S. LIX—LXXIV.

*129. (Bespr.) S. Singer, Die religiöse Lyrik des Mittelalters. 1933. Anz. 52, S. 84—86.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

130. (Besprr.) C. F. Meyer, Huttens letzte Tage, ed. by Robert Bruce Roulston. 1933. Anz. 52, S. 88.
131. (Besprr.) Fritz Loewenthal, Bibliograph. Handbuch zur dtsch. Philologie. 1932. Anz. 52, S. 89 f.
132. (Besprr.) G. Groddeck, Der Mensch als Symbol. 1933. Anz. 52, S. 155.
*133. (Besprr.) W. Peßler, Deutsche Wortgeographie. 1932. Anz. 52, S. 167—70.
134. (Besprr.) Deutsche Literatur. Reihe Politische Dichtung, Bd. 2, hrsg. v. R. F. Arnold. 1932. — Reihe Romantik, Bd. 5, hrsg. v. P. Kluckhohn. 1932. Bd. 6, hrsg. v. P. Kluckhohn. 1933. Anz. 52, S. 211 f.
135. (Besprr.) Német philologiai dolgozatok, Arbeiten zur dtsch. Philologie. 1932 u. 1933. Anz. 52, S. 214—16.

1934

136. Hermann Wirth und die Ura-Linda-Chronik. Berlin u. Leipzig, de Gruyter. 41 S.
137. Das wahre Gesicht der Ura-Linda-Chronik. Der Tag, 10. Mai.
138. Wissenschaftsfeindlich. Akad. Turnbunds-Blätter 47, S. 29—32.
139. Die Einigung der deutschen Sprache. Muttersprache. Zs. d. dtsch. Sprachvereins 49, Sp. 105—12.
140. Mundart. Württemberg. Monatsschr. im Dienste von Volk u. Heimat 6, S. 150—52.
141. Zum Ezzoliede Str. 16. Anz. 53, S. 236.
142. Gutachten für die Verleihung der Leibniz-Medaille an Prof. Holsten, Stettin. Preuß. Akad. d. Wiss., Verleihung d. Leibniz-Medaille, S. 4 f.
143. Bericht der Deutschen Kommission (mit Burdach, Petersen und Wilhelm Schulze). SBA. S. LVI—LXVIII.
*144. (Besprr.) Von Wenker zu Wrede. Dem Herausgeber des 'Deutschen Sprachatlas' Ferdinand Wrede zum 70. Geburtstage . . . 1933. Anz. 53, S. 16—19.
145. (Besprr.) Germanisch-romanische Studien, Prof. Hugo Suolahti zum 60. Geburtstag am 7. Okt. 1934 . . . dargebracht. 1934. Anz. 53, S. 230 f.

1935

*146. Um das Reichsamt der deutschen Sprache. ZfdB. 11, S. 289—300.
*147. Jacob Grimm. Festvortrag zur Feier der 150. Wiederkehr des Geburtstages von J. Gr. am 4. Januar 1935. SBA. S. XXVIII—XXXIX. Sonderausgabe 14 S. Abgedr.: Zs. f. Deutschkde. 49, S. 153—64.
148. Jacob Grimm und das Deutsche Wörterbuch. Vorgetragen am 10. Jan. 1935. SBA. S. 1 (Vornotiz).
149. Das Deutsche im 'Ackermann aus Böhmen'. SBA. S. 323—98. Sonderausgabe 78 S.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

*150. Einleitung zu: Frühe deutsche Lyrik. Ausgew. u. erl. v. Hans Arens. Berlin, Weidmann. S. 5—28.

151. Deutsches Wörterbuch von Jacob Grimm und Wilhelm Grimm. Vierter Band, 1. Abteilg., 6. Teil, bearb. von Arthur Hübner und Hans Neumann in Verbindung mit der Arbeitsstelle des Deutschen Wörterbuchs. Leipzig, S. Hirzel. 1496 Sp.

152. Vorwort zu: Deutsches Wörterbuch. Bd. XI, Abt. I, H. 1.

153. Bericht der Deutschen Kommission (mit Burdach und Petersen). SBA. S. LXXI—LXXXI.

154. (Bespr.) John Webster Spargo, Virgil the Necromancer. 1934. Anz. 54, S. 74.

155. (Bespr.) H. Dieverge, Jacob Grimm und das Fremdwort. 1935. Anz. 54, S. 79 f.

1936

*156. Goethe und das deutsche Mittelalter. Festvortrag, gehalten am 7. Juni 1936. Goethe. Vierteljahrsschrift d. Goethe-Ges. 1, S. 83—99.

*157. Der Duden und die deutsche Rechtschreibung. Dtsch. Rundschau 1936, S. 219—26.

158. Das neue große mittelhochdeutsche Wörterbuch. Forschgn. u. Fortschritte 12, S. 328 f.

159. Vorwort zu: Deutsches Wörterbuch. Bd. XI, Abt. II.

160. Lessings Plan eines Deutschen Wörterbuchs. Vorgetragen am 9. Januar 1936. SBA. S. 1 (Vornotiz).

161. Bericht der Deutschen Kommission (mit Burdach und Petersen). SBA. S. LIV—LXV.

162. (Bespr.) W. Frels, Deutsche Dichterhandschriften von 1400—1900. 1934. Anz. 55, S. 80 f.

163. (Bespr.) Christi Leiden in einer Vision geschaut, hrsg. v. R. Priebsch. 1936. Anz. 55, S. 150 f.

164. (Bespr.) H. Kunis, Wildenberg, die Gralsburg im Odenwald. 1935. Anz. 55, S. 214.

1937

*165. Gustav Roethe als wissenschaftlicher Organisator. Rede beim Grimm-Fest der Gesellschaft für deutsche Philologie am 9. Januar 1937. Berlin, Privatdr. f. d. Mitgl. d. Ges. f. dtsch. Phil. 20 S.

166. Zur überlieferung des 'Ackermann aus Böhmen'. Vorgetragen am 21. Januar 1937. SBA. S. 4. 22—41. Sonderausgabe 22 S.

*167. Deutsches Mittelalter und italienische Renaissance im 'Ackermann aus Böhmen'. Zs. f. Deutschkde. 51, S. 225—39.

168. Der Ackermann aus Böhmen. Textausgabe. Leipzig, S. Hirzel. XI, 68 S. (Altdeutsche Quellen, Heft 1.) — Geleitwort von Edward Schröder, Einleitung nach Hübners Notizen von Helmuth Thomas.

169. Bewegung. Muttersprache. Zs. d. dtsch. Sprachvereins 52, Sp. 3—5.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

170. Bericht der Deutschen Kommission (mit Heymann und Petersen). SBA. S. LXI—LXXVIII.

171. Goethe und die deutsche Sprache. Goethe, Vierteljahrsschrift der Goethe-Gesellsch. 2, S. 109/124. (Abdruck von Nr. 120.)

Redaktionelle Tätigkeit.

Redaktion des Anzeigers für deutsches Altertum. 51—55. 1932—37.

Redaktionelle Mitarbeit bei den Deutschen Texten des Mittelalters. Berlin, Weidmann. Bd. 20—31, 34—40.

Leitung des Deutschen Wörterbuchs von Jacob Grimm und Wilhelm Grimm. Leipzig, S. Hirzel. 1929—37. (Eigene Lieferungen s. o.)

Herausgabe der 'Forschungen und Funde' N. F., Heft 21 und 22. Münster 1928.

Mitherausgabe der Sammlung 'Palaestra' (mit Brandl und Petersen). Leipzig, Akad. Verlagsges. 1932—37.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Nachrufe

Richard Beitl, Zeitschrift f. Volkskunde 1937, Heft 3, S. 327—28.

Alfred Bergeler, A. H., Worte des Gedenkens bei der Trauerfeier am 7. Mai 1937. Das Germ. Seminar der Univ. Berlin, Festschrift, Berlin u. Leipzig 1937. S. 36—39.

C. Borchling, Korrespondenzblatt d. Ver. f. niederdtsch. Sprachforschung. Heft 50, 1. 1937. S. 3/4.

G. E(is), Die Zeit (Prag). 19. März 1937.

Gerhard Fricke, Zeitschrift f. Deutschkunde 51 (1937). S. 255—56.

Richard Kienast, A. H. zum Gedächtnis, Völk. Beobachter, 15. April 1937.

Heinrich Micko, Berliner Börsenzeitung, 15. März 1937.

Deutsche Zukunft 5 (1937), Nr. 15, 11. April 1937, S. 8 f.

Julius Petersen, A. H. zum Gedächtnis. Deutsche Allgem. Zeitung 1937, Nr. 126, 17. März 1937.

Gedächtnisrede auf Konrad Burdach und Arthur Hübner. Sitzungsberichte der Preuß. Akademie d. Wiss. 1937, S. CXX—CXXX, Sonderausgabe mit Bibliographie, 20 S.

Ulrich Pretzel, A. H., Worte des Gedenkens, gesprochen in der Sitzung der Gesellschaft für deutsche Philologie am 5. Mai 1937. Berlin 1937, Ebering. 15 S.; 2. Abdruck, mit Verzeichnis der Vorlesungen. 16 S. Ebd. 1940.

Edward Schröder, Zum Gedächtnis A. H.s. Forschungen und Fortschritte 13 (1937), S. 155—56.

Anzeiger für deutsches Altertum 56 (1937), S. 80.

Geleitwort zu 'Der Ackermann aus Böhmen', Textausgabe von A. H. Leipzig 1937, S. III—IV.

Paul Weber, Germania, 16. März 1937.

Ferner anonym: Deutsche Allg. Zeitung, 14. März 1937.

Berliner Lokal-Anzeiger, 14. März 1937.

Der Angriff, 16. März 1937 (mit Zeichnung).

Deutsche Zukunft 5 (1937), Nr. 12, 21. März 1937, S. 4.

Muttersprache, Zeitschr. d. dtsch. Sprachvereins 52 (1937), Sp. 157 f.

Research and Progress 3 (1937), Nr. 3, S. 167.

Kurze Berichte in einer ganzen Reihe deutscher Tageszeitungen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Nachwort

In der Auswahl der 'Kleinen Schriften' waren wir naturgemäß durch die notwendige Rücksicht auf den Umfang des ganzen Bandes stark beschränkt. Bis auf eine Ausnahme haben wir nur Gedrucktes aufgenommen. Der Abdruck folgt mit ganz geringen Abweichungen (etwa bei einer übersehenen unbeabsichtigten Wortwiederholung) wortgetreu dem Erstdruck; nur in der nicht gleichmäßig gehandhabten Interpunktion durfte ohne Engherzigkeit gelegentlich nach der allgemein üblichen Regel ausgeglichen werden. Der Aufsatz über den Ackermann aus Böhmen, wenige Tage vor Hübners Tod niedergeschrieben, sollte noch stilistisch ausgefeilt werden, stellt also nicht die endgültig gedachte Fassung dar. Im übrigen wird ja jeder Leser das Bedürfnis fühlen, auch die große Abhandlung über das Deutsche im Ackermann aus Böhmen nachzulesen, die wir nur aus äußeren Gründen hier nicht aufnehmen konnten. Der Vortrag über Lessing ist bisher ungedruckt; er war stellenweise noch nicht ganz druckfertig ausgeführt, und manche Sätze waren nur durch Stichworte festgelegt. Doch schien er uns so wertvoll, daß wir die Fertigstellung und die Drucklegung verantworten zu können glaubten, wobei dann auch einige wenige sachliche Berichtigungen und Ergänzungen notwendig wurden. Der Anhang soll ohne Retouchierung das wahre Bild der menschlichen und wissenschaftlichen Gestalt Arthur Hübners vervollständigen; daher durfte nicht auf einige im Zusammenhang wichtige Äußerungen über Fragen verzichtet werden, wo in der Gegenwart auch abweichende Ansichten vertreten werden. Das Schriftenverzeichnis, das erstmalig in den Sitzungsberichten der Preußischen Akademie der Wissenschaften als Beigabe zu Julius Petersens Gedenkrede gedruckt war, erscheint hier in berichtigter und vervollständigter Form. Der Dank an die dort genannten und einige andere Helfer und Helferinnen bei der Herausgabe dieser Sammlung sei hier wiederholt.

U. P.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

GHP 11BTNH1056+1

<20+>04518E4EC8450556251

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

03M57187

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

P
03

Kunisch und Presel / Arthur Hübner . Kleine Schriften zur deutschen Philologie

M
57187